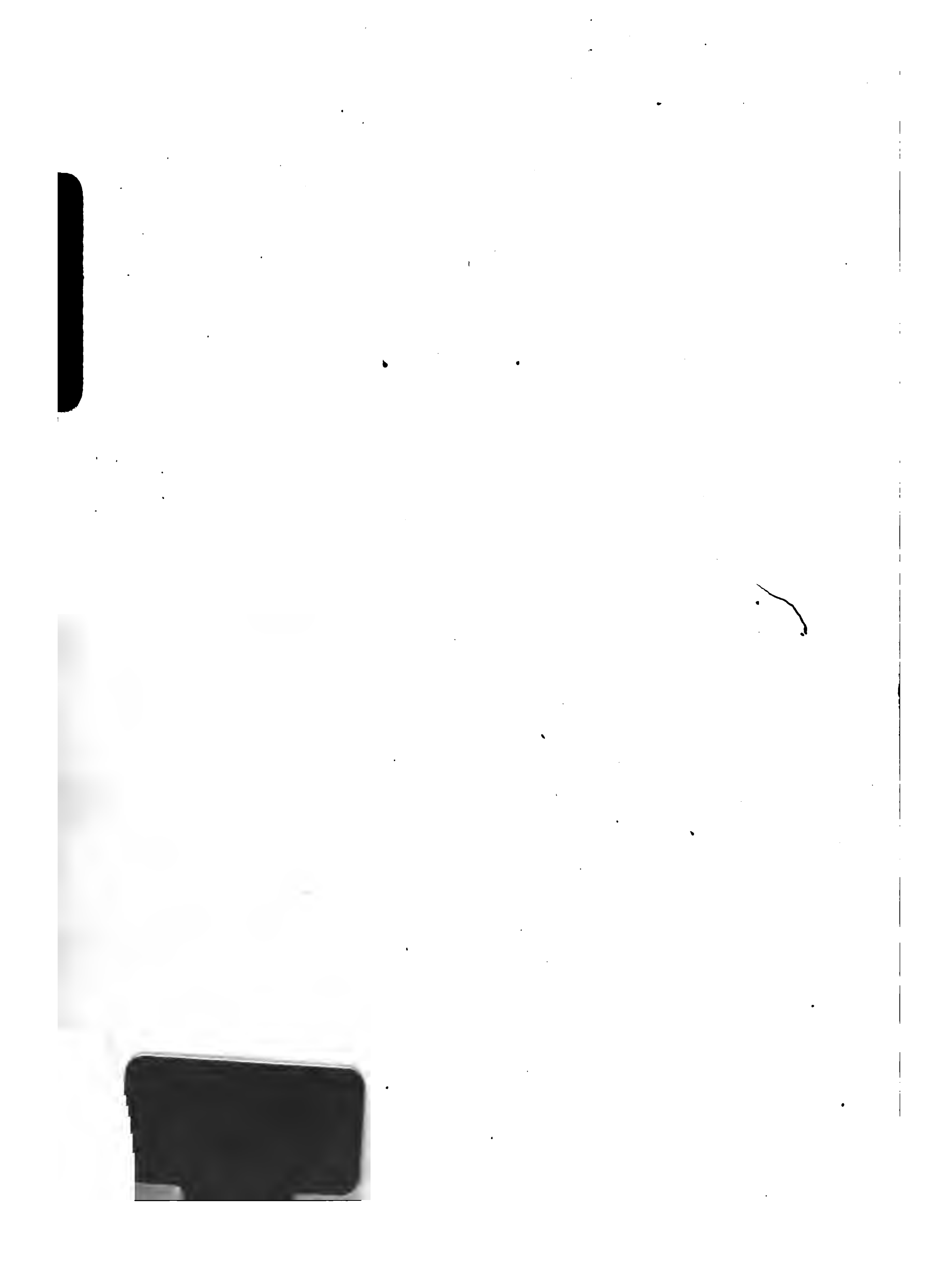

Google


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07024651 1



Der Großgeist

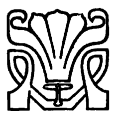
das höchste Menschenideal.

Grundlinien zu einer Philosophie
des Ganzgenies.

Von

Prälat Dr. Engelbert Lorenz Fischer.

„Große Männer sind der Traum der
Jugend und das würdigste Studium des
gereiften Geistes.“ Emerson.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1908.

Der Großgeist das höchste Menschenideal.

Der Großgeist

das höchste Menschenideal.



Grundlinien zu einer Philosophie
des Ganzgenies.

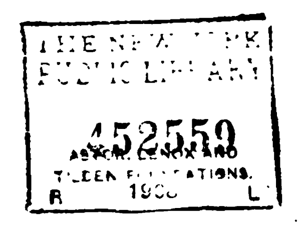
Von

Prälat Dr. **Engelbert Lorenz Fischer.**

„Große Männer sind der Traum der
Jugend und das würdigste Studium des
gereiften Geistes." Emerson.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1908.


452559
R 190 L

Dem ruhmreichen Andenken

der drei größten Geister der Neuzeit:

Leibniz, Goethe, Napoleon

gewidmet.

Werke von Prälat Dr. E. L. Fischer.

I. **Über das Gesetz der Entwicklung auf psychisch-ethischem Gebiet.** Mainz, Kirchheim, 1875. gr. 8°. VII u. 147 S. Preis 2 M.

II. **Heidentum und Offenbarung.** Religionsgeschichtliche Studien über die Berührungspunkte der ältesten hl. Schriften der Inder, Perser, Babylonier, Assyrer und Ägypter mit der Bibel. Mainz, Kirchheim, 1878. gr. 8°. XIX u. 343 S. Preis 6 M. Von diesem Werk erschien auch eine französische und ungarische Ausgabe.

III. **Die Urgeschichte des Menschen und die Bibel.** Würzburg, Woerl, 1879. gr. 8°. 99 S. Preis 1 M. 20 Pf. Vergriffen.

IV. **Über den Pessimismus.** Frankfurt a. M., Foesser, 1880. gr. 8°. 70 S. Preis 50 Pf. Vergriffen.

V. **Das Problem des Übels und die Theodicee.** Mainz, Kirchheim, 1883. gr. 8°. XII u. 221 S. Preis 3 M. 50 Pf.

VI. **Über das Prinzip der Organisation und die Pflanzenseele.** Mainz, Kirchheim, 1883. gr. 8°. XV u. 144 S. Preis 2 M. 40 Pf.

VII. **Der sogenannte Lebensmagnetismus oder Hypnotismus.** Mainz, Kirchheim, 1883. gr. 8°. XIII u. 119 S. Preis 2 M.

VIII. **Die Grundfragen der Erkenntnistheorie.** Kritik der bisherigen erkenntnistheoretischen Standpunkte und Grundlegung des kritischen Realismus. Mainz, Kirchheim. 1887. gr. 8°. XVI u 500 S. Preis 7 M.

IX. **Theorie der Gesichtswahrnehmung.** Untersuchungen zur physiologischen Psychologie und Erkenntnislehre. Mainz, Kirchheim, 1891. gr. 8°. XVI u. 392 S. Preis 7 M.

X. **Das Grundproblem der Metaphysik.** Eine kritische Untersuchung der bisherigen metaphysischen Hauptsysteme und Darstellung des Vernunftenergismus. Mainz, Kirchheim, 1894. gr. 8°. XII u. 212 S. Preis 3 M.

Werke von Prälat Dr. E. L. Fischer.

XI. **Cardinal Consalvi.** Lebens- und Charakterbild des großen Ministers Papst Pius' VII. Mainz, Kirchheim, 1899. gr. 8°. XV u. 350 S. Preis 4 M.

XII. **Der Triumph der christlichen Philosophie** gegenüber der antichristlichen Weltanschauung am Ende des XIX. Jahrhunderts. Mainz, Kirchheim, 1900. gr. 8°. XVI und 400 S. Preis 5 M.

XIII. **Friedrich Nietzsche.** Der „Antichrist" in der neuesten Philosophie. Verlagsanstalt vorm. Manz in Regensburg, 1901. 8°. VIII und 247 S. Preis 3 M. 2., verbesserte Auflage 1906.

XIV. **Die modernen Ersatzversuche für das aufgegebene Christentum.** Verlagsanstalt vorm. Manz in Regensburg, 1903. 8°. XII u. 239 S. Preis 3 M. Dieses Buch wurde auch ins Chinesische übersetzt.

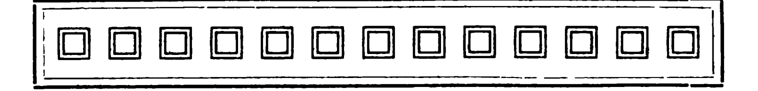
XV. **Erinnerungen und Grundsätze aus meinem Leben.** Verlagsanstalt vorm. Manz in Regensburg. 1904. 8°. XVI u. 364 S. mit zwei Bildern des Verfassers. Preis 3 M. 20 Pf.

XVI. **Napoleon I. Lebens- und Charakterbild.** Leipzig, Schmidt & Günther, 1904. gr. 8°. XXIX u. 256 S. mit 64 Illustrationen. Preis 6 M.

XVII. **Goethes Lebens- und Charakterbild.** Leipzig, Schmidt & Günther, 1905. gr. 8°. Mit 8 Illustrationen. Preis 4 M.

XVIII. **Überphilosophie.** Ein Versuch, die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln. Berlin, Gebrüder Paetel, 1907. gr. 8°. XVI u. 304 S. Preis 4 M.

XIX. **Über den Individualismus,** seine Berechtigung, seine Bedeutsamkeit und seine Grenzen. Vortrag, gehalten in der Aula des Mommsen-Gymnasiums den 28. Mai 1907 zu Berlin. Charlottenburg, Günther, 1907. gr. 8°. Preis 90 Pf.



Vorwort.

In der Vorrede zu meinem Buch „Goethes Lebens- und Charakterbild" (Leipzig 1905) habe ich bemerkt, daß, wie es eine Philosophie der Natur, eine Philosophie des Denkens und Erkennens, eine Philosophie der Moral, des Schönen, der Religion, der Sprache, des Rechts, der Geschichte, des Lebens usw. gäbe, so sei auch eine Philosophie der großen Persönlichkeiten möglich, und ich wolle eine solche in meinem Werke über Napoleon I. sowie über Goethe versuchen. Was ich in diesen beiden Büchern in individuell-konkreter Weise geboten, das biete ich hier zunächst in allgemein-abstrakter Form, indem ich die wesentlichen Grundzüge des Großgeistes überhaupt systematisch darstelle.

Aber auch dieses allgemeine Charakterbild entbehrt keineswegs der konkreten Züge und Farben, da ich es beständig durch die Beispiele der historischen hervorragendsten Denker, Dichter, Künstler und Staatsmänner illustriere. Als solche verwerte ich hauptsächlich aus dem Altertum: Perikles, Plato, Aristoteles, Alexander d. Gr. und Cäsar; aus der späteren Zeit: Augustinus, Dante, Petrarca, Leonardo da

Vinci, Michelangelo, Raffael, Torquato Tasso, Shakespeare, Leibniz; aus der neueren Zeit: Friedrich d. Gr., Washington, Napoleon I., Beethoven, Kant, Goethe, Schiller, R. Wagner, Bismarck und Moltke — in der Tat, eine herrliche Galerie der hervorragendsten Geister!

Dieses Buch entrollt ein farbenreiches philosophisch-historisches Gemälde, voll größter Mannigfaltigkeit und dennoch durchgängiger Einheit — ein Gemälde, in dem die Geistesheroen der Menschheit figurieren.

Aber trotzdem wird es nicht allen entsprechen. Denn mit Recht sagt L. Börne: „Du mußt klein sein, willst du kleinen Menschen gefallen." Für die Kleingeister ist es auch nicht geschrieben, wohl aber für diejengen, welche Sinn für das Geistiggroße haben, und die wirklich geistiggroß sind. Diese werden sich daran erfreuen, und es wird ihnen einen Genuß gewähren; denn sie werden ihr eigenes Bild mehr oder weniger darin reflektiert finden.

Zugleich ist es eine Fortsetzung meines letzten Werkes „Überphilosophie". Wieso?

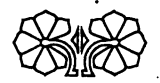
Gegen Ende desselben habe ich von dem höchsten Lebensideal des Menschen gehandelt und dabei bemerkt, daß im Laufe der Geschichte verschiedene solcher Lebensideale aufgestellt worden seien. Die wichtigsten derselben seien: das Sokratische Ideal oder das intelligente Menschentum, das griechische Ideal oder das schöne Menschentum, das römische Ideal oder das politisch-machtvolle Menschentum, das mittelalterliche Ideal oder das religiös-kirchliche Menschentum, das Renaissance-Ideal oder das freie Menschentum, das Humanitäts-Ideal oder das menschliche Menschentum und endlich in der jüngsten Zeit das Nietzschesche Ideal oder das Übermenschentum.

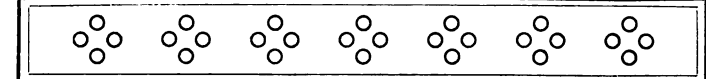
All diese Lebensideale, habe ich dort gesagt, enthalten Wahrheitsmomente und sind insofern berechtigt, aber sie sind einseitig und bieten nicht das höchste menschliche Lebensideal; denn es gibt ein noch viel höheres, und als solches erklärte ich das Divinitäts-Ideal oder das göttliche Menschentum. Wir können wohl nicht deus, aber divus werden. Das ist unstreitig das höchste Lebensideal; denn darüber geht nichts hinaus, und es ist das vollkommenste; denn es schließt die übrigen Ideale, soweit sie dies wirklich sind, in sich. Dasselbe läßt sich kurz in die Worte kleiden: Der Mensch erhebe sich durch fortschreitende Verwirklichung des Göttlichen in ihm zur größtmöglichen Gottähnlichkeit! Wer das tut, ist ein „göttlicher Mensch".

Dieser göttliche Mensch findet nun hier im „Großgeist" seine nähere Charakterisierung. Was dort nur kurz angedeutet wurde, wird hier ausführlich systematisch entwickelt. Das Werk stellt gewissermaßen das Magnifikat, das hohe Lied des höchsten Menschen dar; denn der göttliche Mensch ist der höchste Mensch.

Von diesem wird hier ein Idealbild gegeben, dessen Einzelzüge an den verschiedenen großen geschichtlichen Persönlichkeiten als real nachgewiesen werden — ein Idealbild, das für uns zugleich ein Vorbild sein soll, um sich an ihm aufzurichten und zu erheben. Denn die Idee darf keine bloße Idee bleiben — sonst hat sie keinen Wert —, sondern soll zur Wirklichkeit werden. Wer in sich die Anlagen zu einem Großgeist hat, soll sie nach diesem Idealbild möglichst entwickeln. Aber auch die andern Geister möge es lebhaft anregen, begeistern und zu höherem Streben bewegen. Denn entsprechend dem großen Weltgesetz der Entwicklung soll jeder trachten, aus der Niederung empor-

zusteigen, und wenn es ihm auch nicht möglich ist, selbst ein Großgeist zu werden, soll er sich doch demselben mehr und mehr annähern. Etiam tentasse decorum est. Mit Recht sagt daher Ernst Curtius: „Jedermann hat die Pflicht, seinem Leben so viel Bedeutung und Inhalt zu geben, als möglich ist.“ Unsre Losung sei darum: immer vorwärts! aufwärts!

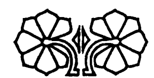


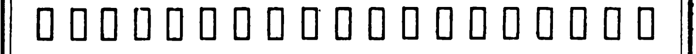


Inhaltsverzeichnis.

Zweiter Teil.

Der Großgeist in seiner Willenstätigkeit.





Einleitung.

„Große Männer schaffen ihre Zeiten nicht, aber sie werden auch nicht von ihnen geschaffen. Es sind originale Geister, die in den Kampf der Ideen selbständig eingreifen, die mächtigsten derselben, auf denen die Zukunft beruht, zusammenfassen, sie fördern und durch sie gefördert werden."

L. v. Ranke.

Der geistigen Betätigung nach lassen sich die Menschen in produktive und rezeptive einteilen. Die geistig produktiven Menschen sind jene, die neue Gedanken, neue Ideen, neue Theorien, neue Systeme aufstellen und dadurch die Erkenntnis der Wahrheit in fortschreitender Weise besonders fördern, während die rezeptiven die Gedanken und Ideen der produktiven in sich aufnehmen und wiedergeben. Die rezeptiven bilden weitaus die größere Mehrzahl, die produktiven die kleine Minderheit. Denn es ist eine allgemeine Erfahrungstatsache: je vorzüglicher ein Wesen ist, desto seltener, je geringer, desto häufiger; das vollkommenste Wesen existiert nur einmal, als das absolute Sein, das geringste existiert millionenmal.

Aber auch die produktiven Menschen sind verschieden als solche: die einen sind produktiv nur in der Form, indem sie bereits erkannte Wahrheiten neu gestalten, ihnen ein schönes Gewand geben; die andern dagegen sind pro-

duktiv im Inhalt. Das sind die eigentlich originalen oder genialen Menschen.

Das Wort Genie leiten die meisten ab von dem Lateinischen ingenium, d. h. das Angeborene, andre von dem griechischen Wort γενος oder Geschlecht. Das letztere tut z. B. Theodor Lessing, indem er bemerkt: „Das Wort Genie kommt von dem Worte γενος, Geschlecht. — Darin aber liegt zuvörderst der Hinweis, daß nicht das subjektive, persönliche, sondern das generelle, kollektive Moment für das Zustandekommen ungewöhnlicher Leistung entscheidend ist. Und zwar müssen wir den Begriff der Genialität zunächst mechanisch-quantitativ fassen. — Das Genie ist für uns der Typus seiner Gattung, und das heißt, daß diejenigen Anlagen, Möglichkeiten oder Fähigkeiten, welche eine bestimmte Gruppe charakterisieren, von ihm, als von einem einzelnen Vertreter dieser Gruppe, dynamisch mächtiger und daher eindrucksvoller oder eindringlicher als von andern repräsentiert werden.“ [1])

Im Grund stimmen diese beiden sprachlichen Ableitungen miteinander überein, indem beide auf die angeborene Natur als den Quellpunkt des Genies hinweisen. Und das mit Recht; denn ein Genie kann man nicht werden, sondern es wird geboren; die Genialität kann man sich nicht selbst geben oder von andern empfangen, sondern man besitzt sie von Natur.

Sachlich versteht man unter einem Genie einen überbegabten Menschen — einen Menschen, der wenigstens in einer Richtung geistiger Tätigkeit die andern an Anlagen und Fähigkeiten in hohem Grade überragt.

---

[1] Th. Lessing, Schopenhauer, Wagner, Nietzsche. S. 16. München 1906.

Nun aber kann man vier Hauptrichtungen höherer geistiger Tätigkeit unterscheiden: die wissenschaftliche, die künstlerische, die praktische und die sittlich-religiöse. Dementsprechend gibt es auch vier Hauptarten von Genies: die wissenschaftlichen, die künstlerischen, die praktischen und die sittlich-religiösen Genies. Jede dieser Hauptarten gliedert sich wieder in Unterarten.

So sondern sich die wissenschaftlichen Genies in zwei Gruppen: in einzeln-wissenschaftliche, wie die hervorragenden Mathematiker und die Naturforscher, welche neue Entdeckungen machen, sowie die Sprachgenies[1]), und in allgemein-wissenschaftliche oder philosophische Genies, welche originale Weltanschauungen bieten, wodurch die großen Welträtsel mehr und mehr aufgehellt werden.

Auch die künstlerischen Genies sind je nach den Künsten verschieden: so gibt es geniale Dichter, geniale Musiker, geniale Maler, geniale Bildhauer, geniale Architekten.

Mannigfach sind auch die praktischen Genies. Dahin

---

[1] Zu diesen zählt in der Altzeit Mithridates, König von Pontus, der 22 Sprachen gekannt haben soll; im 18. Jahrhundert der Philosoph und Dichter Herder und Sir John Bowring, im 19. der bedeutende Geschichtsschreiber Niebuhr, der Afrikaforscher Richard Burton, der englische Schriftsteller Georg Borrow, der Amerikaner E. Aurrit, der sächsische Diplomat H. C. von der Gabelentz und der berühmte Kardinal Mezzofanti, welcher 70—80 Sprachen verstand. Von ihm schrieb Lord Byron, der ihn persönlich kennen lernte, in seinem Tagebuch: „Ein wahres Ungeheuer von Sprachen ist dieser Mezzofanti, ein wanderndes vielsprachiges Wörterbuch, das beim Turmbau von Babel als Dolmetscher hätte dienen können." Und gegenwärtig ist in Italien ein neues gewaltiges Sprachgenie, Professor Alfredo Trombetti, aufgetaucht, der auf dem Wege ist, seinen berühmten Landsmann Mezzofanti sogar noch zu übertreffen.

gehören vor allem die genialen Techniker, wie z. B. Zeppelin, Edison, die genialen Kaufmänner, wie die Mediceer im 15., die Fugger im 16., die Rothschilds im 19. Jahrhundert; ferner die genialen Industriellen wie Andrew Carnegie, der als Klöppeljunge mit 5 Schilling Wochenlohn in einer Baumwollfabrik Amerikas begann und als der größte Stahlwarenfabrikant der Welt mit 50 Millionen Mark Jahresrente aufhörte, ferner John Rockefeller und Alfred Krupp, der bekannte Kanonenkönig von Essen, der seinen Vater schon mit 14 Jahren verlor, welcher ihm und seiner Mutter ein fast überschuldetes Geschäft mit vier Arbeitern hinterließ, der aber in der Folgezeit der größte Industrielle Deutschlands wurde. Hierher gehört auch Frau Ella Rawls Readers, die als einfache Maschinenschreiberin ihre Laufbahn begann und jetzt die Gründerin und Präsidentin verschiedener amerikanischer Bergwerk- und Eisenbahngesellschaften ist!

Zu den praktischen Genies zählen auch die hervorragenden Feldherren und Staatsmänner, deren die Geschichte eine ganze Reihe aufweist.

Sittlich-religiöse Genies sind die großen Religionsstifter, die bedeutenden Religions-Erneuerer und die hervorragenden Heiligen, wie z. B. der Hl. Benediktus, der Hl. Franziskus von Assisi, der Hl. Dominikus, die Hl. Theresia. —

Meistens sind die Genies einseitig, nur in einer Sphäre eminent, darum nur Teilgenies und infolgedessen mangelhaft. Unser höchstes Ideal aber ist das universale Genie, das Ganzgenie, der vollkommene oder göttliche Mensch, der, wenn nicht in jeder, so doch in mehrfacher Beziehung durch Tüchtigkeit und Bedeutsamkeit die übrigen Menschen überragt. Und dieser ist es, den ich mit dem Ausdruck „Großgeist" bezeichne.

Man kann nämlich die Menschen ihrem geistigen Wert nach in folgende Klassen einteilen: an der Spitze steht der Großgeist oder das Ganzgenie; dann folgen die einfachen oder Spezialgenies; nach diesen kommen die bedeutenden Geister, die zwar nicht selbst schöpferisch tätig sind, aber doch durch hohe Geistesgaben hervorragen und dieselben besonders dadurch bekunden, daß sie einen sehr feinen lebhaften Sinn für das Große in Wissenschaft und Kunst, in Technik, Industrie oder in Politik besitzen und darum, soweit es in ihrer Macht steht, die genialen Menschen in ihren Bestrebungen möglichst fördern und ehren. Zu dieser Klasse gehört z. B. ganz besonders Perikles, der hohe Protektor der Künste und Wissenschaften im alten Athen und Freund des Phidias, ferner Cosimo und Lorenzo de' Medici und dessen Sohn, der spätere Papst Leo X., sowie dessen Vorgänger Papst Julius II., die nebst der Herzogin Elisabeth Gonzaga von Urbino die größten Kunst- und Wissenschaft-Mäzenaten am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts waren; ferner verdient hervorgehoben zu werden, der hochsinnige Herzog, spätere Großherzog Karl August von Weimar im 18. Jahrhundert wegen seiner großen Verdienste um Herder und Wieland, Goethe und Schiller; desgleichen Fürst Lichnowski, der besondere Freund und Gönner Beethovens; nicht minder Ludwig I., Bayerns größter König, der für die Kunst und Wissenschaft Eminentes getan, sowie König Ludwig II., Bayerns idealster Fürst und besonderer Förderer der Muse Richard Wagners, und aus der Gegenwart Kaiser Wilhelm II., der für alles Hohe und Edle begeistert ist und es tatkräftig unterstützt.

Eine weitere sehr ausgedehnte Menschenklasse bilden sodann die gewöhnlichen oder Mittelgeister, auch Durch-

schnittsmenschen genannt, während die Klein- und Minimalgeister — die allzuvielen — den langen Schluß machen.

Der Großgeist ist der höchste Mensch, die Krone der Menschheit, der wahre Übermensch, da er die andren Menschen in vielfacher Beziehung weit überragt, die Spitze der Kulturentwicklung, das erhabenste Menschenideal, nach dem wir alle streben sollen, um ihm möglichst ähnlich zu werden und so das Göttliche nach Kräften in uns darzustellen. Er ist das Ziel der Erdentwicklung, die offenbar darauf hinausgeht, das Geistesleben immer höher zu bilden und seiner Vollkommenheit mehr und mehr entgegenzuführen. Ich sage nicht, daß es diesen höchsten Menschen in voller Reinheit bisher in der Welt je wirklich gegeben hat. Aber die Grundzüge desselben finden sich tatsächlich ausgeprägt in den verschiedenen genialen geschichtlichen Persönlichkeiten. Diese zerstreuten Grundzüge nun in einem Charakter- und Idealbild harmonisch zu vereinigen und systematisch darzustellen, ist die Aufgabe der folgenden Erörterungen.[1])

Das Grundwesen des Großgeistes besteht in dem unablässigen Streben, mit den besten Mitteln seiner Natur die höchste Vollkommenheit zu erlangen[2]). Die menschliche Natur aber ist erfahrungsgemäß dreiheitlich: sie offenbart

---

[1] Die vorliegende Charakterisierung des höchsten Menschenideals oder des Großgeistes ist natürlich nur eine relative: soweit ich eben denselben nach dem gegenwärtigen Kulturzustand erfaßt habe. Das ist wohl zu beachten! Wer eine bessere Charakterisierung zu bieten weiß, der möge es tun.

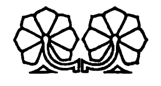
[2] Dieses Streben beruht auf einem tiefinnerlichen geistigen Bedürfnis, und dieses Bedürfnis auf einem gewaltigen Geistestrieb nach allseitiger Vollkommenheit. Wer diesen eminenten Trieb von Natur hat, trägt in sich die Anlage zu einem Großgeist.

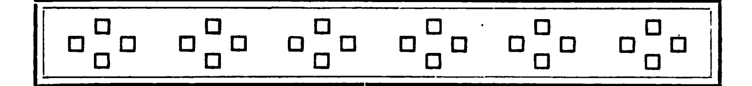
sich als Denken oder Erkennen, als Streben oder Wollen und als Empfinden oder Fühlen. Demgemäß sind die besten Mittel des Großgeistes: das vorzüglichste Denken, das erhabenste Streben und das feinste Fühlen.

Die **höchste Vollkommenheit** aber, nach welcher der Großgeist mit diesen Mitteln trachtet, ist: die klarste und tiefste Erfassung der Wahrheit, die Ausführung bedeutender hervorragender Werke und die Entwicklung edelsten Charakters, also die größtmögliche persönliche Verwirklichung der höchsten Ideen: der Wahrheit, der Güte und der Schönheit, welche zusammen die Vollkommenheit ausmachen.

Dementsprechend gliedert sich diese Schrift in drei Teile:

im I. wird der Großgeist dargestellt in seiner Denktätigkeit, im II. in seiner Willenstätigkeit und im III. in seinem Gemütsleben.





Erster Teil.

Der Großgeist in seiner Denktätigkeit.

I. Der Großgeist der vorurteilsloseste Denker.

Wie alle Menschen, so macht natürlich auch der Großgeist eine Entwicklung durch; denn er entspringt nicht fix und fertig wie die Athene aus dem Haupte des Zeus, sondern entfaltet sich allmählich, wenn auch meistens rascher als die übrigen, aus seinen Naturanlagen unter dem Einfluß der Kultur- und Zeitverhältnisse, in denen er lebt. Das zeigt sich vor allem in seinem Denken. Als erste spezifische Eigentümlichkeit des Großgeistes kann man in dieser Beziehung hervorheben: er ist der vorurteilfreieste Denker.

Das ist er freilich nicht gleich anfangs, sondern er wird es erst mit seiner Entwicklung. Bis er zu dieser Höhe gelangt, durchläuft er gewöhnlich drei Stadien: 1. die naive Zeit, 2. die Gärungszeit und 3. die Klärungszeit.

Die naive Zeit — das ist die Zeit des kindlichen, passiven Glaubens; die Zeit der einfachen, zutraulichen, unbesehenen Hinnahme dessen, was einem gesagt und gelehrt wird; die Zeit, in welcher beim Mangel jeglichen Selbstdenkens die äußere Autorität noch vollständig und

allein maßgebend ist; die Zeit, in der die Phantasie und das Gefühl vorherrschen, und die daher der Mythenepoche der Menschheit entspricht. Man kann sie auch die Zeit der Romantik nennen.

Diese Zeit macht jeder Mensch in seiner Kindheit und ersten Jugend durch: sowohl die Mittel-, Klein- und Minimalgeister als auch der Großgeist. Ja, selbst diejenigen, die später allen religiösen Glauben über Bord geworfen haben, wie z. B. Voltaire und Nietzsche, waren ursprünglich gläubig und religiös.

Der erstere wurde von den Jesuiten erzogen und der letztere in der sittlich-religiös strengen Landesschule Pforta. Von ihm schrieb einer seiner Mitschüler: „Er hatte ein sehr frommes inniges Gemüt," und als er das Gymnasium verließ, bekam er in der Religion in seinem Zeugnis das Prädikat „vorzüglich" [1]. Einige Jahre darauf war er religiöser Nihilist! —

Aber nicht nur in der Religion nehmen alle Menschen während ihres Kindheitsalters alles im guten Glauben hin, sondern auch in den übrigen Beziehungen, auch in den wissenschaftlichen und profanen Dingen. Der Glaube ist da überhaupt der Grundzug ihres Geistes. Und in diesem Glauben sind sie selig, beruhigt.

Die Mittelgeister bleiben vielfach und die Klein- und Minimalgeister meistens mehr oder weniger auf diesem ursprünglichen Standpunkt stehen. Bei den ersteren ist der geistige Fortschritt, wenigstens was die Selbständigkeit des Denkens betrifft, gewöhnlich nicht bedeutend. Auch selbst wenn sie viel und vielerlei lernen und eingehende

---

[1] Näheres in meinem Buch: Friedrich Nietzsche. Regensburg, Verlagsanstalt. 2. Auflage. 1906. S. 10ff.

Studien machen, ja Gelehrte werden, kommt es nicht selten vor, daß sie die naiven Ansichten der Kindheit großenteils beibehalten. Noch mehr ist dies der Fall bei den Klein- und Minimalgeistern. Diese bleiben oft ewig in geistiger Beziehung Kinder und darum rückständig.

Anders dagegen bei den bedeutenderen Geistern und gar bei dem Großgeist! Da folgt auf die naive Zeit eine Gärungs- oder Revolutionszeit. Das ist die Zeit des Zweifelns und Bedenkens, die Zeit des Schwankens und der Unruhe, die Zeit des Kampfes zwischen Glauben und Wissen, zwischen Phantasie und Verstand, die Zeit der Sturm- und Drangperiode wie in körperlicher so in geistiger Beziehung. Das ist für viele eine sehr gefährliche Zeit, indem nicht wenige Schiffbruch leiden für immer.

Doch der Großgeist besteht dieselbe glücklich. Wenn ihn auch die Wogen des Zweifels eine Zeitlang gewaltig hin und her werfen, hält er sich doch immer über denselben und geht nicht wie die schwachen Geister in ihnen unter. Im Gegenteil: die Gärungszeit geht bei ihm über in die Klärungszeit. Diese ist eine Zeit der Umbildung und der geistigen Reformation oder der Revision der Ansichten. Der Verstand gewinnt allmählich das Übergewicht über die Phantasie. Es scheidet sich in seinem Denken der Weizen von dem Unkraut, das Haltbare von dem Unhaltbaren, das Wahre von dem Falschen, das Echte von dem Unechten. An die Stelle der inneren Unsicherheit tritt nun bei ihm Sicherheit, an die Stelle des Zweifels Gewißheit, an die Stelle der Gärung Klarheit, an die Stelle der naiven und verschwommenen Weltanschauung tritt jetzt mehr und mehr die wissenschaftliche, die philosophische. Das ist die Zeit der geistigen Freiheit und Reife sowie der selbständigen Produktion.

Die Mittel- und Kleingeister dagegen sind durchgängig in ihrem Denken mehr oder weniger unfrei und unselbständig; denn sie nehmen eine Menge von Ansichten, die sie von andren hören oder lesen, für wahr an, auch ohne Einsicht in dieselben und ohne feste Begründung. Sie lassen sich von ihnen beherrschen und werden so eine Beute des Irrtums. Der Großgeist dagegen nimmt nichts für wahr an, was sich nicht vor seinem logischen Denken rechtfertigen läßt, oder wofür er keinen hinreichenden vernünftigen Grund hat.

Für sein Denken gibt es nur zwei Notwendigkeiten: die objektive Seinsnotwendigkeit und die subjektive Denknotwendigkeit, oder die unleugbaren Erfahrungstatsachen und festen Vernunftgründe. Der Großgeist erwägt alles und wägt alles, wägt die Gründe für seine Annahmen. Er hat keine Ansichten ohne Einsichten.

Während die Durchschnittsmenschen mehr oder weniger Sklavengeister sind, indem sie sich ohne Prüfung von den traditionellen Anschauungen und den umlaufenden Tagesmeinungen andrer beherrschen lassen, weil sie nicht die Kraft des Selbstdenkens haben, ist der Großgeist ein Herrengeist, ein souveräner Denker. Aber darum kein willkürlicher Denker, wie z. B. Nietzsche, der dem radikalen, sich selbst mordenden Grundsatz huldigte: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt"; sondern er hält sich in seinem Denken gesetzlich gebunden: nämlich an die Gesetze der Vernunft und des Seins, da er weiß, daß er außerdem, statt zur Wahrheit zu gelangen, in Torheit verfallen würde. Es gibt für unser Denken keine absolute, sondern nur eine relative Freiheit, da wir selbst nicht absolut, sondern relativ sind. Darum verwirft der Großgeist auch keineswegs allen Glauben; denn er erkennt, daß der Glaube für uns etwas Notwendiges ist, indem die menschliche Erkenntniskraft,

auch wenn sie noch so stark, doch von Natur beschränkt ist und deshalb unmöglich, selbst mit Anstrengung ihrer ganzen Energie, alle Wahrheiten durch das Mittel des Wissens erreichen kann. Es gibt daher auch für den Großgeist viele Dinge, die er nicht mittels des Wissens, sondern nur mittels des Glaubens zu erkennen vermag. Dies ist bei all den Dingen der Fall, die er weder sinnlich noch geistig wahrnehmen und auch nicht auf Grund seiner Wahrnehmungen mittels des Kausalitätsgesetzes durch logisches Denken mit Sicherheit erschließen kann, mögen diese Dinge natürlicher oder übernatürlicher Art sein. Dahin gehören vor allem weitaus die meisten von der Geschichte überlieferten Tatsachen. Denn wie wenige geschichtliche Ereignisse erlebt auch der Großgeist selbst, und wie wenige historische Persönlichkeiten erkennt er aus eigener Erfahrung! Ferner gehören beispielsweise hierher die geographischen Dinge, indem er auch von diesen die wenigsten mit eigenen Augen geschaut hat. Um diese zu erkennen, bleibt daher auch für ihn kein andres Mittel übrig als der Glaube. Derselbe ist also eine notwendige Ergänzung des Wissens [1]. Darum sagt Goethe mit Recht: „Wo das Wissen genügt, bedürfen wir des Glaubens nicht, wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden." [2]

[1] Vgl. mein letztes Werk: „Überphilosophie. Ein Versuch, die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln." Berlin, Gebr. Paetel, 1907. S. 29ff.

[2] J. Falk, Goethe aus näherem persönlichen Umgang dar-

Freilich huldigt der Großgeist keinem blinden, sondern nur einem vernünftigen Glauben. Unvernünftig und darum falsch aber ist jener Glaube, der entweder mit sich selbst oder mit den logischen Denkgesetzen oder mit sicheren Erfahrungstatsachen in unlösbarem Widerspruch steht.

Der Großgeist läßt sich in seinem Denken nicht tyrannisieren, sondern die letzte Entscheidung liegt in ihm selbst. Ja, sein wesentliches Selbst ist der feste archimedische Punkt seines Lebens. Der Großgeist erkennt nur da eine Autorität in seinem Denken an, wo er nicht selbst Autorität ist, und wo sich dieselbe gehörig legitimieren kann [1].

Der Großgeist läßt sich von niemand imponieren, aber

---

gestellt. Leipzig 1832. S. 64. — Näheres in meinem Buch: Goethes Lebens- und Charakterbild. Leipzig 1905.

[1] Überhaupt kann man höher entwickelte, zum Selbstdenken gelangte Geister nicht durch äußere Gewaltmaßregeln und bloße Autoritätskommandos in ihren Überzeugungen bestimmen, so wenig als man durch bloß äußere Befehle oder Strafandrohungen einem Menschen wahre, innige Liebe beibringen kann. Denn beide: die Überzeugung und die Liebe sind etwas Reininneres, Geistiges, und das Geistiginnere kann nur durch Geistiginneres erzeugt bzw. verändert werden. Will man daher einen geistig Selbständigen von einer Wahrheit überzeugen, so kann man das nur durch möglichste Klarmachung derselben und einleuchtende Gründe. Alles andre ist eitle Mühe und bewirkt meistens das gerade Gegenteil von dem, was man beabsichtigt, wie die Erfahrung lehrt. Geistige Strömungen lassen sich daher nicht durch äußere Gewalt vernichten, sondern nur durch geistige Übermacht beherrschen, indem man ihren Irrtum durch innere, sachliche Gründe nachweist. Je gewaltsamer eine Autorität aber sich geltend zu machen sucht, desto mehr nimmt sie erfahrungsgemäß an innerer Anerkennung bei den Geistigmündigen ab, und wenn sie gar in Tyrannei ausartet, findet sie innerlich gar keine Achtung mehr, sondern führt zur entsprechenden Reaktion und schließlich zur Revolution, wie die Geschichte beweist.

er imponiert allen, die ihn kennen und richtig zu beurteilen wissen. Darum sagt Goethe: „Dem Genie ist nichts vorzuschreiben; es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die scharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit beim ersten Versuche herunterplumpt.“ [1]

Als Denker will der Großgeist nur die Wahrheit. Dieser beugt er sich, ob sie ihm angenehm ist oder nicht. So bekannte z. B. Dante von sich: er liebe die Wahrheit über alles, mehr als seinen besten Freund [2]. Und Michelangelo konnte von sich sagen: „In allen meinen Dingen bin ich nur auf die Wahrheit bedacht.“ Sein ganzes Leben, dessen Tätigkeit unter den unerhört schwierigsten Verhältnissen und Verwirrungen zu leiden hatte, ist ein großes Zeugnis hierfür. [3]

Ähnlich sprach Friedrich der Große: „Ich suche nur die Wahrheit; ich achte sie überall, wo ich sie finde, und ich unterwerfe mich ihr, wo man sie mir zeigt.“

Desgleichen Kant, von dem es mit Recht heißt: „Er gehörte zu den wenigen, denen mitten in einer Welt, die zum größten Teil vom Scheine lebt, der Schein nichts anhat. Daher unter seinen Charakterzügen der mächtigste und größte, der alle übrigen in sich schließt, jener solide Wahrheitssinn ist, den vor allem die Wissenschaft braucht, den sie aber unter den mächtigen Täuschungen der Welt nur sehr selten in jener Stärke und Reinheit empfängt, der es gelingt, die Nebel zu vertreiben. — In Kant war jener Sinn ursprünglich und von Natur mächtig,

---

[1] Goethe, Ausg. v. Hempel. Bd. 31, S. 125.

[2] Dante, Convivio V. 8. Ep. ad Card.

[3] H. Thode, Michelangelo und das Ende der Renaissance. Bd. I, S. 102.

er bildete den Kern und Mittelpunkt seines ganzen Charakters.“ [1]

Und Goethe bemerkt in seinen „Maximen und Reflexionen“: „Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.“

Der geniale Carlyle bekennt von sich: „Einen Umstand muß ich noch besonders bemerken, daß die Forschung bei mir, was sie nicht immer ist, echte Liebe zur Wahrheit war. Trotz alles Leides, das sie mir zugefügt hatte, liebte ich die Wahrheit dennoch und wollte von meiner Treue gegen sie nicht um ein Haar breit abweichen. Wahrheit! rief ich, und wenn der Himmel mich dafür, daß ich ihr folgte, zermalmen sollte!“ [2]

Weil nun der Großgeist nur die an sich seiende Wahrheit will, ist er der objektivste Denker, der nicht durch selbstsüchtige, persönliche Gründe sich in seinen Ansichten bestimmen läßt, sondern nur durch die Sache. Ja, nach Schopenhauer ist „die Genialität nichts andres als die vollkommenste Objektivität, d. h. objektive Richtung des Geistes, entgegengesetzt der subjektiven, auf die eigene Person, d. i. den (selbstsüchtigen) Willen gehenden.“ [3]

Das wahre Genie oder der Großgeist „bleibt innerlich frei, steht über den Dingen, und losgelöst von jeder Sorge schaut er unbeirrt der Wirklichkeit ins Antlitz. Er erfaßt daher die Dinge und Verhältnisse wie sie in Wahrheit sind;

---

[1] K. Fischer, Kants Leben und die Grundlagen seiner Lehre. Mannheim 1860. S. 85.

[2] G. v. Schulze-Gaevernitz, Thomas Carlyles Welt- und Gesellschaftsanschauung. 1893. S. 16.

[3] Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. I, Buch 3.

der geniale Mensch ist der Sehende, während der von tausend Rücksichten, Ängsten und Sorgen befangene Durchschnittsmensch immer einseitig und schief urteilt." [1]

Dieser ist voller Vorurteile. Ein Vorurteil aber ist eine falsche, unbegründete Voraussetzung, auf die man andre Urteile stützt und die infolgedessen auch falsch sind. Jedes Vorurteil ist, weil ein Falschurteil, zu verurteilen.

Die hauptsächlichen Arten von Vorurteilen sind: religiöse, politische, wissenschaftliche, künstlerische, nationale, berufliche und Standes-Vorurteile.

So hält z. B. viele ihre Religion ab, Leute andrer Konfession in ihren Leistungen richtig zu schätzen und anzuerkennen. Gibt es doch erfahrungsgemäß genug Protestanten, welche Werke von katholischer Seite nicht einmal lesen, noch viel weniger ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, selbst wenn dieselben gar nicht von religiösen Dingen speziell handeln, lediglich aus konfessioneller Voreingenommenheit; und umgekehrt gibt es auch viele Katholiken, die keine Bücher von Protestanten zur Hand nehmen, und wenn sie es tun, sie nicht völlig unbefangen beurteilen können. Diese wie jene stecken voll religiöser Vorurteile, aus denen sie sich infolge ihrer Kleingeisterei nicht losmachen können, wenn sie auch zu den Akademisch-Gebildeten, ja zu den Gelehrten sich zählen.

Sehr häufig und stark sind auch die politischen Vorurteile. Denn es kommt selten vor, daß ein politischer Parteimann sich über die Schranken seiner Partei erhebt und das Wahre und Gute an den andren Parteien und ihren Bestrebungen ganz zu würdigen versteht.

---

[1] H. Türck, Der geniale Mensch. 4. Aufl. Berlin 1899. S. 277.

Arg eingerostet und merkwürdig sind auch die wissenschaftlichen Vorurteile, so genannt, nicht weil sie an sich wissenschaftlich sind, durchaus nicht, sondern weil sie sich sehr oft bei den Männern der Wissenschaft, speziell bei höheren Professoren finden. Man ist nämlich auf dieser Seite gewöhnlich in der Ansicht befangen, daß ein Buch, das nicht von einem Universitätsprofessor geschrieben ist, keinen wissenschaftlichen Wert habe, und deshalb ist man nicht imstande, es gerecht zu beurteilen. Welche Kleingeisterei bei groß sein wollenden Geistern! Als ob die Universitätsprofessoren allein die Wissenschaft gepachtet hätten! Lehrt doch die Geschichte offenbar das Gegenteil. Wie viele bedeutende Werke gibt es, die nicht aus ihrer Feder geflossen sind! Sogar die meisten genialen Männer waren keine Professoren.

Ähnlich ist es mit den künstlerischen Vorurteilen. Wer nicht in das Horn einer gerade herrschenden Kunstrichtung bläst, der gilt einfach nichts, der wird ohne weiteres von der Kritik abgetan.

Und wie wenige können sich über die nationalen Vorurteile erheben, sowie über die des Standes und der Würde! — Das alles sind deutliche Zeichen geistiger Kleinheit und armseliger Befangenheit.

Ganz anders der Großgeist! Dieser ist erhaben über diese Niedrigkeiten und geistigen Schwächen. Er sieht bei der Beurteilung von Werken nicht auf die Person, von der sie herrühren, nicht auf ihre Religion, nicht auf ihre politische Richtung, nicht auf ihre Nationalität usw., er läßt sich auch nicht imponieren von ihrer gesellschaftlichen oder amtlichen Stellung, nicht von ihrer Würde — denn das alles tut nichts zur Sache —, sondern er fragt nur nach dem objektiven Gehalt ihrer Leistungen und erkennt diesen gern an,

wenn er es verdient, mag er herkommen, woher er will. Das ist echt großgeistig; das ist rein objektiv geurteilt.

Und weil der Großgeist vorurteilsfrei und leidenschaftslos die Dinge betrachtet, ist er der besonnenste Denker. Darum hat Jean Paul als „die erste Erscheinung des Genies die Besonnenheit" betrachtet. Nach ihm „beruhigt sich der rechte Genius von innen; nicht die hochfahrenden Wogen, sondern die stille Tiefe spiegelt die Welt".[1] Je gefühlserregter, je leidenschaftlicher daher ein Mensch ist, desto unfähiger ist er zum richtigen Denken und Urteilen. Solche, die uns feindselig gesinnt sind, können uns daher nie richtig beurteilen.

II. Der Großgeist der kritischste Denker.

Das erste Hauptstreben des Großgeistes geht auf möglichst genaue Erfassung der Wahrheit. Die Wahrheit aber ist die Wirklichkeit, und diese ist bei aller Einheitlichkeit unendlich mannigfach, ja bis ins kleinste Detail differenziert. Diese Differenzierung des Seienden geht so weit, daß es in der ganzen Welt nicht einmal zwei Dinge gibt, die einander völlig gleich sind; denn wären sie dies, dann wären sie eben nicht zwei, sondern eins. Man kann es daher als ein Universalgesetz alles Seienden bezeichnen, daß jedes Wesen von jedem andren relativ verschieden ist. Und dieses nennt man die Individualität aller Wesen. Jedes Wesen besitzt also einen individuellen Charakter, d. h. ein eigentümliches Sein, das nur ihm allein zukommt, wodurch es sich von allen andren Wesen unterscheidet. In

[1] Jean Paul, Vorschule der Ästhetik. Bd. 1, S. 67 f.

diesem reinen Fürsichsein liegt ein Moment der Absolutheit. Jedes Wesen ist durch seine Individualität in gewissem Sinne einzig.

Der tiefste Grund aber für diese merkwürdige Tatsache der durchgängigen Verschiedenheit und Individualität aller Dinge liegt in dem höchsten Zweck derselben. Wieso?

Die Welt nämlich oder das Universalsystem aller Dinge ist die Auswirkung des Absoluten im Relativen, des Unendlichen im Endlichen. Diese Auswirkung war und ist nur dadurch möglich, daß das Endliche die Potenz empfing, sich ins Unendliche zu entwickeln, und daß dabei jedes Entwicklungsprodukt oder Einzelwesen sich verschieden von jedem andern bildet. Dadurch wird das Unendliche im Endlichen mehr und mehr offenbar und so der immanente Weltzweck am besten erreicht. Das ist der tiefste Grund der durchgängigen Differenz und größtmöglichen Mannigfaltigkeit der Dinge [1].

Zur Erkenntnis oder Auffassung der letzteren ist daher ein scharfes, genau unterscheidendes, kritisches Denken durchaus notwendig. Haben die Alten gesagt: qui bene distinguit, bene docet, so kann man ebensogut sagen: qui bene distinguit, bene cognoscit. Ohne scharfe Unterscheidung, ohne feine Kritik kein richtiges Erkennen.

Aber es gibt eine zweifache Kritik: eine bloß negative und eine positive. Die erstere sieht überall nur die Mängel, die letztere auch die guten Seiten der Dinge und deren Auffassungen. Der Großgeist besitzt beide Arten von Kritik in hervorragender Weise. Er verneint nicht nur,

---

[1] S. m. Schrift „Über den Individualismus, seine Berechtigung, seine Bedeutung und seine Grenzen". Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Philosophie in Berlin. Verlag von H. Rohde, Leipzig 1907.

sondern setzt auch Besseres an die Stelle des Verneinten und Verworfenen.

Ferner gibt es eine kleinliche und eine großzügige Kritik. Die erstere ist öde Silbenstecherei und erbärmliche Nörgelei; sie richtet ihr Augenmerk nur auf das Kleinliche und Bedeutungslose; so z. B. wenn ein Rezensent bei einem wissenschaftlichen Werk die Druckfehler sorgfältig registriert, oder wenn er gewissenhaft hervorhebt, daß ein Zitat zweimal in demselben vorkomme, oder daß dieser oder jener Satz einen sprachlichen Mangel habe oder ähnliche Lappalien, während er von der eigentlichen Hauptsache des Buches nichts zu berichten weiß, weil er sie einfach gar nicht erfaßt hat. Das ist ein sicheres Zeichen echt inferiorer Geister. Der Großgeist dagegen übt, ganz seinem Charakter entsprechend, nur großzügige Kritik; er schaut auf das Prinzipielle, auf das Eigentümliche, auf die Hauptsache eines Werkes, ob diese gelungen ist oder nicht, ob es unlösbare Widersprüche in sich enthält usw.

Endlich gibt es eine persönliche und eine sachliche Kritik. Die erstere meint eine Lehre dadurch zu widerlegen, daß sie ihre Vertreter ethisch herabwürdigt und verdächtigt, indem sie ihnen Hochmut, Neuerungssucht, Leichtsinn, Geldgier u. dergl. als Motive zuschreibt oder ihnen die Ehrentitel der geistigen Schwäche, ja, der Verrücktheit an den Kopf wirft! Aber damit widerlegt man eine Lehre natürlich nicht im geringsten, sondern diese Art von Kritik richtet sich vielmehr selbst. Sie ist sowohl unwissenschaftlich als unwürdig und moralisch verwerflich. Unwissenschaftlich ist sie, weil in der Wissenschaft nicht die Person, sondern nur die Sache gilt; und moralisch verwerflich ist sie, weil sie ein freventliches Urteil in sich schließt; denn wie kann man mit hinreichendem Grunde wissen, daß

jemand nur aus Hochmut oder sonstigen ethischen Defekten eine Lehre aufgestellt hat und vertritt und nicht aus persönlicher Überzeugung?! Kann man denn in die Seele der andern sehen?

Eine derartige Kritik ist also durchaus verwerflich, auch wenn sie vielleicht einen guten Zweck verfolgt — denn der Zweck heiligt nicht das Mittel —, und sie ist nur kleinen Geistern möglich. Der Großgeist übt nur objektive, sachliche Kritik an andern und dieses in rücksichtsvoller, ruhiger, gemäßigter Weise, ohne persönlich zu verletzen. Denn ihm ist die wissenschaftliche Noblesse eigen, die, frei von jeder Gehässigkeit und borniertem Fanatismus, mit Gerechtigkeit und Billigkeit, mit Milde und Generosität die Ansichten und die Person andrer beurteilt.

Aber trotzdem ist der Großgeist der kritischste Denker; denn er prüft alles und bemerkt die kleinsten Unterschiede; er sieht daher auch da Mängel, wo die andern nichts wahrnehmen oder nur unbestimmte, verschwommene Ansichten haben. Man kann ihn daher auch einen mikroskopischen Denker nennen.

Ein solcher war z. B. Napoleon I. Von ihm sagt Taine mit Recht: „Er beurteilt die Dinge nicht oberflächlich, sondern dringt mit dem Scharfblick des Spezialisten, den er der ‚technischen Präzision seiner Fragen' verdankt, bis in die verborgensten dunkelsten Winkel, und so kommt es, daß sein Gedanke, wie die Philosophen es ausdrücken, sich vollkommen mit dem Gegenstand deckt." [1]

Der Großgeist besitzt ein geistiges Sonnenauge. Er schaut die Dinge und Verhältnisse mit andren Augen an

---

[1] Taine, Napoleon. Deutsch von Luise Wolf. Pan-Verlag, Berlin 1907. S. 24.

als die gewöhnlichen Menschenkinder. Während er vieles in der Welt nur wenig beachtet und übersieht, weil es ihm nichtig und trivial erscheint, erfaßt er vieles, was die andren nicht erkennen, weil es ihm von Wichtigkeit dünkt. Er ist ein auswählender, zergliedernder, analytischer Geist. Er zerlegt geistig alles in seine Teile, um es exakt zu verstehen. „Ich habe immer gern analysiert," sprach Napoleon von sich selbst, „und wenn ich mich einst ernstlich verliebe, werde ich meine Liebe stückweise zerlegen. Warum und wie sind so nützliche Fragen, daß man sie sich nicht genug vorlegen kann." [1]

III. Der Großgeist der synthetischste Denker.

Wer nur kritisch oder analytisch im Denken verfährt, erfaßt bloße Teilwahrheiten, aber nie das Ganze. Von ihm gilt Goethes Wort:

Er hat die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.

Ein solcher Denker mag wohl sehr scharfsinnig sein, aber seine Erkenntnis ist dennoch sehr mangelhaft, weil ihr eine Hauptsache fehlt: die Synthese, die Zusammenfassung, die Einheitlichkeit. Ja, dieser Charakter muß ebenso notwendig der Erkenntnis anhaften, wie der der Unterschiedenheit, da sowohl die Welt im großen als deren Einzelwesen bei all ihren Differenzen dennoch Einheiten bilden. Darum muß auch unsre Erkenntnis, wenn sie

---

[1] Gräfin Remusat, Napoleon I. und sein Hof. Deutsch von A. Ebeling. Köln 1880. Bd. I Vgl. mein Buch: Napoleon I., Lebens- und Charakterbild. Schmidt & Günther, Leipzig 1904.

wahr sein, d. h. der Wirklichkeit entsprechen soll, gleichfalls einheitlich sein. Und hierzu bedarf es des synthetischen oder verbindenden Denkens.

Auch diese Fähigkeit hat bei den Menschen sehr verschiedene Grade und Arten. Denn, wie die Erfahrung lehrt, gab und gibt es tüchtige Köpfe, bei denen die analytische Denktätigkeit die synthetische bedeutend überwiegt, wie es z. B. bei Nietzsche der Fall war, dessen Denken sehr fragmentarisch und darum aphoristisch verlief. Dagegen waren hervorragend synthetische Denker im Altertum Plato und Aristoteles, in den ersten christlichen Jahrhunderten Origines und Augustinus, im Mittelalter Thomas von Aquin und Dante,[1]) in der neueren Zeit ganz besonders Leibniz, Schelling, Hegel und Schopenhauer, welche die verschiedenartigen Anschauungen ihrer Vorgänger und Zeitgenossen mit ihren eigenen Ideen in ein einheitliches System zusammenfaßten, — wie es auch große synthetische Tat-Menschen in der Geschichte gibt, welche die Summe der praktischen Ideen und Strebungen ihrer Zeit zusammenfassen und damit eine bedeutende historische Entwicklungsreihe beendigen oder einleiten, wie Alexander der Große die hellenistische Zeit, Caesar die römische Weltherrschaft, Karl der Große das mittelalterliche Kaisertum, Friedrich der Große das Zeitalter des Absolutismus und Napoleon die Revolution.

---

[1]) Von ihm sagt Hettinger: „Dante schaut die Welt an als eine große Einheit, die, von Gott ausgegangen, in ihm ruht und zu ihm wieder hinstrebt. Körper und Geist, Lehre und Geschichte, Ideale und Taten, Wissenschaft und Tugend, das heidnische Altertum und die Reichtümer des Christentums, Vaterland und Kirche, Kaisertum und Papsttum schließen sich vor seinem Geiste zusammen zu einer erhabenen Harmonie." Göttliche Komödie. 2. Auflage. Herder 1889. S. 52.

Dagegen erscheinen als vorwiegend analytisch-kritische Geister im Altertum die Skeptiker, im Mittelalter Duns Scotus, später Montaigne, Bayle und in der Neuzeit besonders Lessing und Kant[1].

Beim Großgeist nun stehen beide Denkarten: die analytisch-kritische und die synthetische, in kraftvoller schöner Harmonie, ähnlich wie im objektiven Sein oder in der Welt im großen die fortschreitende Differenzierung und die entsprechende Integrierung. Auf dem Zusammenwirken beider Faktoren beruht die Weltentwicklung. Denn wenn auch die Welt voller Gegensätze ist, so werden doch dieselben immer ausgeglichen und harmonisiert, und nur dadurch ist die Ordnung und Einheitlichkeit des Alls möglich. Andernfalls wäre die Welt ein Chaos und kein Kosmos.

Analog verhält es sich mit dem Großgeist, diesem herrlichen Abbild der Welt: so unterschieden, so genau bestimmt alles in seinem Denkinhalt ist, so zusammenhängend, so einheitlich ist es. Er weiß die größten Gegensätze in sich zu vereinbaren, was die andern Geister nicht vermögen, und was sie darum auch nicht bei andern verstehen; denn man versteht nur das recht, was man selbst ist oder leisten kann. Die einseitigen, einander widerstreitenden Weltanschauungen sucht der Großgeist in einer höheren Einheit zu vermitteln, wie auch in der Welt des Seins die Gegensätze sich ausgleichen. Seine Intelligenz ist daher eine erhabene Synthese und schöne Harmonie.

---

[1] Zu den synthetischen Denkern zählen auch Nikolaus von Cusa und Jakob Boehme, sowie in der Gegenwart Rudolf Eucken, indem sie die großen philosophischen Gegensätze zu vereinigen suchten.

Infolgedessen ist der Großgeist durchgehends mild in seinem Urteil über andre, während die Mittel- und Kleingeister erfahrungsgemäß das Gegenteil sind: sehr absprechend, alles verwerfend, was nicht ihrer Geistesenge entspricht.

In dieser Beziehung sagt Kuno Fischer mit Recht: „Die großen Genies sind selten strenge Zensoren. Sie sind zuviel mit sich selbst beschäftigt, um auf die Werke andrer nachdrücklich einzugehen, und neben der universalistischen Denkweise, die nichts ganz ausschließen möchte, ist es zugleich ein großartiger Egoismus, der diese Genies gegen andre mild macht und ihren Tadel besänftigt. Sie haben es wie die Könige leicht, liebenswürdig zu sein." [1]

Von dieser hohen Sinnesart war ganz besonders der große Leibniz, der von sich selbst sagt: „Ich verachte fast nichts, und niemand ist weniger kritisch als ich. Es klingt wunderbar: ich billige fast alles, was ich lese; denn ich weiß wohl, wie verschieden die Dinge gefaßt werden können, und so begegnet mir, während ich lese, vieles, was den Schriftsteller in Schutz nimmt oder verteidigt. Daher geschieht es selten, daß mir bei der Lektüre etwas mißfällt, obwohl mir das eine mehr, das andre weniger zusagt. Mein Gemüt ist von Natur so gestimmt, daß ich in den Schriften andrer lieber den eigenen Nutzen als die fremden Mängel verfolge. Es ist meine Sache nicht, Streitschriften zu suchen und zu lesen." [2]

Darum war Leibniz auch sehr tolerant, weil er die durchgängige Individuation aller Wesen, speziell der Menschen klar erkannte, — ohne jedoch indifferent zu sein.

---

[1] Kuno Fischer, Geschichte der neuern Philosophie. 3. Auflage. 1888. Bd. II. S. 16.

[2] K. Fischer, a. a. O. S. 16.

Aber es gibt eine fünffache Toleranz: eine wissenschaftliche, eine ästhetische, eine politische, eine moralische und eine religiöse. Meistens meint man die letztere, wenn man von Toleranz spricht. Doch das ist einseitig, und der Großgeist ist auch in dieser Hinsicht nicht einseitig, sondern allseitig. Vor allem ist er tolerant auf intellektuellem Gebiet und darum in der Wissenschaft; denn er weiß, daß jeder Mensch, wie in körperlicher Beziehung, so auch in seinem Denken, in seinem Meinen, in seinen Überzeugungen von Natur aus etwas Individuelles, ganz Eigentümliches in sich trägt, wodurch er sich von jedem andren Menschen unterscheidet, und daß wir daher nicht mit Recht verlangen können, daß alle Menschen in ihren Gedanken, Meinungen und Überzeugungen ganz übereinstimmen. Das ist nach der Natur der Sache infolge des Individualismus unmöglich und darum nicht gerechtfertigt. Wir müssen daher unsern Mitmenschen große Freiheit in intellektueller Beziehung lassen und dürfen ihre Ansichten nicht so leichterdings verwerfen. Wenn wir sie auch nicht immer ganz annehmen können, so müssen wir doch gern die Wahrheitsteile anerkennen, die in ihnen liegen, und solche sind mehr oder weniger fast immer vorhanden.

Aus dem Gesagten folgt ferner auch die ästhetische Toleranz. Die Kunst an sich ist wohl etwas Allgemeines, aber der Kunstsinn ist individuell, und daher entspringen die verschiedenen Kunsturteile über dieselben Kunstwerke. Wir dürfen deshalb nicht meinen, wenn uns ein Kunstwerk nicht gefällt, daß es deshalb überhaupt kein Kunstwerk sei und gar keine Schönheit besitze, sondern wir müssen die Möglichkeit offenlassen, daß wir vielleicht nicht den entsprechenden Sinn besitzen, die Schönheit in diesem Falle zu erfassen.

Auch die politische Toleranz ist eine Folgerung aus dem Individualismus. Alle oder doch die meisten Politiker stimmen wenigstens in dem allgemeinen Prinzip der Staatswohlfahrt überein: sie wollen alle das Beste des Gemeinwesens, des Vaterlandes. Aber in den Mitteln, dieses allgemeine Ziel zu erreichen, gehen sie auseinander. Darum gilt hier die Maxime: gerecht und billig und rücksichtsvoll sein auch gegen diejenigen ehrlichen Politiker, die auf der andern Seite stehen; denn sie haben meistens einen guten Willen, wenn sie ihn auch nicht immer in der rechten Weise zur Geltung bringen.

Ähnliches gilt vom moralischen Gebiet: auch da ist die Toleranz gefordert. Denn wenn auch die Moral an sich allgemein ist, indem sie auf allgemeinen Prinzipien ruht, so ist doch die Moralität oder die konkrete Anwendung der Moral im Leben individuell. Denn da jeder Mensch sowohl physisch als psychisch von jedem andern mehr oder weniger verschieden ist, so sind es auch demgemäß seine moralischen Ansichten und Handlungen. Daher das richtige Wort: „Wenn zwei dasselbe tun, ist es doch nicht dasselbe." Darum sollen wir in unsern moralischen Urteilen sehr zurückhaltend sein, da wir keinen Einblick in die innere psychophysische Natur des einzelnen haben und darum nicht mit Sicherheit ein moralisches Urteil über andre fällen können.

Ähnlich soll es sich mit der Religion verhalten. Die Religion ist zwar an sich etwas Allgemeines, aber die Religiosität ist etwas Individuelles wie die Moralität. Wir sollen daher auch da tolerant sein und keinen wegen seiner religiösen Anschauungen verachten oder gar verfolgen. Das letztere ist Barbarismus und ganz gegen den Geist Christi.

Dagegen ist es ein spezieller Charakterzug des Großgeistes, in all den genannten Beziehungen tolerant zu sein. Denn „je geistig-gebildeter einer ist, desto toleranter ist er; dagegen je bornierter, desto intoleranter.“[1]

Wie wahr dieses ist, sehen wir auch so recht an Goethe. Dieser größte Kulturmensch der Neuzeit war zugleich sehr tolerant in der Religion, wie sowohl aus seinem „Pastorenbrief“ als auch aus seinem Verhalten gegen das pietistische Fräulein von Klettenberg, gegen den katholischen Rat Grüner, die Fürstin von Gallitzin sowie gegen Schlosser und seine Gemahlin auch nach ihrem Übertritt zur katholischen Kirche deutlich hervorgeht. Und je höher er „die Pyramide seines Daseins“ emporführte, desto toleranter wurde er[2]. Und so war und ist es bei allen wahrhaft großen Geistern.

IV. Der Großgeist der klarste Denker.

Das ergibt sich aus den bisher erörterten Eigenschaften seiner intellektuellen Tätigkeit. Denn wenn die Bestandteile seines Denkinhaltes einerseits genau unterschieden, und dennoch anderseits die zusammengehörigen Elemente einheitlich logisch verbunden sind, so entsteht daraus Klarheit, während das verschwommene, schweifende, zusammenhanglose Denken das Gegenteil erzeugt. Der Großgeist nimmt

---

[1] Vergleiche meinen Vortrag „Über den Individualismus“, geh. d. 28. Mai 1907 in der Aula des Mommsen-Gymnasiums zu Berlin.

[2] Näheres in meinem Buch: Goethes Lebens- und Charakterbild. Leipzig 1905.

keine fremden Gedankenmassen in sich auf, wenn sie sich nicht mit seinen eigenen Ideen assimilieren und innerlich organisch verbinden, sondern stößt dieselben von sich ab, und dadurch wahrt er die Klarheit seiner Gedanken. Sein Denken ist deshalb kristallhell wie der Gebirgsbach. Wahrheit und Klarheit sind seine Haupteigenschaften: Wahrheit im Inhalt und Klarheit in der Form und Darstellung.

Das sehen wir an allen hervorragenden Geistern. Ihr Stil ist in der Regel einfach und ungekünstelt wie die Natur. Wie nüchtern und einleuchtend schrieb z. B. Aristoteles, der Großmeister der antiken Philosophie; wie einfach ferner Thomas von Aquin, der bedeutendste Denker des Mittelalters; wie spielend erörterte Leibniz seine großen Gedanken, so daß Kuno Fischer von ihm sagt: „Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit, mit welchem geringen Aufwand von Kunst und Mühe Leibniz seine tiefsinnigsten Ideen entwirft; oft scheint es, als ob er sie erzähle wie ein Erlebnis." [1] Und er selbst berichtet von sich: er habe „stets in den Worten und Ausdrucksweisen des Geistes die Klarheit und in den Dingen den Nutzen gesucht."

Auch von Beethoven schreibt sein Freund und genauer Kenner Schindler: „Die Art und Weise Beethovens, sich in allem und jedem auszudrücken und zu erklären, war sein ganzes Leben hindurch die einfachste, kürzeste und bündigste, so in der Rede, so in der Schrift, wie letztere es überall dokumentiert. In schönen gezierten Phrasen reden zu hören oder so Geschriebenes zu lesen, war ihm schon als der Natur zuwider unangenehm, viel weniger ihm selber geläufig." [2]

---

[1] K. Fischer, Geschichte der neuern Philosophie. 1888. Bd. II. S. 20.

[2] A. B. Marx, Ludwig van Beethoven. Berlin 1859. Bd. II. S. 128.

Ein eminent klarer Denker war auch Napoleon I. und demgemäß auch seine Darstellungsweise. Wie kurz und schmucklos, aber präzis und pointiert sind seine Sätze! Er liebte deshalb auch nicht Kant wegen seiner Schwerfälligkeit im Ausdruck und Dunkelheit. Über ihn bemerkte er dem Großherzog von Frankfurt gegenüber: „Kant? Kant ist ein dunkler Mensch, den ich nicht liebe.“ [1] Kein Wunder! Denn Napoleon war in seinem Denken und Sprechen stets einfach und klar. Er sagt es selbst von sich, und seine Schriften beweisen es handgreiflich: „Mein großes Talent, das was mich am meisten auszeichnet, besteht darin, daß ich in allem klar sehe. Auch die mir eigentümliche Art von Beredsamkeit beruht darauf, daß ich das Wesentliche einer Frage von allen Seiten betrachte.“ [2]

Von ihm sagt deshalb Goethe: „Immer erleuchtet, immer klar und entschieden und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. — Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustand einer fortwährenden Erleuchtung befunden, weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird.“ [3]

Ja, Goethe selbst ist ein hervorragendes Beispiel wunderbarer Klarheit im Denken und Darstellen, in der Erleuchtung und Sprache. Sein Geist rang stets nach Wahrheit und Klarheit. Und noch sein letztes Wort war bekannt-

---

[1] Worte Napoleons. Julius Zeitler, Leipzig 1906. S. 198.

[2] Worte Napoleons; a. a. O. S. 206.

[3] Eckermann, Gespräche mit Goethe. Reclam, Leipzig. Bd. III. S. 159.

lich: „Mehr Licht!" Wenn er es auch zunächst im physikalischen Sinn verstanden, es galt bei ihm auch im geistigen.

Ihm reihte sich in der in Rede stehenden Beziehung Schopenhauer an, der am entschiedensten den alten Zopf der lendenlahmen Schulphilosophie abschnitt und im leichten, eleganten Gewande seine philosophischen Gedanken darlegte.

Desgleichen waren in unsrer Zeit sehr klare Denker und faßliche Darsteller Rudolf Virchow und E. du Bois-Reymond. Letzterer vermißt mit Recht gerade diese Eigenschaft an vielen Philosophen der Neuzeit, indem er bemerkt: „Seit der Umgestaltung der Philosophie durch Kant hat diese Disziplin einen so esoterischen Charakter angenommen; sie hat die Sprache des gemeinen Menschenverstandes und der schlichten Überlegung so verlernt; sie ist den Fragen, die den unbefangenen Jünger am tiefsten bewegen, so weit ausgewichen, oder sie hat sie so sehr von oben herab als unberufene Zumutungen behandelt; sie hat sich endlich der neben ihr emporwachsenden neuen Weltmacht, der Naturwissenschaft, lange so feindselig gegenübergestellt: daß nicht zu verwundern ist, wenn, namentlich unter Naturforschern, das Andenken selbst an ganz tatsächliche Ergebnisse aus früheren Tagen der Philosophie verloren ging." [1]

Ein erstklassiges Muster von klarer und zugleich schöner philosophischer Darstellung ist indes in der Gegenwart der Philosophie-Historiker Kuno Fischer, während Ueberweg-Heinzes Geschichte der Philosophie durch außerordentliche Reichhaltigkeit, treffliche Übersichtlichkeit und Objektivität sich auszeichnet.

---

[1] E. du Bois-Reymond, Die sieben Welträtsel. Reden. Bd. I. S. 382.

Sehr richtig bemerkt in der in Rede stehenden Beziehung der geistreiche amerikanische Philosoph Emerson: „Es ist ein Zeichen hoher Kultur, die größten Dinge in der einfachsten Weise zu sagen.“ [1]

V. Der Großgeist der intensivste Denker.

Um die Wahrheit klar und ganz zu erkennen, dringt der Großgeist in den Gegenstand seines Denkens möglichst ein, erfaßt alsbald dessen Kern, das Wesentliche, die Hauptsache desselben. Er bleibt nicht wie die Kleingeister an der Oberfläche, an der Fassade der Dinge hängen, sondern sucht deren Inneres, deren Substanz, deren eigentliche Bedeutung, deren Idee sich zum Bewußtsein zu bringen. Mit einem Worte: er sucht das verschleierte Bild von Sais, d. i. die Natur, die Welt, mehr und mehr zu entschleiern, um zu erkennen, was der Erscheinungswelt zugrunde liegt. Und das sind die allgemeinen Gesetze, die im einzelnen wirken. Darum sagt Schopenhauer mit Recht: „Im Einzelnen stets das Allgemeine zu sehen, ist gerade der Grundzug des Genies, während der Normalmensch im Einzelnen auch nur das Einzelne als solches erkennt, da es nur als solches der Wirklichkeit angehört, welche allein für ihn Interesse, d. h. Beziehung zu seinem Willen hat. Der Grad, in dem jeder im einzelnen Dinge nur dieses oder aber schon ein mehr oder minder allgemeines bis zum allgemeinsten der Gattung hinauf nicht etwa denkt, sondern

[1] Emerson, Lebensführung. Deutsche Ausgabe von K. Federn. S. 245.

geradezu erblickt, ist der Maßstab seiner Annäherung zum Genie. Diesem entsprechend ist auch nur das Wesen der Dinge überhaupt, das Allgemeine in ihnen, das Ganze, der eigentliche Gegenstand des Genies; die Untersuchung der einzelnen Phänomene ist das Feld der Talente, in den Realwissenschaften, deren Gegenstand eigentlich immer nur die Beziehungen der Dinge zueinander sind." [1])

Während die gewöhnlichen, die Durchschnittsmenschen auf das Kleine und Kleinliche schauen und demselben einen großen Wert beilegen, dagegen das Wichtige oft unterschätzen und deshalb sehr häufig mißachten, richtet der Großgeist seinen Blick vor allem und in allem auf das Bedeutsame, und eben darin zeigt sich gleichfalls bei ihm eine spezifisch intellektuelle Kraft. In allen Erscheinungen erkennt er das Wesen, und zwar auf allen Gebieten, auf die er sein Denken und Sinnen lenkt: in der Religion, in der Sittlichkeit, in der Kunst, in der Wissenschaft, in der Politik, im Beruf, in seinem ganzen Leben. Er begnügt sich nie mit dem bloßen Daß wie die Massenmenschen, sondern fragt immer und bei allem nach dem Warum. Und wenn er dieses erfaßt hat, ist er immer noch nicht zufrieden, sondern dann forscht er nach dem Warum des Warums, nach dem Grund des Grundes und schließlich nach dem Urgrund von allem. Darum sagt Kant: „Das Genie geht bei den Deutschen mehr in die Wurzel." Und H. Türck bemerkt: „Im Denken wird das Genie notwendig immer auf Prinzipien ausgehen müssen. Bei der einzelnen Erscheinung wird es sich niemals beruhigen, sondern stets das Gesetz suchen, dem diese Erscheinung unterliegt,

---

[1] Brasch, Arthur Schopenhauers Werke. Leipzig 1891. Bd. II. S. 142.

es wird die Erscheinungen in ihrem Zusammenhang zu fassen und so die Einheit wiederherzustellen suchen, die seinem eigenen Wesen, das aus der Vielheit der Erscheinung zur Einheit des höchsten Seins zurückstrebt, adäquat ist. Der geniale Denker sucht daher die letzten Prinzipien der Dinge."[1] Er bildet sich eine wissenschaftliche allgemeine einheitliche Weltanschauung, während die Mittel- und Kleingeister nicht in die Tiefe und auf die Einheit gehen, sondern sich mit ihren fragmentarischen Einzelkenntnissen und speziellen Fachstudien begnügen. Der Großgeist ist deshalb kein Vordergrund-, sondern ein Hinter- und Untergrund-Denker, ein wahrhaft philosophischer Kopf. Denn die Philosophie ist sowohl die Wesens- als Prinzipien-Wissenschaft.

Alle großen Geister waren und sind daher, wenn auch nicht Schulphilosophen, so doch philosophisch veranlagt und in ihrem Denken philosophisch gerichtet. Dieses beweisen die hervorragendsten Dichter, Künstler, Naturforscher und Staatsmänner. So unter den Dichtern besonders: Äschylus, Sophokles und Euripides im Altertum, Dante im Mittelalter und in der neueren Zeit Shakespeare, Goethe und Schiller; unter den Künstlern: Leonardo da Vinci, Michelangelo, R. Wagner; unter den Naturforschern: Newton, Laplace, A. von Humboldt, R. Virchow, Helmholtz, E. du Bois-Reymond und unter den Staatsmännern und Feldherren: Perikles, Alexander der Große[2], Friedrich der Große,

[1] H. Türck, Der geniale Mensch. F. Dümter, Berlin 1899. 4. Auflage. S. 77.

[2] Von ihm heißt es, daß „er die Liebe und das sehnsüchtige Verlangen nach der Philosophie, welches ihm angeboren war, nicht aus seiner Seele verloren habe, wie die dem Anaxarchos erwiesene Ehre und die 50 Talente, die er an Xenokrates senden ließ, sowie die

Napoleon I.[1], Bismarck und Moltke. Sie alle waren, wenn auch nicht eigentliche Philosophen, so doch große, intensive, erhabene Denker, die sich in ihren Urteilen wie starke Adler über die Niederungen der gewöhnlichen Meinungen erhoben und ihre Lebensziele von einem höheren Gesichtspunkt aus verfolgten. Sie waren darum Philosophen im weiteren Sinn.

VI. Der Großgeist der extensivste Denker.

Während die Mittel- und Kleingeister sich mit einer mehr oder minder engen Gedankensphäre begnügen und oft schon mit wenigen Ideen zufrieden sind, in denen sie wie in einer Tretmühle, Tag für Tag, Jahr für Jahr, mechanisch sich bewegen, rückt der Großgeist die Grenzen seines Wissens immer weiter hinaus; denn er will alle Wahrheiten, wenigstens alle bedeutsamen, in sich aufnehmen. Ihn treibt ein nimmersatter Wissensdurst, ein intellektueller Heißhunger. Er strebt daher nach vielseitiger, allseitiger Bildung. Nicht nur sagt er mit Terentius: nil humani a me alienum puto, „nichts Menschliches erachte ich mir fremd," sondern seine Parole ist: nil veri a me alienum puto, nichts Wahres sei mir fern. Er möchte die ganze Fülle der Wahrheit sich zu eigen machen. Des-

---

Auszeichnung, welche Daudamis und Kalanos widerfuhr, bezeugen". Auch schätzte er, der große Welteroberer, die philosophischen Einsichten, die ihm Aristoteles vermittelt hatte, wie er in einem Brief aus Asien an diesen schrieb, sogar höher als die politische Macht. Plutarch, Lebensbeschreibungen. Bd. 16. S. 1909 f.

[1] Vgl. mein Buch: Napoleon I. Lebens- und Charakterbild. 1904. S. 91 f.

halb ist er kein bloßer Spezialist, der nur auf Einzelnes sein Forschen richtet, sondern von universaler Tendenz, indem er auf das Ganze geht. Auch das ist ein Charakteristikum des Großgeistes.

Darum sagt W. H. Riehl mit Recht: „Einseitige Naturen können Großes leisten, aber nur universale Naturen können groß sein.“ [1]

Und Schopenhauer bemerkt: „Um sich und alle seine Kräfte einer speziellen Wissenschaft zu widmen, muß man allerdings große Liebe zu ihr, jedoch auch große Gleichgültigkeit gegen alle übrigen haben; weil man jenes nur kann unter der Bedingung, in diesem allen unwissend zu bleiben; wie wer Eine heiratet, allen andern entsagt. Geister ersten Ranges werden daher nie sich einer Spezialwissenschaft widmen; denn ihnen liegt die Einsicht in das Ganze zu sehr am Herzen. Sie sind Feldherren, nicht Hauptleute, Kapellmeister, nicht Orchesterspieler.“ [2]

Wie der Hirsch nach den Wasserbächen, dürstet die Seele des Großgeistes nach der vollen Erkenntnis der Wahrheit. Bei aller Spontaneität des Denkens besitzt er dennoch eine ganz außerordentliche Empfänglichkeit für die Gedanken und Forschungsresultate andrer, die er aber nicht bloß passiv in sich aufnimmt, sondern selbständig in sich verarbeitet und ihnen darum stets seine Individualität einprägt. In seinen Studien ist er unermüdlich bis zum Tod.

Schon von Solon heißt es daher, er habe noch als Greis von sich gesagt: „Lernend ohne Unterlaß schreite ich im Alter voran.“ [3] Dagegen lernen die Mittel- und Klein-

---

[1] W. H. Riehl, Religiöse Studien eines Weltkindes. 4. Auflage. Stuttgart 1896. S. 149.

[2] Schopenhauer, Parerga und Paralipomena. Bd. II.

[3] Plutarch, a. a. O. Bd. I. S. 223.

geister, wenn sie sich selbst überlassen sind und nicht durch ihr Amt oder ihre Stellung gezwungen werden, meistens nur bis zur reiferen Jugendzeit oder bis zum Examen. Dementsprechend ist auch ihre Bibliothek durchgehends sehr mager. Die Minimalgeister begnügen sich gar mit einem oder ein paar Gebet- und Erbauungsbüchern, die Mittel- und Kleingeister legen sich noch einige Werke bei: die Damen etliche Romane, die Herren einige Kompendien für ihren Beruf. Damit basta! —

Ganz anders wieder die hervorragenden Geister: diese studieren nie aus, und darum vermehren sich auch zusehends ihre Bibliotheken, die ihnen das kostbarste Kleinod sind, von Jahr zu Jahr.

In dieser Beziehung sagt daher auch Emerson: „Die besten Köpfe, die je existiert, Perikles, Plato, Julius Caesar, Shakespeare, Goethe, Milton waren sehr belesene, universell gebildete Menschen und viel zu weise, als daß sie die Literatur unterschätzt hätten. — Wir halten dafür, daß ein großer Mann viele Lektüre aufgenommen haben muß, daß der spontanen Kraft auch die Fähigkeit zur Aufnahme und Assimilation entsprechen muß.“ [1]

Das bestätigt durchaus die Erfahrung. So berichtet Giovio von Raffael: „Eine wunderbare, gelind sich anschmiegende Kraft, aufzunehmen, verbunden mit schöpferischer Begabung“ sei ihm eigen gewesen; nur lernen wollte er; zu lernen und zu lehren betrachtete er als das höchste Gut des Daseins [2].

Ein ungemein reicher, nach immer höherer Bildung

---

[1] Emerson, Lebensführung. Deutsche Ausgabe. Minden i. W. S. 118.

[2] H. Grimm, Das Leben Raffaels von Urbino. Berlin 1872. Bd. I. S. Xf.

ringender Geist war insbesondere auch Leonardo da Vinci. Von ihm sagt Rosenberg: „Leonardo war wie von einem Dämon besessen, der ihn nie zum Augenblicke sagen ließ: ‚Verweile doch, du bist so schön!‘ Wenn er etwas gefunden hatte, das schon allen Menschen mit gewöhnlichem Begriffsvermögen als etwas Außergewöhnliches, Übermenschliches erschien, trieb ihn sein Geist, noch eine größere Vollkommenheit zu erstreben, und daraus erklärt es sich, daß er niemals dazu gekommen ist, eine von seinen umfangreichen Abhandlungen aus den Gebieten der Malerei, der Mechanik, der Optik, der Ingenieurkunst und der Naturwissenschaften durch den Druck zum Gemeingut der Menschen seiner Zeit zu machen und sie dadurch zu weiteren Forschungen anzuspornen.“ [1]

Eine gewisse Ähnlichkeit mit Leonardo, besonders was den rastlosen Forschergeist, das ungemein ausgebreitete Wissen und die praktische Anwendung desselben betrifft, hatte Athanasius Kircher (1602—1680), die größte wissenschaftliche Zierde des Jesuitenordens. Von ihm sagt J. Cretineau-Joly in seiner Geschichte dieses Ordens: „A. Kircher ist der Gelehrte der Universalität. Er hat alles angefaßt, ist in alles eingedrungen. Die exakten Wissenschaften, die Physik, die Mathematik, Sprachenkunde, Hieroglyphik, Geschichte, Musik, Archäologie, alles war sein Eigen. Er wirft auf jeden Zweig der menschlichen Kenntnisse ein ebenso glänzendes als überraschendes Licht, er umspannt einen Raum, dessen Marken die Einbildung selber nicht abzusehen vermag, und füllt ihn aus.“ [2]

---

[1] A. Rosenberg, Leonardo da Vinci. S. 24. Bielefeld und Leipzig 1898.

[2] J. Cretineau-Joly, Geschichte der Gesellschaft Jesu. Deutsch. Bd. I, S. 342. Wien 1847.

In seinem Lebensbilde dieses universalen Geistes fügt K. Brischar bei: „Der Jesuit hat sich des großen Rufes mit solcher Autorität bemächtigt, daß sich selbst die protestantischen Könige und Fürsten eine Ehre daraus machten, ihm die zu seinen Experimenten erforderlichen Summen zu liefern. Er hielt sich zu Rom auf; alle diese Regenten schickten ihm die archäologischen oder naturwissenschaftlichen Seltenheiten, die sie auftreiben konnten; er stand in brieflichem Verkehr mit ihnen wie mit den großen Köpfen von Europa. Die Sammlung der Briefe, die er meist in wissenschaftlichen Angelegenheiten teils selbst schrieb, teils aus der ganzen Welt erhielt, umfaßt 114 Bände. Wohl gegen 50 Werke, größtenteils von bedeutendem Umfange, zeugen von seiner riesigen Tätigkeit.“ [1]

In derselben Zeit wie Kircher lebte noch ein weiterer Riesengeist: der große Leibniz, von dem K. Fischer treffend sagt: „Leibniz ist im vollen Sinn des Wortes ein Universalgenie der Wissenschaft. Eine solche Fülle und Genialität des Wissens war seit Aristoteles nicht mehr in einem einzigen Kopfe vereinigt. Seine Berufswissenschaft ist die Jurisprudenz, die er mit methodischem Geiste fortzubilden sucht; seine Herrschaft hat er in der Philosophie, deren Vergangenheit er kennt und bemeistert, deren neue Richtung er für ein Jahrhundert entscheidet. Physik, Mechanik, Mathematik treibt er mit dem glücklichsten und erfolgreichsten Eifer; sein Geist erscheint diesen Wissenschaften wie angepaßt, er ist in ihnen nicht bloß einheimisch, sondern erfinderisch tätig. Die Physik empfängt von ihm neue Grundlagen, in der Mechanik streitet er mit Descartes über das Kräftemaß, in der Mathematik kämpft er mit Newton um die Erfindung der Differentialmethode, und selbst wenn seine Unabhängigkeit

[1] K. Brischar, P. Athanasius Kircher. S. 59. Würzburg 1877.

in diesem Punkte nicht so gesichert wäre, wie sie es in der Tat ist, so steht doch so viel bei allen, auch den Gegnern, fest, daß Leibniz, der erste Philosoph und Metaphysiker seiner Zeit, zugleich nach Newton deren erster Mathematiker war. Genug, daß er mit einem Newton um die Priorität einer der größten mathematischen Erfindungen streiten durfte, daß es überhaupt fraglich sein konnte, wer von diesen beiden der Überlegene war: Newton oder Leibniz!

Jurist, Philosoph, Physiker, Mathematiker ersten Ranges, ist Leibniz zugleich Diplomat, Publizist, Politiker, Geschichtschreiber, Bibliothekar. In Hannover beschäftigten ihn gleichzeitig Bergbau, Geologie, Nationalökonomie, Münzwesen und Staatsschriften im Interesse seines Fürsten. In allen Stücken ist er selbsttätig, durchdringend, erfinderisch. Er ist buchstäblich überall und, was ihn am meisten auszeichnet, er ist überall derselbe philosophische, auch in der Zerstreuung gesammelte und seiner selbst mächtige Kopf. Was er angreift, befruchtet er mit neuen Ideen; selbst das Kleinste weiß er durch die Art seiner Betrachtung bedeutend und interessant zu machen, er behandelt die verschiedenartigsten Gegenstände, ohne sich zu verlieren; er zersplittert seine Tätigkeit, aber jeder Splitter trägt die Form seines Geistes ... Einen unersättlichen Wissensdurst, der ihn für alles interessiert, verbindet Leibniz mit einem durchdringenden Verstand, der alles untersucht. Was er von außen empfängt, wird zugleich von ihm selbst durchdacht und in sein selbsterworbenes Eigentum verwandelt. — Die Bildungsstoffe, die er mit Bienenfleiß einsammelt, werden in seinem Geiste fruchtbare Keime neuer Ideen, die er mit der erfinderischen Kraft des Selbstdenkers entwickelt." [1]

---

[1] K. Fischer, G. W. Leibniz; Gesch. d. n. Philos. Bd. II, S. 11 ff.

Auch Friedrich d. Gr. war ein universal gerichteter Geist, von dem es als Prinzen heißt: „Mit unermüdlichem Eifer und unersättlicher Wißbegier, als wollte er die versäumte kostbare Zeit wieder einholen, suchte er durch Lektüre seine Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Früh von vier Uhr an bis mittag saß er an den Büchern, und oft dehnte er sein Studium noch bis nach Mitternacht aus; man erzählt, daß er im Überschwang jugendlichen Eifers es sogar versucht habe, sich eine Zeitlang die Nachtruhe zu entziehen. Seine Lektüre war zugleich eine geistige Verarbeitung des Stoffes, den er aufnahm; denn immer las er mit der Feder in der Hand und mit dem Bewußtsein, daß Lesen zugleich Denken sein müsse. Sein Arbeitszimmer im rechten Eckturm des (Rheinsberger) Schlosses war sein Heiligtum; hier flogen ihm im Verkehr mit den erleuchtetsten Geistern der Menschheit die Stunden dahin. Gleichmäßig auf die schöne Literatur des Altertums wie die der Neuzeit, auf die Hauptwerke aus dem Gebiete der Geschichte und der Philosophie, wie der Naturwissenschaften dehnte er seine Lektüre aus, ganz ein Kind seiner Zeit, die mit siegesgewisser Entdeckerfreude alle Probleme menschlichen Wissens zugleich ergriff."[1] Infolgedessen gewann er allmählich eine erstaunliche Vielseitigkeit in seinem Wesen, und so wurde er der „universale Geist, der das Ganze des Lebens umfaßt hatte".

In noch höherem Maße war dies bei Napoleon I. der Fall. Auf dem Kongreß zu Erfurt 1808 gab er am 7. Oktober seinen hohen fürstlichen Gästen ein Mahl, während dessen er von sich selbst erzählte: „Als ich die Ehre hatte, einfacher Artillerieleutnant zu sein, war ich drei Jahre zu

---

[1] W. Wiegand, Friedrich d. Gr. S. 24. Bielefeld und Leipzig 1902.

Valence in Garnison. Ich liebte wenig die Welt und lebte sehr zurückgezogen. Ein glücklicher Zufall hatte mich neben einem unterrichteten und sehr gefälligen Buchhändler einlogiert. Während dieser drei Jahre habe ich seine Bibliothek gelesen und abermals gelesen und habe nichts vergessen, selbst die Materien nicht, die zu meinem Stande in keiner Beziehung standen. Die Natur hat mich insbesondere mit einem Zahlengedächtnis ausgestattet; es kommt bei meinen Ministern häufig vor, daß ich ihnen das Zahlendetail und das Ganze ihrer ältesten Rechnungen zitiere." [1]

In Paris mußten ihm, als er Kaiser war, alle neu erschienenen Werke gebracht werden, und wenn er auf Reisen sich befand oder zur Armee zog, ward die ganze Kutsche damit vollgestopft [2]. Was sich als wertloses Zeug erwies, warf er in den Kamin oder zum Fenster hinaus. „Napoleon war ein starker Leser, vielleicht der größte Bücherverschlinger seiner Zeit; freilich hat er nicht eine einzige Seite des Stiles halber oder gar philologisch gelesen, er griff immer ausschließlich nach dem Inhalt des Werkes." [3]

---

[1] S. m. Buch: Napoleon I. Lebens- und Charakterbild. 1904. S. 89.

[2] Auch von Alexander d. Gr. wird berichtet, daß er ein besonderer Freund der Literatur gewesen sei, und als es ihm auf seinem Feldzug im innern Asien an Büchern mangelte, habe er den Harpalos gebeten, ihm solche zu schicken. Dieser sandte ihm deshalb die Bücher des Philistos, eine große Zahl Tragödien von Euripides, Sophokles und Achylos, sowie Dithyramben von Telestes und Philoxenos. Plutarch, Lebensbeschreibungen. Bd. 16, S. 1910. Seinen geistigen Vater und Lehrer Aristoteles liebte Alexander, wie er zu sagen pflegte, nicht minder als seinen leiblichen, da er diesem das Leben, jenem aber das höhere Leben verdanke.

[3] Worte Napoleons. S. 22. J. Zeitler, Leipzig 1906.

Als sehr großer Bücherfreund zeigte sich Napoleon, der größte Tatmensch, auch auf St. Helena bis zum Ende seines Lebens. Als man ihm daselbst meldete, daß man ihm einen Palast schenken wolle, erwiderte er: „Dieser Palast ist weggeworfenes Geld; sie sollten lieber ein paar hundert Bücher schicken." [1]

Darum, wegen seiner vielen Lektüre, zeichnete sich sein Geist durch einen ganz außerordentlich reichen Inhalt aus. Napoleon war zwar kein Mann einer einzelnen Wissenschaft, aber ein Mann des universellen Wissens, der „das Kleinste wie das Größte in Betracht zog und nichts unberücksichtigt ließ. Dieses war eine der bedeutendsten Seiten seiner genialen Begabung, die auch seine unerbittlichsten Gegner stets anerkannt haben." [2]

„Unglaublich ist die Vielseitigkeit der Interessen dieses Mannes, die sich in die entlegensten Dinge mit der größten Sorgfalt vertieft. — Dabei – und das ist ein Wesentliches — wirkt seine Vielseitigkeit nie kleinlich und dilettantisch." [3]

Sehr treffend charakterisiert Taine die enorme Fülle des Napoleonischen Geistes, indem er sagt: „Versuchen wir uns von dem Umfang und Gehalt dieses Geistes eine Vorstellung zu machen. Wahrscheinlich müßte man, um etwas Ähnliches zu finden, bis zu Cäsar zurückgreifen; aber während wir aus Mangel an Dokumenten von diesem nur allgemeine Umrisse kennen, besitzen wir von Napoleon außer dem Gesamtbilde auch alle Einzelheiten seiner Züge. Wenn wir Tag für Tag Kapitel auf Kapitel seiner Korrespondenz

---

[1] Worte Napoleons. S. 58.

[2] Remusat, Napoleon I. und sein Hof. Bd. III, S. 337. Köln 1880.

[3] H. Landsberg, Napoleon-Briefe. S. VIII u. IX. Pan-Verlag, Berlin 1906.

lesen, z. B. die Briefe von 1806 nach der Schlacht von Austerlitz, oder besser noch die von 1809 nach seiner Rückkehr von Spanien bis zum Wiener Frieden, werden wir, so unzulänglich unsre Sachkenntnis auch sein mag, einsehen, daß die Fülle und Schärfe seines Geistes jedes bekannte oder nur glaubhafte Maß übersteigt.

Er hat drei Hauptatlanten im Kopf, von denen jeder aus ‚zwanzig dicken Heften' besteht, die täglich genau revidiert werden. — Der erste ist ein militärischer Atlas und enthält eine enorme Sammlung topographischer Karten von ebenso peinlicher Genauigkeit wie die eines Generalstabs, nebst einem umständlich gezeichneten Plan aller befestigten Plätze, der besonderen Bezeichnung und örtlichen Verteilung aller Truppen zu Lande und zur See mit ihrer Ausrüstung, ihren Regimentern, Batterien, Arsenalen, Vorratslagern, Mannschaften, Pferden, Wagen, Waffen, Munition, Lebensmitteln und Kleidungsstücken.

Der zweite, bürgerliche Atlas gleicht jenen dicken Bänden, in denen man alljährlich die Budgetveranschlagung liest und umfaßt erstens die unzähligen Posten der laufenden und außerordentlichen Ausgaben und Einnahmen, der Staatssteuern, der auswärtigen Kriegsabgaben, der Schulden, Pensionen, öffentlichen Arbeiten usw., ferner die ganze Verwaltungsstatistik, die Rangordnung der Ämter und Beamten, der Senatoren, Deputierten, Minister, Präfekten, Bischöfe, Professoren, der Richter und ihrer Untergebenen, jeder mit seinem Wohnsitz, seinem Rang, seinen Befugnissen und seinem Gehalt.

Der dritte ist ein riesenhaftes biographisch-moralisches Wörterbuch, worin, wie in dem Fachschrank der hohen Polizei, jede angesehene Persönlichkeit, jede Ortsgruppe, jede Berufsart, jede Gesellschaftsklasse, selbst jedes

Volk seine Aufschrift hat, unter der kurz zusammengefaßt die Lage, Bedürfnisse, Antezedenzien, Charaktereigenschaften, etwaige Neigungen und das mutmaßliche Verhalten eines jeden verzeichnet ist. Jedem Zettel, jeder Karte und jedem Blatt ist eine kurze Inhaltsübersicht beigefügt, alle diese Übersichten sind wieder systematisch geordnet und bilden so ein Ganzes, wodurch die drei Atlanten in ihrer Gesamtheit ihrem Besitzer den Maßstab für die ihm zu Gebote stehende Macht geben. Wie umfangreich diese drei Atlanten im Jahre 1809 auch geworden waren, sie haben sich dem Gedächtnis Napoleons fest eingeprägt; er kennt nicht nur die einzelnen und gesamten Übersichten, sondern auch die kleinsten Details." [1] Darum kann man wohl mit Recht sagen: Napoleon war dem Umfange nach der größte Geist, den es bis jetzt gegeben hat.

Darum verehrte ihn auch Goethe so sehr, weil er gleichfalls ein universaler Denker war; denn nur Gleich und Gleich zieht sich an und weiß sich zu schätzen.

Schon als Kind lernte Goethe sehr leicht und vielerlei. Zunächst waren es die wichtigsten alten und neueren Sprachen, denen er sich mit Eifer widmete: Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, Französisch, Englisch und Italienisch. Die drei letzteren las er nicht nur, sondern sprach sie auch. Dazu gesellte sich das Studium der Geographie und der Weltgeschichte sowie der Mathematik, für welch letztere er aber kein besonderes Talent und darum auch keine Liebe hatte. Hierauf wandte er sich der Philosophie zu, für die er mehr Anlagen und Sinn besaß als für die Mathematik. Der Rechtswissenschaft widmete er sich nur, um dem

[1] Taine, Napoleon; deutsch von L. Wolf. S. 31 f. Herausgegeben von Landsberg, Berlin 1907.

Willen seines Vaters zu entsprechen, der selbst ein eifriger Jurist war. Viel mehr Interesse hatten für ihn die „schönen Wissenschaften" der Literatur und der Kunst. Auch die Naturwissenschaften zogen ihn mächtig an, weshalb er sich ihnen mit großem Eifer widmete. Selbst der Theologie blieb er nicht ferne, obschon er mehr realistisch als idealistisch angelegt war. Überhaupt hatte er, wie er selbst sagte, „einen wahren Heißhunger nach Kenntnissen", und zwar bis zum Ende seines langen Lebens. Ja, man kann mit Recht sagen: selten lernte einer so eifrig und so viel wie Goethe: er lernte aus Büchern und von den Menschen[1].

Endlich, um noch ein Beispiel aus der Gegenwart anzuführen, sage ich: auch Moltke, der größte Feldherr der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und Verehrer Goethes, strebte nach vielseitiger Bildung. Über ihn bemerkt sein Biograph F. Freiherr von der Goltz: „Sein lebhafter Geist umfaßte einen ungewöhnlich großen Interessenkreis. Wir haben ihn als Dichter, Historiker, Politiker und Ethnographen kennen gelernt". Ferner „besaß er ausgezeichnete Sprachenkenntnisse, war ein sinniger Kunstkenner, ein großer Freund der Natur und schließlich ein einsichtiger Landwirt und liebevoller Gärtner — und bei all dem kam ihm in erster Linie die höchste militärische Bildung und Kriegskunst zu, in welcher er so Geniales leistete; bildete er doch einen „neuen, eigenartigen Feldherrntypus".[2]

Der Großgeist ist also ein vielseitiger, möglichst allseitiger, universaler Denker. Er gleicht dem Atlas, der den Kosmos auf seinen Schultern trägt; denn er ist ein weltumfassender

---

[1] Näheres in meinem Werk: Goethes Lebens- und Charakterbild. Schmidt & Günther, Leipzig 1905.

[2] F. v. d. Goltz, Moltke. S. 19. Berlin 1903.

Geist — ähnlich wie man nach dem Bericht Plutarchs den Philosophen Anaxagoras, den Lehrer des Perikles, einst den „Weltgeist“ nannte[1].

VII. Der Großgeist — der konzentrischste Denker.

Die ungewöhnliche Masse von Kenntnissen macht es allein nicht aus, um im Geiste groß zu sein, sondern dazu gehört noch unbedingt deren einheitliche Beherrschung; denn wo die letztere fehlt, sind bei allem Gedankenreichtum hervorragende Leistungen unmöglich. Auch im Geistesleben gilt der Grundsatz: viribus unitis. Zersplitterte, zerstreute Geister sind schwache Geister, während geeinte, konzentrische Geister starke Geister sind. Und je mannigfacher, je reicher, je verschiedenartiger der Inhalt eines Geistes ist, desto fester muß die Zentralleitung sein, wenn nicht Zerfahrenheit und Auflösung eintreten soll. Darum muß der Großgeist, weil er nach universaler Bildung strebt, der konzentrischste Denker sein. Ähnlich wie in der Außenwelt bei der größten Mannigfaltigkeit der Dinge doch durchgängige Einheit herrscht, worauf allein ihr Bestand beruht, so auch beim Geist und speziell beim Großgeist, ihrem herrlichsten Abbild hienieden: wie dort alles ursächlich, nach Grund und Folge zusammenhängt, so muß es auch da sein, wenn derselbe bestehen und Hervorragendes wirken will.

Darum trägt der Großgeist immer eine dominierende Idee, eine bedeutende Aufgabe, einen hohen Plan in sich, um welchen sich, wie um eine Sonne, alle andern Gedanken

[1] Plutarch, Lebensbeschreib. Bd. 4, S. 426.

gleichsam als Planeten und Trabanten gruppieren. Darum war es eine Hauptmaxime des universalen Denkers Leibniz: omnia ad unum. Ja, wie die Weltkörper stets nach einem bestimmten Zentralkörper gravitieren und dadurch in Ordnung gehalten werden, so gravitieren auch im Großgeist alle Gedanken immer nach bestimmten Zielpunkten, woraus eine schöne Ideenharmonie entsteht. Der Großgeist gleicht daher einer erhabenen Beethovenschen Symphonie, in der alle Dissonanzen allmählich aufgelöst werden. In ihm hängt alles einheitlich zusammen und wird von einem starken Mittelpunkt aus beherrscht. Sein Grundcharakter ist Systematik: Einheitlichkeit bei aller Mannigfaltigkeit der Vorstellungsmassen.

In der Konzentration liegt das Geheimnis der Stärke: in der Politik, im Krieg, in der Wissenschaft, im Geschäft, in allen Dingen. Wenn Napoleon eine Schlacht entscheiden wollte, konzentrierte er seine Hauptstreitkräfte auf einen Punkt und ging damit rasch und entschlossen gegen eine schwache Position des Feindes vor und siegte in der Regel. — Und als einst Newton gefragt wurde: wie er denn seine bedeutenden Entdeckungen gemacht habe, erwiderte er: „Indem ich immer an sie dachte." Er konzentrierte also längere Zeit seinen Geist auf das Problem, das er lösen wollte, und erzielte damit seine großen Erfolge.

Ähnlich machte es Goethe. Bei all seiner Vielseitigkeit zersplitterte er sich nicht, sondern bewahrte die Einheitlichkeit, indem er das viele in seinem systematischen Verstand harmonisch verband. Und wenn er einer bestimmten Arbeit sich widmete, dann löste er seinen Geist von allem Fremdartigen und Störenden ab und konzentrierte sein ganzes Sinnen und Trachten auf das projektierte Werk. Mit Recht sagt deshalb Friedrich von Müller: „Dem Gegenstand,

der ihn beschäftigte, gehörte er jedesmal ganz an, identifizierte sich mit ihm nach allen Seiten und wußte, während er irgendeine wichtige Aufgabe sich gesetzt, alles seinem Ideengange Fremdartige standhaft abzulehnen."[1] In dieser Beziehung sagt Goethe selbst von sich: „In hundert Dingen, die mich interessieren, konstituiert sich immer eines in der Mitte als Hauptplanet, und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt sich indessen in vielseitiger Mondgestalt umher, bis es einem und dem andern auch gelingt, gleichfalls in die Mitte zu rücken." —

Um nun die Konzentration seiner Gedankenwelt in möglichst hohem Grade zu erlangen, sucht der Großgeist gerne die Einsamkeit auf und liebt sie wie eine teure Freundin. Denn „nicht im Gewühle und Getose des Marktes, sondern in den stillen Studierstuben einsamer Denker hat der Genius der Menschheit seine Werkstätten."[2] Darum preist Emerson die Einsamkeit mit den Worten: „Einsamkeit, die Schutzwehr der Mittelmäßigkeit, ist für den Genius der ernste Freund, das kalte, dunkle Obdach, in dem die Schwingen sich formen, die ihn weiter als Sonne und Sterne tragen werden. Wer sein Volk mit neuen Ideen erfüllen und führen soll, der muß davor geschützt sein, mit den Seelen der andern zu ziehen und mit dem abgetragenen Joch ihrer Alltagsansichten zu leben, zu atmen, zu lesen und zu schreiben. ‚Am Morgen — Einsamkeit!' sagte Pythagoras; damit die Natur zur Phantasie sprechen möge, wie sie es in Gesellschaft von Menschen niemals vermag, und ihr Liebling jene göttlichen Gewalten kennen lernen möge, die sich ernstem und weltfernem Denken erschließen."[3]

---

[1] Fr. v. Müller, Goethes Persönlichkeit. S. 81. Berlin 1901.
[2] Joh. Scherr, Germania.
[3] Emerson, Lebensführung. S. 130. Bruns Verl., Minden W.

Das haben alle großen Geister lebhaft an sich erfahren. So z. B. Dante, von dem Boccaccio berichtet: „Er liebte die Einsamkeit und Absonderung von den Menschen, um in seinen Betrachtungen nicht gestört zu werden.“ [1] Ferner Michelangelo, von dem sein Schüler Condivi sagt: „Michelangelo widmete sich, schon als er noch jung war, nicht allein der Bildhauerei und Malerei, sondern auch allen den andren Künsten, welche mit ihnen zusammenhängen und ihnen dienen, und dies tat er mit solch verzehrender Energie, daß er für Zeiten sich fast gänzlich von menschlicher Gesellschaft abschnitt, im Verkehr mit nur sehr wenigen vertrauten Freunden. Aus diesem Grunde hielten ihn viele für stolz, andre für exzentrisch und launisch, obgleich er ganz frei von diesen Fehlern war; vielmehr wie dies vielen Männern von großen Fähigkeiten eigentümlich ist, machten ihn die Liebe zum Studieren und die unablässige Ausübung seiner Kunst zum Einsiedler, da er durch die Freude, ja das Entzücken, welches ihm diese Dinge gewährten, so eingenommen war, daß Gesellschaft nicht allein ihm keine Zerstreuung bereitete, sondern ihm vielmehr Langeweile verursachte, da sie ihn vom Meditieren abhielt; denn niemals (wie der große Scipio zu sagen pflegte) war er weniger allein, als wenn er allein war.“ [2]

Ein großer Freund von Einsamkeit war auch Goethe, obschon er der geistreichen Gesellschaft nicht abhold und sie vermöge seiner Berufsstellung vielfach pflegen mußte; denn er schrieb im August 1799 an Schiller: „Es bleibt nun einmal dabei, daß ich ohne absolute Einsamkeit nicht das

---

[1] Boccaccio, Vita di Dante. S. 51.

[2] H. Thode, Michelangelo und das Ende der Renaissance. Bd. I, S. 238 f. Verl. von Grote, Berlin 1902.

Mindeste hervorbringen kann. Die Stille des Gartens ist mir auch daher vorzüglich schätzbar". Und in seiner Selbstbiographie sagt Goethe: „Ich fühle recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur produzieren lasse, wenn man sich isoliert. Meine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit." [1]

Außer der Konzentration des Denkens gibt es nach Schopenhauer noch einen weiteren Grund, warum der Großgeist die Einsamkeit besonders liebt; er sagt: „Es ist zu selten, als daß das Genie leicht auf seinesgleichen treffen könnte, und zu verschieden von den andren, um ihr Geselle zu sein. Bei ihnen ist das Wollen, bei ihm das Erkennen das Vorwaltende: daher sind ihre Freuden nicht seine, seine nicht ihre. Sie sind bloß moralische Wesen und haben bloß persönliche Verhältnisse; er ist zugleich ein reiner Intellekt, der als solcher der ganzen Menschheit angehört." [2]

VIII. Der Großgeist der rascheste und ständigste Denker.

Infolge des innigen systematischen Zusammenhangs aller Vorstellungen und Gedanken im hervorragenden Geist und deren souveräner Beherrschung von einem starken Mittelpunkt aus ist ihm ein außerordentlich rasches Denken möglich. So konnte Leibniz von sich sagen, daß er gerade in den schwierigsten Fragen zu den schnellsten Köpfen gehörte [3].

---

[1] Goethe, Dichtung und Wahrheit. Bd. XVI, S. 153.

[2] Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. I, Buch 3.

[3] K. Fischer, Leibniz. S. 308. München 1888.

Dazu kommt, daß dem Großgeist ein bedeutender Reichtum von Ideen zur Verfügung steht, und daß in jeder von ihnen eine Menge andrer Ideen konzentriert ist.

Deshalb fällt es ihm leicht, aus einer gegenwärtigen Idee eine Reihe andrer in schneller Abfolge zu entwickeln. Der Großgeist ist deshalb ein Blitzdenker. Sein Denken ist ungemein beweglich, elastisch. Er fliegt von einer Vorstellung zur andern. Wird eine Gedankentaste in ihm angeschlagen, so tönen viele andre bei ihm mit und ziehen eine Menge weiterer nach sich[1]. Von allen Seiten strömen

---

[1] Zu den schnellsten Denkern und Schreibern gehörten im Altertum: der Karthager Klitomachus, der über 400 Schriften verfaßte, die von Cicero gern gelesen wurden, sowie der griechische Philosoph Chrysippus, der sogar über 700 Bücher geschrieben haben soll. Doch wurden diese Schriftsteller sogar noch übertroffen von dem alexandrinischen Dramatiker Didymus, der wegen seines immensen Fleißes der Unermüdliche genannt wurde und gar 4000 Werke verfaßt hat.

Auch Luther hinterließ 1137 Schriften und Schriftchen, eine recht ansehnliche Arbeitsleistung, zumal wenn man noch seine große praktische Tätigkeit in Betracht zieht. — Aber noch weit mehr schrieb sein Zeitgenosse Hans Sachs, der mehr als 6000 größere und kleinere Dichtungen schuf, die 34 große Manuskriptbände füllen.

Außerordentlich fruchtbar und vielschreibend war auch der spanische Dichter Lope de Vega (1562—1635), dessen Bühnendichtungen sich auf 2200 belaufen. Schon als Knabe begann er seine Kunst, indem er von sich selbst sagt: „Ein Genius lehrte mich von der Wiege an, Verse zu machen, und schon in meinem 11. und 12. Jahre schrieb ich Komödien von 4 Akten."

Auch sein berühmter Landsmann und Dichterkollege Calderon de la Barca war nicht faul im Denken und Schreiben: seine Dichtungen übersteigen die Zahl 200. — Unter den Franzosen tat sich durch Vielschreiberei in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Romanschriftsteller R. de la Bretonne hervor, dessen gedruckte Schriften über 250 Bände füllen. Außerordentlich schnell arbeitete auch der

ihm die Gedanken wie leichte, zarte Elfen zu — vorausgesetzt, daß er in günstiger Körper- und Seelenverfassung ist, worauf selbst die Beschaffenheit des Wetters einen großen Einfluß ausübt. Denn der Großgeist hängt aufs innigste mit der äußeren Natur zusammen, von deren Lebensbrüste er genährt wird. Das hat auch Goethe stark an sich erfahren. Obschon von kräftigem Körperbau, war er doch so zart organisiert, daß er die atmosphärischen Veränderungen stets vorher fühlte, weshalb er sich das „dezidierteste Barometer" nannte. Am wohlsten fühlte er sich beim hohen Barometerstande, also beim sonnigen Wetter, und da arbeitete er frisch und rasch. Dann gab es aber auch Zeiten, wo in seinem Geistesleben Ebbe eintrat und dieses insbesondere bei rauhem, düsterem Wetter.

Ähnlich Nietzsche, der gleichfalls ein außerordentlich rascher Denker war, wie seine schnell aufeinanderfolgenden Werke beweisen. Auch er war in seinem Denken und Fühlen sehr von der Natur abhängig. Auch er hatte des-

---

Dichter H. de Balzac († 1850), der über 90 Werke lieferte und außerdem zahlreiche Artikel in Zeitungen und Zeitschriften.

Ungemein fruchtbar war auch sein Landsmann Al. Dumas der Ältere, der „Liebling des Pariser Publikums", ferner ein Liebling des deutschen Publikums: Arthur Achleitner, der in zwanzig Jahren 92 Bände schrieb, sowie der ungarische Schriftsteller Moritz Jókai. Der letztere hatte bis zu seinem 50. Geburtstage schon nahe an 200 Bände Romane, Gedichte usw. herausgegeben. Dazu war er Redakteur verschiedener großer Blätter und Abgeordneter. Er arbeitete aber auch fabelhaft schnell: wenn er sich an den Schreibtisch setzte, hatte er den Roman, den er beginnen wollte, schon fertig ausgearbeitet im Kopf und brachte von demselben täglich ungefähr zwei Druckbogen zu Papier.

Vgl. Hans Ellenberg, Viel- und Schnellschreiber. Beil. zum „Bayr. Kurier" 1907, Nr. 274.

halb fette und magere Zeiten in seinem intellektuellen Leben. Am meisten entzückte ihn der Frühling: da konnte er am besten und leichtesten geistig arbeiten, während der Herbst und Winter ihn sehr melancholisch stimmten. Aus dieser Stimmung entstand seine ergreifende Elegie auf den Herbst:

Dies ist der Herbst: der — bricht dir noch das Herz!
Flieg fort! flieg fort! —
Die Sonne steigt zum Berg
und steigt und steigt
und ruht bei jedem Schritt.

Was ward die Welt so welk!
Auf müd gespannten Fäden spielt
der Wind sein Lied.
Die Hoffnung floh —
er klagt ihr nach.

Dies ist der Herbst: der — bricht dir noch das Herz!
Flieg fort! flieg fort!
O Frucht des Baums,
du zitterst, fällst?
Welch ein Geheimnis lehrte dich
die Nacht,
daß eis'ger Schauder deine Wange,
die Purpurwange deckt?

Du schweigst, antwortest nicht?
Wer redet noch? — —

Dies ist der Herbst: der — bricht dir noch das Herz!
Flieg fort! flieg fort! —
„Ich bin nicht schön
— so spricht die Sternenblume —,
doch Menschen lieb ich —
und Menschen tröst ich —
sie sollen jetzt noch Blumen sehen,
nach mir sich bücken,
ach, und mich brechen —

in ihrem Auge glänzet dann
Erinn'rung auf,
Erinnerung an Schöneres als ich: —
— ich seh's, ich seh's — und sterbe so!"

Dies ist der Herbst: der — bricht dir noch das Herz!
Flieg fort! flieg fort[1]!

Darum rief Nietzsche aus: „Meine Seele muß im ewigen Frühling stehen. Wie schwer wird es mir, den irdischen Frühling zu missen!" —

Sogar Napoleon, der doch so viele und so große Strapazen in den Feldzügen ertragen konnte, war in seinem Denken und Fühlen sehr von der äußeren Natur und den Temperaturverhältnissen abhängig. Täglich war deshalb seine erste Frage an seinen Kammerdiener des Morgens: „Was für Wetter haben wir?" An sonnigen Tagen dachte er viel leichter und rascher als an trüben. Überhaupt „zeichnete sich sein Verstand durch die Schnelligkeit des Gedankens aus. Er sah auf einen Blick, was die meisten Menschen und selbst bedeutende Menschen nur durch das Studium lernen können. Er flog mehr durch die Anschauung als durch logische Folgerung zu einem Schluß."[2] „Was er sagte, war fast immer geistreich und durch die Gedankenfülle überraschend und staunenswert. Sogar die grammatischen Fehler und sonstigen Verstöße gaben seiner Rede einen originellen und energischen Anstrich. Er bedurfte auch gar keiner Replik, er redete sich selbst ins Feuer. Hatte er einmal einen Gegenstand ergriffen, dann flogen die Gedanken

---

[1] Nietzsche, W. W. VIII, 329. Vgl. mein Buch: Friedr. Nietzsche. 2. verb. Aufl., S. 21. Regensburg 1906.

[2] Channing, Napoleon, sein Charakter und seine Zeit. Deutsche Ausg., S. 46. Leipzig 1831.

nur so mit ihm davon.“ [1] Er war ein Momentdenker. Und nicht nur das, sondern auch ein Dauerdenker. Er sprach daher von sich: „Ich denke immer.“

Auch das ist ein Charakteristikum des Großgeistes: sein Denken ist kontinuierlich. Denn er denkt nicht nur im wachen Zustand, sondern auch unbewußt im Tiefschlaf, ja sogar da oft noch besser als wachend, weil er nicht durch äußere Sinneseindrücke gestört wird. Wenn er sich z. B. mit einem schwierigen Problem beschäftigt und im Wachzustand keine Lösung finden kann, so erwägt er es noch einmal am Abend vor dem Schlafengehen. Dann setzen sich seine diesbezüglichen Gedanken im Schlafe fort. Deshalb schläft er unruhig und innerlich bewegt. Allmählich wacht er auf und erkennt nun mehr und mehr, was ihn im Schlafe so sehr beschäftigt hat. Endlich wird er ganz wach und — das Problem ist ihm nicht selten gelöst. Er sieht nun die Sache klar und licht — ein Beweis, daß sich sein Denken auch im Tiefschlaf fortgesetzt hatte.

Und was den wachen Zustand betrifft, so kommt dem Großgeist ein doppeltes Denken zu: ein Sinnen-Denken, das sich mit den äußeren Sinneswahrnehmungen beschäftigt, und ein Geist-Denken, dessen Inhalt von dem äußerlich Wahrgenommenen ganz verschieden ist, das also völlig unabhängig von dem gleichzeitigen Sinnen-Denken sich zeigt. Da das Sinnen-Denken größtenteils das Bewußtsein erfüllt, verläuft das gleichzeitige Geist-Denken meistens unbewußt; nur von Zeit zu Zeit durchbricht es jenes und macht sich dadurch offenbar. So sagt Goethe von sich, daß er seine Stoffe lange mit sich herumgetragen habe, bis er sie gestalten und entwickeln konnte. Jenes Herumtragen geschah

[1] Remusat a. a. O. I, 51.

durchaus nicht immer im Bewußtsein, sondern da tummelten sich gewöhnlich seine Berufs- und Tagesgedanken. Es geschah vielmehr meistens unbewußt, wie auch sogar dann sein absichtliches Bearbeiten der Stoffe noch halb unbewußt vor sich ging; denn er bemerkte: wenn er schreibe, schreibe er wie ein Nachtwandler.

Die Seele des Großgeistes kann sonach gleichzeitig eine zweifache Strömung durchmachen: eine Ober- und Unterströmung. Die erstere habe ich auch das Oberflächendenken, die zweite das Untergrunddenken genannt[1]. Auch im Schlafe setzt sich dieses Doppeldenken fort: jenes im Traumdenken, das meistens verworren und unlogisch ist, dieses im unbewußten logischen produktiven Tiefschlafdenken, von dem oben die Rede war. Das letztere Denken ist auch im Zustand des natürlichen Somnambulismus vorhanden, wie ich in meiner „Überphilosophie" nachgewiesen habe.

Der Großgeist denkt sonach immer, nicht nur im wachen, sondern auch im Schlafzustand und erwirbt sich deshalb einen außerordentlich reichen Gedankenschatz. Er ist ein Millionär auf dem intellektuellen Gebiet.



IX. Der Großgeist der intuitivste Denker.

Was die Mittel- und Kleingeister erst durch langes Hin- und Hererwägen erkennen, das erfaßt er mit einem Griff, und wie ein Blitz gehen ihm neue fruchtbare Ideen auf, an die jene nicht heranreichen. Er besitzt also ein Ver-

[1] Näheres in meinem Buch: „Überphilosophie. Ein Versuch, die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln." S. 272. Gebr. Paetel, Berlin 1907.

mögen intellektueller Anschauung, das Schelling dem wahren Philosophen zuschrieb. Und nach Schopenhauer besteht das Wesen des Genies geradezu „in der Vollkommenheit und Energie der anschauenden Erkenntnis; denn eine anschauliche Auffassung ist allemal der Zeugungsprozeß, in welchem jedes echte Kunstwerk, jeder unsterbliche Gedanke den Lebensfunken erhielt".[1]

Infolgedessen überschaut der Großgeist mit einem Blicke vieles, was andre nur durch langes diskursives Denken sich zum Bewußtsein bringen. Diese Fähigkeit besaß z. B. Napoleon in hohem Grade. Wenn er eine feindliche Armee zum erstenmal vor sich sah, erkannte er sofort ihre schwache und starke Position und traf dementsprechend mit voller Sicherheit seine Maßregeln. Und stellte sich auf einmal ein nicht vorhergesehener kritischer Moment ein, der die Situation plötzlich änderte, so erfaßte er im nächsten Augenblick die neue Sachlage und trat derselben mit ebenso großer Entschlossenheit als Ruhe entgegen.

Kraft dieser intellektuellen Anschauung oder Intuition blickt der Großgeist tiefer in das Wesen der Dinge als die andern Menschen. Denn dasselbe ist immer etwas Geistiges, eine Idee, ein Gesetz, das die mittleren und niederen Geister, bei denen die Körperlichkeit mehr vorherrscht, nur schwer oder gar nicht erkennen.

Nach Goethe besteht diese Intuition wesentlich darin, daß man „in jedem Einzelbild die allgemeine Idee sieht, die darin liegt. Ein Beispiel wird diese abstrakte Definition am besten verdeutlichen. Goethe sieht eines Tages in der Nähe von Schaffhausen einen efeuumrankten Obstbaum.

---

[1] A. Brasch, A. Schopenhauers Werke. Bd. II, S. 138, 141. Leipzig 1891.

Sogleich nimmt dieses Bild in seinen Augen einen allgemeinen Sinn; er stellt sich vor, wie dieses Schmarotzergewächs den Baum überwuchert und aussaugt, wie es seine Nahrung aus ihm zieht, ihn mit tausend unsichtbaren Wurzeln umklammert und ihn schließlich erstickt, die Quellen seines Lebens versiegen macht. Und dieser Baum, der von der Pflanze, deren Halt er ist, so ausgesogen wird, erscheint ihm plötzlich als Symbol des Mannes, an den ein Weib sich anschmiegt. Ganz wie der Efeu ist es schmiegsam und zärtlich; ganz wie er erstickt, erschöpft und richtet es den zugrunde, der diesen gefährlichen Gast in seinem Wesen Wurzel schlagen läßt. Auf diese Weise hat sich das Einzelbild in Goethes Geist in eine allgemeine Idee, ein Symbol verwandelt, das wir in wundervoller Einkleidung in der Elegie ‚Amyntas‘ finden. ‚Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis‘, heißt es im zweiten Faust; und diese geheimnisvolle Gabe, das Beispiel und zugleich die Idee zu erfassen, mit demselben Blick den wirklichen Gegenstand und das allgemeine Gesetz zu sehen, dessen Symbol er ist, macht nach seiner Ansicht das eigentliche Genie aus.“ [1]

Diese besondere Fähigkeit besaß Goethe nicht nur als Dichter, sondern auch als Naturforscher, wie seine Lehre von der Metamorphose der Pflanzen und Tiere beweist.

Die Gabe der Intuition, die man auch häufig Inspiration nennt, eignet jedem genialen Kopf, und zwar derart, daß sie sich oft auch im Äußeren zeigt. So wird von Beethoven berichtet: „Ging dieser verschlossenen Natur das feste Herz zu wärmeren Pulsen auf, ward der Geist von einer dieser idealen Anschauungen erhoben, die

[1] H. Lichtenberger, Richard Wagner, der Dichter und Denker. S. 10. C. Reißner, Dresden und Leipzig 1899.

sein eigentümliches Leben waren; so verbreitete sein Lächeln den Glanz seiner Grundgüte über das ganze Gesicht, so richtete seine Gestalt sich hoch auf, das Auge trat erweitert vor und rollte, den Stern fast immer nach oben gewandt, leuchtend umher oder starrte gefesselt auf einen Punkt, alles an ihm sprach die innere Erregung aus. Diese Momente plötzlicher Begeisterung (erzählt Schindler) überraschten ihn öfters in der heitersten Gesellschaft, aber auch auf der Straße und erregten gewöhnlich die gespannteste Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden. Was in ihm vorging, prägte sich nur in seinem leuchtenden Auge und Gesicht aus, niemals aber gestikulierte er, weder mit dem Kopfe noch mit den Händen.“ [1]

Auch Rich. Wagner kam diese geheimnisvolle Gabe der Intuition zu, ihm, der nicht bloß ein großer Musiker, sondern auch Dichter und Denker war. „Als er die Sage von Tristan und Isolde las, sah er gewissermaßen in dieser lebendigen und wirklichen Sage das allgemeine Gesetz, dessen Ausdruck sie war: daß die Liebe sich bei Ausnahmenaturen, sobald sie einen gewissen Grad von Jenseitigkeit erreicht hat, jeder Beimischung von Selbstsucht entkleidet und den Menschen nach Tod und Vernichtung des Individuums im Schoße der ewigen Nacht verlangen läßt. Desgleichen erschien ihm die Parzifalsage, wenn er sie betrachtete, als ein Symbol der Erlösung der Menschheit durch bewußtes Mitleid. Wie Goethe ging Wagner vom Einzelfall, vom farbigen, plastischen, lebendigen Bilde aus; aber durch dieses Bild hindurch erkannte er das allgemeine Gesetz, dessen besonderer Ausdruck ihm diese vergängliche Erscheinung dünkte. Und

[1] A. B. Marx, Ludwig van Beethoven. Bd. I, S. 36. Janke, Berlin 1859.

er bestrebte sich unwillkürlich, als er sein Drama schuf und seinem Gegenstande das fühlbare, malerische Außenleben gab, das ihm zukam, durch diese vor den Zuschauern entrollten Szenen hindurch die tiefen Ursachen und den intimen Sinn hindurchblicken zu lassen. Wagner ist also kein allegorischer Dichter, der von einer abstrakten Idee ausgeht und in der Folge versucht, seinen Abstraktionen einen Körper zu geben und die Gebilde seines Verstandes mehr oder weniger lebendig zu personifizieren. Er geht den umgekehrten Weg. Er sieht und schildert die wirkliche Natur und die menschlichen Ereignisse, entdeckt aber hinter der Natur und dem menschlichen Geschehen das Wirken der allgemeinen Gesetze — jener selben Gesetze, die Philosophen wie Feuerbach oder Schopenhauer für die reine Vernunft in begrifflicher Sprache ausgedrückt haben." [1]

Bei der Schaffung seiner Musikdramen ging „Wagner intuitiv zu Werke und durch poetische Synthese. Ebenso wie Goethe durch die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Pflanzen und Tierarten hindurch die einfachen Typen, die ihnen zugrunde liegen, intuitiv erfaßte, erkannte auch Wagner durch poetische Vision, durch die vielfachen Fassungen desselben sagenhaften Ereignisses hindurch die einfache Form, von der diese Erzählungen sich ableiteten. Er war mit wunderbarer Phantasie begabt, die ihm erlaubte, unzählige traditionelle Elemente zu kombinieren und sie in grandioser Synthese zu vereinigen." [2]

Aber woher diese merkwürdige Kraft der Intuition? Darauf erwidere ich: der Großgeist schaut deshalb tiefgründig, weil er tiefgründig ist, d. h. weil er mit dem

[1] H. Lichtenberger a. a. O. S. 11.
[2] H. Lichtenberger a. a. O. S. 135.

Urgrund alles Seins und Lebens, mit dem Ewigen und Absoluten, innerlich und innig zusammenhängt. Daher seine Inspirationen und Intuitionen. In dieser Beziehung sagt Max Müller: „Die Größten unter den Großen haben ihre besten Werke in den Augenblicken selbstvergessener Begeisterung geschaffen, in der Einheit und Gemeinschaft mit einer höheren Welt; und wenn sie getan waren, so war ihr stummes Entzücken so groß, daß sie staunten und nicht glauben konnten, es sei ihr eigen Werk und die Ehre Gott zuschrieben, welchen Namen sie ihm auch beilegen mochten. Und während die Größten unter den Großen so bekannten, daß sie nicht nur von dieser Welt seien und daß das Beste, was sie getan, nur zum Teil ihr eigenes Werk sei, nannten die Männer, die wir als Religionsstifter verehren und die zu gleicher Zeit Philosophen, Dichter und Beherrscher von Menschen waren, nichts ihr eigen, sondern erklärten, sie lehrten nur, was ihre Väter sie gelehrt, oder was eine ferne Stimme ihnen ins Ohr geflüstert habe." [1]

Diese „ferne Stimme" ist dem Großgeist in Wahrheit nahe: sie ist das Göttliche, das Daimonion in ihm, wie es schon Sokrates in sich gefühlt hat.

Wohl ist in jedem Wesen, bei all seiner Relativität, etwas Absolutes; denn jedes stellt in relativer Weise das Absolute dar, und letzteres ist der Urgrund von allen. Aber diese Immanenz des Absoluten im Relativen ist bei den verschiedenen Wesen sowohl der Art als dem Grade nach außerordentlich verschieden. Am stärksten und vorzüglichsten ist sie bei den größten und besten Geistern, weil diese dem

---

[1] Max Müller, Leben und Religion. S. 154. Kielmann, Stuttgart 1906.

absoluten oder vollendeten Geist am meisten ähnlich sind, indem sie am meisten von seiner Kraft besitzen.

Infolgedessen schreibt man diesen Geistern etwas Geheimnisvolles, Magisches zu: eine Erkenntnis durch höhere, göttliche Kraft. Durch diese wollte Faust-Goethe das Grundwesen alles Seins erfassen:

Drum hab ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimnis würde kund,
Daß ich nicht mehr, mit saurem Schweiß,
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß,
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkenskraft und Samen,
Und tu nicht mehr in Worten kramen.

Die Magie ist hier der symbolische Ausdruck für die tiefer blickende, intuitive Erkenntnisweise. Infolgedessen sieht der Großgeist bereits in hellster Beleuchtung, was den andern noch verborgen ist. Er löst die großen Rätsel des Daseins mit einer Leichtigkeit und Virtuosität für sich, die bewundernswert erscheint.

Ja, er ist nicht selten ein „Seher", ein „Prophet", indem er mit seinen Einsichten den andern Geistern oft viele Jahre vorauseilt und sein Blick selbst bis in die ferne Zukunft reicht.

So waren z. B. dem Leonardo da Vinci, der 1519 starb, bereits die Grundzüge des kosmischen Systems, wie sie Kopernikus erst 30 Jahre später entwickelte, bekannt. Er wußte, entgegen den Anschauungen seiner Zeitgenossen, daß die Erde „weder in der Mitte des Sonnenkreises noch im Mittelpunkt der Welt stehe"; ferner, daß die Erde an sich dunkel sei und nur das Licht widerspiegele; desgleichen, daß auch das Licht der Planeten nur reflektiertes

Licht sei. Nicht minder hatte er schon eine richtige Einsicht in den Mechanismus des damals ungeahnten und erst 100 Jahre später entdeckten Kreislaufes des Blutes im Menschen; er wußte, daß es vom Herzen ausgeht, durch die Adern läuft und zum Herzen zurückkehrt, und er unterscheidet bereits richtig das venöse Blut vom arteriellen. Der großgeistige Leonardo da Vinci war also in der Erkenntnis den übrigen Geistern um viele Jahrzehnte voraus.[1] So ahnte ferner Leibniz († 1716) schon am Anfange des 18. Jahrhunderts die große Revolution, die am Ende dieses Jahrhunderts ausbrach. „Ich finde", sagte er in seiner bedeutendsten Schrift, „daß Meinungen, die an eine gewisse Zügellosigkeit grenzen, alles für die allgemeine Revolution, von welcher Europa bedroht ist, vorbereiten, und daß sie vollends zerstören, was in der Welt von jenen großherzigen Gefühlen der alten Griechen und Römer noch übrig geblieben ist, welche die Liebe zum Vaterland und die Sorge für die Nachwelt dem Besitz und selbst dem Leben vorzogen. Jene public spirits, wie sie die Engländer nennen, nehmen außerordentlich ab, sie sind nicht mehr Mode und werden immer mehr aufhören, wenn sie nicht länger durch die wahre Moral und Religion, welche die natürliche Vernunft selbst uns lehrt, unterstützt werden. Man spottet über die Liebe zum Vaterland und macht diejenigen lächerlich, die für das Allgemeine Sorge tragen. Wenn irgendein wohlgesinnter Mensch davon spricht, was die Nachwelt sagen werde, so antwortet man: alors comme alors! Wenn sich diese epidemische Geisteskrankheit noch heilen läßt, so wird man den Übeln vielleicht vorbeugen können; doch wenn sie immer zunimmt, so wird die Vorsehung die

---

[1] H. St. Chamberlain, J. Kant. S. 94 f. München 1905.

Menschen durch die Revolution selbst, welche daraus entstehen muß, bessern; denn wie auch die Dinge kommen mögen, so werden sie im ganzen sich stets zum besten wenden.“ [1]

Ähnlich ahnte Goethe schon im Jahre 1813 Deutschlands einstige Erhöhung. Als ihm nämlich nach der Schlacht bei Leipzig von dem Siege der Verbündeten Mitteilung gemacht wurde, antwortete er mit tiefem Ernst: „So wäre denn also wirklich schon vollständig geschehen der entscheidende Schlag? Desto besser!“ [2] Und einige Tage darauf äußerte er sich über Deutschland und seine Zukunft zu Luden also: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland! Nein! Diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unsres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen; ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an,

---

[1] K. Fischer, Leibniz; a. a. O. S. 10. — Auch der hervorragende Zeitgenosse des Leibniz, der geistvolle und hochedle Erzbischof Fénelon (1651—1715) hat in der auf uns gekommenen Predigt am Dreikönigsfeste, die er im Missionspriesterseminar St. Sulpice in Paris hielt, in wahrhaft prophetischem Geiste die religiöse Zukunft Frankreichs vorausgesehen.

[2] F. Baron de la Motte Fouqué, Goethe und einer seiner Bewunderer. S. 24. Berlin 1840.

und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volk anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten und wie nach unten, so auch und vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiß bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht." [1]

Diese herrliche Weissagung Goethes vom Jahre 1813 ist 1870 endlich glücklich in Erfüllung gegangen, und derjenige, dem gegenüber sie gemacht wurde, der Geschichtschreiber Luden, sagt dazu: „Nur das eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und

---

[1] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler F. v. Müller. S. 120. Stuttgart.

den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzvolle Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte." [1]

Eine ähnliche Ahnung wie Goethe hatte auch im Jahre 1840 der edle **Moltke** in betreff Deutschlands Zukunft, wie wir aus seiner Abhandlung „Die deutsche Grenzfrage", die in der Cottaschen „Vierteljahresschrift" erschien, ersehen können: „Keinem Deutschen darf es verborgen oder gleichgültig bleiben, daß, wenn Frankreich und Deutschland je miteinander abrechnen, alles Soll auf seiner, alles Haben auf unsrer Seite steht. Nur wir haben von Frankreich zu fordern, was es uns widerrechtlich entrissen hat. Frankreich dagegen hat nichts von uns zu fordern, nicht ein Dorf, nicht einen Baum. Der Rhein ist, wie Arndt kurz und gut gesagt hat, Deutschlands Strom — nicht Deutschlands Grenze. Geht man vom *historischen* Recht aus, so ist alles, was Frankreich seit dem 13. Jahrhundert an seinen östlichen Grenzen gewonnen hat, ein Raub von Deutschland gewesen; so sind alle burgundischen und lothringischen Lande unser altes, uns widerrechtlich entrissenes Eigentum, und wir hätten demnach noch weit mehr zu reklamieren als die Sprachgrenze. Geht man vom *nationalen* Standpunkt aus und macht die Sprache zur natürlichen Grenze der Nationen, so gehört uns der ganze Rhein mit seinem ganzen linken wie rechten Ufer; denn im ganzen Flußgebiet des Rheins wird seit vierzehn Jahrhunderten Deutsch gesprochen. Demnach hätte nicht Frankreich das linke Rheinufer von uns, sondern wir hätten von ihm Elsaß und Lothringen anzusprechen. Geht man endlich vom *positiven* Recht

[1] Ebenda S. 122.

aus, wie es durch die letzten Verträge festgestellt ist, so hat Frankreich dadurch allerdings seinen unrechtmäßigen Besitz Lothringens und des Elsaß geheiligt; aber dieselben Verträge schließen Frankreich von jedem Anspruch an die übrigen Teile des linken Rheinufers aus. Wenn nun aber Frankreich jene Verträge von 1814 und 1815 nicht mehr anerkennt, die einzigen Rechtstitel, die ihm seinen alten Raub an Deutschland sichern, so sollten wir uns in dem festen Entschluß vereinigen, jene Verträge nie wieder zur Basis eines neuen Friedens zu machen, sondern das Schwert nicht eher wieder in die Scheide zu stecken, bis uns unser ganzes Recht geworden ist, bis Frankreich seine ganze Schuld an uns gezahlt hat." [1] — Das klingt prophetisch. Wahrlich, wenn je an einem Sterblichen, so hat an Moltke sich das Wort Goethes erfüllt: „Was man sich in der Jugend wünscht, das hat man im Alter in Fülle." [2]

Sehr interessant ist auch, was einst Napoleon I. im Jahre 1812 über sein nahendes tragisches Geschick voraussagte: „Ich fühle mich gegen ein Ziel getrieben, das mir unbekannt ist; allein, sobald ich es erreicht haben werde, sobald ich nicht mehr notwendig sein werde, wird ein Sonnenstäubchen genügen, mich niederzuwerfen; bis dahin aber werden alle menschlichen Kräfte nichts gegen mich vermögen. Die Tage sind gezählt!" [3]

Und als die schwersten Tage über ihn hereingebrochen waren, tröstete er sich auf St. Helena mit einer zaubervollen

---

[1] M. Jähns, Feldmarschall Moltke. Bd. I, S. 124. Hofmann & Co. Berlin 1894.

[2] Moltke war ein großer Verehrer Goethes; fast den ganzen I. Teil des „Faust" konnte er noch im hohen Alter auswendig und zitierte ihn besonders in seinen Briefen gern.

[3] Worte Napoleons. S. 53. Verlag von J. Zeitler, Leipzig 1906.

Vision in die Zukunft, in der er seine einstige Verherrlichung vorausschaute, die tatsächlich in Erfüllung ging: „Die Erinnerung an mich wird gewinnen mit jedem Jahr. Jede Stunde wird mir die Haut des Tyrannen abstreifen. Wenn Schriftsteller als Redner etwas recht Erhabenes werden sagen wollen, so müssen sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und werden mir Lob spenden. Mit der Zeit wird man nichts für so schön halten, wird nichts die öffentliche Meinung so sehr beschäftigen als das Bedürfnis, mir gerecht zu werden. Jeden Tag werde ich in den Augen der Völker gewinnen, mein Name wird eine Leuchte für ihre Rechtsforderungen, er wird ein Ausdruck ihres Kummers werden.“ [1]

Was hier Napoleon I. bestimmt voraussagte, ist tatsächlich in Erfüllung gegangen, wie die gegenwärtige Literatur handgreiflich beweist; denn kein Mann der Vergangenheit wird jetzt derart verherrlicht wie er und Goethe, der ihn einst selbst am meisten verherrlichte.

Auch der geniale Engländer Carlyle tat zwei interessante Blicke in die Zukunft: der erste betrifft Napoleon III., von dem er, als er sich der Herrschaft über Frankreich bemächtigt hatte, anfangs der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts in einem Briefe aus London schrieb: „Auch Louis Napoleon habe ich oft hier in den Straßen in seinem Kabriolett gesehen; einmal dinierte ich mit ihm und sprach viel mit ihm, was mir aber nicht viel half! Ach, die Zeit kann vermutlich leicht wiederkehren, in der Louis Napoleon, der arme Kerl, eines Tages hier wieder im Kabriolett spazieren fahren wird.“ Zwanzig Jahre danach wurde es zur Wahrheit. Die andre Prophezeiung Carlyles galt Preußen,

[1] P. Rogal, Also sprach Napoleon I. S. 109. Braunschweig 1907.

von dem er in seinem Buch „Friedrich der Große" (1858 f.) sagte, daß es sich zum ersten Staat Deutschlands, vielleicht Europas emporentwickeln werde. Und über den deutsch-französischen Krieg vom Jahre 1870 schrieb er in einem Briefe an Froude: „Von keinem so merkwürdigen Kriege habe ich je gelesen, und ich erwarte, daß seine Resultate heilsamer, großartiger und hoffnungsvoller sein werden als die von irgendwelchen andern Kriegen in meiner Zeit. — Seit alten Zeiten ist Deutschland die friedliebendste, frömmste und stärkste und von allen Nationen am meisten Respekt einflößende gewesen. Deutschland sollte Präsident von Europa sein und wird auch dem Anschein nach wieder auf fünf Jahrhunderte mit dem Amte betraut werden." [1]

Merkwürdige Worte eines Engländers! wird man denken. Aber verwunderlich nur für den, der nicht weiß, daß Carlyle ein großer Geist war, und daß der große Geist, wenn auch wahrhaft vaterlandsliebend, doch in seinem Urteil nicht national beschränkt ist, sondern in seiner eminenten Objektivität, von der schon im vorhergehenden die Rede war, jedes Volk nach seinen Vorzügen zu würdigen weiß.

Nach all dem besitzt also der Großgeist einen merkwürdigen divinatorischen Blick, weil er den inneren Zusammenhang der Dinge tiefer erfaßt und mittels der Vergangenheit aus der Gegenwart auf die Zukunft schließt.

---

[1] G. v. Schulze-Gaevernitz, Thomas Carlyles Welt- und Gesellschaftsanschauung. S. 32 ff. Dresden 1893.



X. Der Großgeist der genialste Denker.

Genial denken heißt: selbständig und schöpferisch oder produktiv denken. Ein Genie ist kein bloßes Talent; der Unterschied von beiden ist kurz gesagt: das Talent arbeitet, das Genie schafft. Das Talent reproduziert, das Genie produziert. „Das Talent ist Form, Genie Stoff", d. h. das Genie bringt etwas substantiell Neues: neue Ideen, neue Theorien, neue Erfindungen, neue Verhältnisse; das Talent ändert nur die Form des Vorhandenen. Das Genie erzeugt Originales, das Talent Abgeleitetes. Das Genie ist eine primäre Kraft, das Talent eine sekundäre. Das Genie ist deshalb ein König im Reiche des Geistes, das Talent ein Untertan. Daher das Wort Schillers: „Wenn Könige bauen, haben die Kärrner zu tun." Da nun der Großgeist ein Vollgenie ist, gilt von ihm in erhöhtem Grade alles, was vom einfachen Genie gilt. Durch sein originales, schöpferisches Denken bringt er neue Einsichten und bricht neue Bahnen. Er ist daher kein Epimetheus, d. h. ein Rückwärtsgerichteter, sondern ein Prometheus, ein energisch Vorwärtsstrebender, sei es auf dem Gebiete der Theorien oder der Praxis. Und nur durch solche hochgemutete, große Persönlichkeiten ist die Menschheit fortgeschritten.

Von ihnen sagt Napoleon: „Les hommes de génie sont des météores, destinés à brûler, pour éclairer leur siècle"; „die Menschen von Genie gleichen den Meteoren, bestimmt zu verbrennen, um ihr Jahrhundert zu erleuchten."

Der Großgeist ist ein Licht und Wahrheit bringender Apollo, eine Geistersonne in der Menschheit, während die Mittel- und Kleingeister nur Planeten und Trabanten sind. Er ist ein Vordenker, die Mittel- und Kleingeister nur Nachdenker. Er ist ein göttlich Erleuchteter, infolgedessen

er imstande ist, durch seine eminenten Werke die übrigen weit zu überflügeln und zwar derart, daß diese es nicht einmal verstehen können, wie er das zu leisten vermag, noch viel weniger, daß sie die Kraft in sich fühlen, es nachzumachen. Es bleibt ihnen daher nichts andres übrig, als die Bewunderung oder — der Ingrimm.

Auch nach Goethe entsteht das Außerordentliche nur durch „göttliche Erleuchtung", welche die geniale Produktivität ermöglicht. Ihm zufolge ist das Genie nichts andres als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und in der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind. Alle Werke Mozarts sind dieser Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt und sobald nicht erschöpft und verzehrt sein dürfte. Von andern großen Komponisten und Künstlern gilt dasselbe. Wie haben nicht Phidias und Raffael auf nachfolgende Jahrhunderte gewirkt, und wie nicht Dürer und Holbein! Derjenige, der zuerst die Formen und Verhältnisse der altdeutschen Baukunst erfand, so daß im Laufe der Zeit ein Straßburger Münster und ein Kölner Dom möglich wurde, war auch ein Genie; denn seine Gedanken haben fortwährend produktive Kraft behalten und wirken bis auf die heutige Stunde. Luther war ein Genie sehr bedeutender Art! er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, produktiv zu sein, ist nicht abzusehen. Lessing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen, allein seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber. Dagegen haben wir in der Literatur andre und zwar bedeutende Namen, die, als sie lebten, für große Genies gehalten wurden, deren Wirken aber mit ihrem Leben endete, und die also weniger

waren, als sie und andre dachten. Denn, wie gesagt, es gibt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft, und ferner, es kommt dabei gar nicht auf das Geschäft, die Kunst und das Metier an, das einer treibt, es ist alles dasselbe. Ob einer sich in der Wissenschaft genial erweist, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht, wie Béranger, es ist alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die Tat lebendig sei und fortzuleben vermöge." [1]

Diese geniale Produktivität besitzt der Großgeist nur in der Einheit mit dem absoluten Geist, mit Gott. Denn unsterbliche, ewige Ideen und Werke quellen ursprünglich nur aus dem Ewigen. Wenn daher die Alten von dem Dichter sagten, daß ein Gott in ihm wohne, so gilt das ebenso von jedem Großgeist. Darum bemerkt Cicero mit Recht: „Jeder große Mann hat in sich etwas Göttliches". Deshalb kommt ihm das Prädikat divus, der Göttliche, zu. So spricht man von dem göttlichen Plato, von dem göttlichen Dante, von dem „Divino Michelangelo" [2], und den Perikles nannte man den Olympischen.

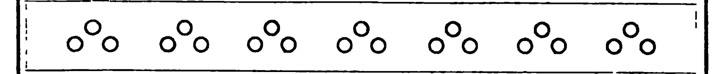
Hiermit habe ich die zehn wesentlichen Charakterzüge des Großgeistes als Denker dargelegt.

---

[1] Eckermann, Gespräche mit Goethe. Bd. III, S. 161 f. Reclam, Leipzig.

[2] Thode, Michelangelo. Bd. I, S. 69. Berlin 1902.





Zweiter Teil.

Der Großgeist in seiner Willenstätigkeit.

I. Der Großgeist hat den selbständigsten Willen.

Das Denken ist nur eine Hauptrichtung der geistigen Funktionen, mit ihr ist innerlich verbunden eine zweite: das Streben und Wollen. Ein bloß denkender Mensch wäre nur ein Teilmensch. Ja, er könnte nicht einmal als solcher ohne jedes Wollen bestehen; denn auch zum richtigen Denken gehört Wollen.

Wie nun der Großgeist im Denken hervorragend ist, so ist er es auch im Wollen und Streben. Er ist nicht nur ein eminenter Theoretiker, sondern besitzt auch einen mächtigen Willen, sonst könnte er auch schon im Intellektuellen nicht so Hohes leisten. Freilich wiegt bei dem einen mehr das Theoretische, bei dem andern mehr das Praktische vor. So war z. B. Napoleon I., obschon ein großer Denker, doch noch viel mehr ein Willens- und Tatmensch, ja der größte Tatmensch, während es bei seinem großen Gegenstück, bei Goethe, umgekehrt war, indem dieser mehr der geistigen Betrachtung, dem Sinnen und Fühlen sich hingab. Aber Großes haben beide gewollt und erstrebt: der eine durch äußere, der andre durch innere Taten.

Doch der Wille muß, wie beim gewöhnlichen Menschen, so auch beim Großgeist, ähnlich dem Denken, erst entwickelt, erzogen, gebildet, ja trainiert werden. Denn im Gebiete des Endlichen wird alles erst allmählich vom Kleinen groß. Aber nichts wird groß, das nicht bereits ursprünglich eine große Anlage in sich hat. Das fordert das Kausalitätsgesetz, demgemäß aus Nichts nie Etwas wird. Großes kann daher aus Kleinem nur dann entstehen, wenn das Kleine bereits potentiell groß ist.

Damit der Wille aber auch aktuell groß wird, dazu gehört entsprechende Bildung, lange Übung und fortgesetzte Kräftigung desselben. Am meisten wird der Wille gekräftigt durch häufige Überwindung des ihm Widrigen oder der Hindernisse, die sich seiner Betätigung in den Weg stellen. Wer sich täglich darin übt, wird einen starken Willen erlangen und damit ein sehr hohes Gut.

Doch der Wille ist nicht nur dem Grade nach verschieden, sondern auch der Art nach, und in dieser letzteren Beziehung gibt es beim Menschen einen Natur- und einen Vernunftwillen. Unter dem ersteren ist der niedere, körperhafte, sinnliche Wille oder die Summe der Naturtriebe zu verstehen, die von unserm Körper ausgehen und auf Körperliches gerichtet sind. Diesen niederen Willen kann man auch den tierischen Willen nennen, da er auch den Tieren zukommt.

Anders der höhere, geistige Wille oder der Vernunftwille. Derselbe wird deshalb so genannt, weil er sich in seiner Betätigung nur nach dem vernünftigen Denken richtet. Das ist seine Leuchte, sein Führer. Von diesem Vernunftwillen ist hier allein die Rede.

Aber auch der Vernunftwille ist verschieden: er kann ein Wille der eigenen Vernunft sein — dann heißt er

Selbst-Vernunftwille — oder er kann ein Wille sein, der sich gewöhnlich nach dem Willen andrer richtet — dann heißt er Fremd-Vernunftwille. Es ist hier ähnlich wie beim Denken: wie es Selbstdenker und Fremddenker gibt, d. h. solche, die nur immer das denken, was andre vorgedacht haben, so gibt es auch Selbstwoller und Fremdwoller, d. h. solche, die sich in ihrem Wollen und Handeln immer nur nach andern richten. Wer unselbständig im Denken ist, der ist auch unselbständig im Wollen, weil das letztere vom ersteren abhängt. Da nun der Großgeist, wie wir im vorhergehenden gehört haben, der selbständigste Denker ist, darum ist er auch der selbständigste Woller. Er will, was er will, weil er es als vernünftig und begehrenswert erkannt hat, nicht was andre von ihm wollen. Er ist also auch im Wollen souverän, wie er es im Denken ist. Und wenn er sich mitunter dem Willen andrer fügt, so tut er es nicht mit Willen, sondern aus Zwang, ähnlich wie der Stein, der in die Höhe fliegt, weil eine stärkere äußere Macht ihn dazu zwingt.

Diese ungewöhnliche Willensselbständigkeit beruht auf der außerordentlich starken Individualität des Großgeistes. Wohl besitzt jedes Wesen eine gewisse Individualität, d. h. ein Eigensein, das nur ihm allein zukommt, wodurch sich jedes von jedem andern unterscheidet. Aber diese Individualität ist im einzelnen sehr verschieden, sowohl dem Grade als der Art nach. Je niedriger ein Wesen auf der Stufenleiter des Seins steht, desto geringer ist seine Individualität, je höher dagegen es steht, desto stärker. Nun nimmt der Großgeist in der Erfahrungswelt an innerem Gehalt und Sein die höchste Stufe ein. Darum ist auch seine Individualität oder sein Eigensein am stärksten. Er ist anders als die andern. Das zeigt sich sowohl

in der bedeutenden Ursprünglichkeit und Selbständigkeit seines Denkens als seines Wollens und Handelns. Er will und schafft aus eigenem inneren Antrieb. Sein gewaltiges Selbst ist die Quelle sowohl seiner theoretischen als praktischen Betätigung.

Das bekundet sich auch auf dem moralischen Gebiet. Die gewöhnlichen Menschen sind wie die Uhren. Wie diese aufgezogen werden müssen, um die nötige Spannkraft zum Gehen zu erhalten, so benötigen auch jene der öfteren Beeinflussung von außen durch Belehrungen, Ermahnungen, Exhortationen, Predigten usw. zwecks Erfüllung ihrer Pflichten und richtigen Lebensführung. Denn wie sie im Denken unselbständig sind, so auch im ethischen Wollen und Handeln.

Anders der Großgeist: er braucht diese Einwirkung von außen nicht; er „zieht sich selbst auf". In seinem Innern trägt er einen hinreichenden moralischen Fond zur zeitweisen eigenen Regenerierung und Erneuerung. Ja, er strebt eigentlich beständig nach Vervollkommnung seiner selbst, nach ethischem Fortschritt. Von ihm gilt Goethes schönes Wort im „Faust": „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Wer kerngesund an Leib und Seele ist, der bedarf, wenn er einmal teilweise krank wird, keines äußeren Arztes und keiner Medizin von außen, sondern dessen innere kraftvolle Natur hilft sich selbst, indem sie die Krankheitsstoffe von sich ausstößt und die angegriffenen Organe erneuert. So ist es beim Großgeist: er ist sich gewöhnlich Selbstarzt und Selbstarzenei infolge seiner ungewöhnlichen Fülle von körperlich-geistiger Energie.

□○▭○□

II. Der Großgeist hat den erhabensten Willen.

Der Großgeist schließt mit dem Niedrigen in der Welt keinen Pakt: er ist erhaben über die niedrigen Dinge und über die niedrigen, d. h. niederträchtigen Menschen, über niedrige Gesinnung und niedrige Handlungsweise. Nach dem Hohen und Höchsten steht sein Sinn, nach dem Guten und Besten — nach dem Vollkommenen. Darum sucht er alles, was er tut, so vorzüglich als möglich zu tun. Infolgedessen ist er auch im kleinen groß.

Vor allem strebt er dahin, über sein eigenes niederes Selbst, d. h. über seine niederen Triebe und Leidenschaften, überhaupt über seinen Körper Herr zu werden, um ihn der Vernunft zu unterwerfen; denn diese ist das Höhere im Menschen, und darum gebührt ihr auch die Hegemonie. Er tötet nicht die körperlichen Triebe — denn das wäre naturwidrig — aber er macht sie der Vernunft oder besser gesagt dem Vernunftwillen untertan. Und das ist nur dadurch möglich, daß er den letzteren möglichst stärkt — durch häufige Selbstüberwindung und Selbsttrainierung.

Ein weiterer Schritt zur Erhöhung ist die Läuterung des Vernunftwillens vom Egoismus und seine Hinführung zum Generalismus, ja zum Universalismus, zur Allgemeinheit. Denn der Großgeist ist überzeugt, daß nicht das *persönliche* oder das *eigene Sonderinteresse* allein oder auch nur vorzugsweise maßgebend für sein Wollen und Wirken sein darf, sondern hauptsächlich das Allgemeininteresse, weil dieses über jenem steht. Das Höhere geht immer dem Niederen vor, das Gattungsmäßige dem Individuellen. Darum arbeitet und schafft der Großgeist trotz seiner starken Individualität vornehmlich im Interesse der

Gattung, der Allgemeinheit, der Menschheit, während seine individuellen Interessen ganz zurücktreten.

Auch dadurch unterscheidet er sich spezifisch von den Mittel-, Klein- und Minimalgeistern. In diesen ist das Gattungsinteresse schwach, dagegen das persönliche Interesse vorwiegend. Darum verfolgen sie in all ihrem Wollen und Tun fast immer nur ihre eigenen kleinen Vorteile und leisten nichts, wenn für ihre Wenigkeit nichts herausspringt. Sie sind stets nur Lohnarbeiter: die einen sind tätig um irdischen, die andern um himmlischen Lohn, also immer aus äußeren Motiven.

Anders wieder der Großgeist: dieser wirkt hauptsächlich nicht um äußerer Güter willen — seien diese Geld oder Ämter oder Würden oder Dekorationen usw., das alles ist für ihn Nebensache — sondern er wirkt, ähnlich wie Gott, aus innerem Antrieb, weil er Lust und Liebe zum Wirken hat, und er wirkt nicht nur für sich, sondern zum Wohl der Gesamtheit, auch wenn er selbst keinen besonderen Nutzen davon hat, weil die Gattung in ihm mächtig ist und ihn dazu drängt. Der Großgeist ist daher erhaben über die niedrigen Beweggründe von Lohn und Strafe. Nach Dante verdient derjenige, der wegen zeitlichen Gewinnes die Wissenschaft betreibt, nicht den Namen eines Philosophen[1]), noch viel weniger den eines Großgeistes.

Darum sagt Türck mit Recht: „Je genialer ein Mensch ist, desto schärfer ist bei ihm das Bedürfnis ausgeprägt, alles, was er tut, frei zu tun, freiwillig, freudigen Herzens, mit ganzer Hingabe an die Tätigkeit selbst, ohne Rücksicht auf Vorteile oder Nachteile kleinlicher Art, die sich dabei für die eigene Person ergeben. Jedes feste

[1] Dante, Conviv. III, 3.

Besitztum, jedes kostbare Gut aber ist imstande, zum Idol zu werden, die Seele unfrei zu machen, indem der große Wert, der diesem oder jenem Ding beigelegt wird, die Begierde, die Leidenschaft erregt, das Ding zu besitzen oder im Besitztum festzuhalten. Die Seele wird heftig angezogen, sie wird beherrscht von dem, was sie für durchaus wertvoll hält, und ebenso wird sie heftig abgestoßen, stark bewegt von dem, was sie für durchaus schädlich ansieht. Von Begierde und Furcht beherrscht, wird aber die Tätigkeit des Menschen unfrei. Nicht der vernünftige Zweck der Tätigkeit, nicht die zugrunde liegende Idee ist dann die Hauptsache, sondern nur der praktische Erfolg für die kleinlichen Interessen der eigenen Person, die Befriedigung der erregten Begier oder die Abstellung des gefürchteten Übels. Je niedriger der Mensch steht, desto unfreier ist seine Handlungsweise, je höher, desto mehr Freiheit, desto mehr Vernunft liegt all seinem Tun zugrunde. Folgt der geniale Mensch dem Beispiele der andern und legt einen absoluten Wert in die Dinge dieser Welt, so empfindet er die Unfreiheit, die darin liegt, so stark, daß er sich gewaltsam von allen Banden losreißt, um auf selbsteigener Bahn dahinzuschreiten." [1]

Ein herrliches Beispiel für das Gesagte bietet Richard Wagner, über den H. St. Chamberlain bemerkt: „Was Wagner auszeichnet — neben der unbedingten Wahrhaftigkeit — ist die Selbstlosigkeit. Dem ganz oberflächlichen Beobachter erschien Wagner als ein ausgemachter Egoist, weil jener den Meister unentwegt und rücksichtslos „seiner Sache" sich widmen sah. „Seine Sache" war aber die Sache aller, die Sache der heiligen Kunst und der ganzen Mensch-

[1] Türck, Der geniale Mensch. 1899. S. 148.

heit; eine derartige Verachtung der eigenen Interessen, ein solcher Mangel an Nachgiebigkeit, an sogenannter Weltklugheit ist beispiellos; allerdings fordert Wagner von andern große, fast unbeschränkte Opferwilligkeit, jeder Hauch seines eigenen Lebens war aber einem idealen Ziel gewidmet. Wiederum muß ich Schiller anführen, um Wagner zu schildern: ‚Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis!‘ Niemals hat Wagner niederwärts geblickt — weder nach dem Glück noch nach dem Bedürfnis — und darum war sein ganzes Leben, von jenem ersten Rienzitriumph an bis an sein Ende, ein einziges langes Martyrium. Andern wäre der Ruhm, die Ehren und die äußeren Erfolge seiner letzten Jahre ein reicher Lohn, ein volles Glück gewesen; ihm nicht. Er hatte nie nach Ehren und Ruhm gegeizt; ‚ich will und mag nicht berühmt werden‘, schreibt er 1851 an seinen Freund Uhlig und später an Liszt: ‚Fort mit Ruhm und all dem Unsinn; wir leben nicht in der Zeit, wo Ruhm Freude bringen oder Ehre geben kann.‘ Wagners Ziel — man kann es nicht oft genug wiederholen — war ein unpersönliches: die Kunst zu ihrer wahren Würde zu erheben.“ [1]

Aber nicht nur in den Beweggründen seines Wollens und Wirkens ist der Großgeist erhaben über die andern, sondern auch in den Zielen: er setzt sich hohe und höchste Aufgaben, die einen dauernden Wert haben, während die Mittel- und Kleingeister meistens nur gewöhnliche, haus-

---

[1] H. St. Chamberlain, Rich. Wagner. S. 47. Verlagsanstalt, München 1896.

backene Zwecke verfolgen und bloße Banausiker sind. Der Großgeist arbeitet in der Zeit für die Ewigkeit, seine Werke tragen einen ewigen Charakter, sie sind immer bedeutsam. Das ist insbesondere bei vorzüglichen Schriftwerken der Fall, weshalb Carlyle einmal sagt: daß der Schriftsteller zu den mächtigsten unter den Menschen gehöre, indem er weit über sein Leben hinaus Zeiten und Völker sich untertan mache, daß vornehmlich in der Gegenwart er tatsächlich der Herrscher sei, weil er am meisten die Macht habe, den Willen seiner Mitmenschen zu beeinflussen[1]. Man denke nur an die Werke des Homer, des Sophokles, des Äschylus und Euripides; an die Werke des Plato und Aristoteles, des Augustinus und Thomas von Aquin; an die Werke Dantes und Shakespeares, Goethes und Schillers! Letzterer bemerkte von sich selbst: „Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten."

Im Tiefgrund seines Herzens trägt der Großgeist das unauslöschliche Verlangen, ewig zu leben und Ewiges zu schaffen. Das ist das Göttliche in ihm, das ihn treibt. Mit Recht sagt deshalb Fichte: „Die großen Menschen in der Weltgeschichte haben gesiegt, weil das Ewige sie begeistert hat." Daher ihre Tendenz nach dem Hohen und Höchsten.

So strebte z. B. Alexander d. Gr. nach nichts Geringerem als nach der Weltherrschaft, und er hat auch wirklich durch seine glorreichen Siege, die er schon als junger Mann erfocht, das größte Reich, das es je gegeben hat, gegründet, das freilich bald nach seinem Tode wieder

---

[1] G. v. Schulze-Gaevernitz, Thomas Carlyles Welt- und Gesellschaftsanschauung. S. 1. Dresden 1893.

zerfallen ist. Der dauernde Wert aber seines Lebenswerkes war die Überführung der griechischen Kultur nach dem Orient. Diesen hoheitsvollen Sinn erkannte bereits sein Vater Philippus an ihm, als er kaum das Knabenalter verlassen hatte; denn nachdem der junge Alexander das unbändige Pferd Bucephalus gezügelt hatte, soll sein Vater zu ihm gesagt haben: „Mein Sohn, suche dir ein Königreich, wie es für dich paßt, Mazedonien ist für dich zu klein." Diesem Rate folgte auch Alexander: er wollte die Erde zum Königreich.

So strebte ferner Caesar, ausgezeichnet nicht nur als Staatsmann und Feldherr, sondern auch als Redner und Geschichtschreiber, nach der Alleinherrschaft im römischen Reich, um es aus der Zerfahrenheit zur Einheit zu bringen, und es ist ihm gelungen. Aber sein Sieg war sein Untergang: seine Feinde bereiteten ihm bald ein so tragisches Ende.

Karl d. Gr. dagegen setzte sich zur Hauptaufgabe seines Lebens, das römische Kaisertum an die Franken zu bringen, die christlich-germanischen Reiche in einen Gesamtstaat zu vereinigen und christlich-romanische Bildung auch nach Deutschland zu verpflanzen.

Noch größere Pläne verfolgte Napoleon I., Pläne, die von Stufe zu Stufe gewaltiger wurden: zuerst wollte er sein Vaterland Korsika von der französischen Herrschaft befreien und sich selbst an dessen Spitze stellen — das war sein Jugendplan. Als dieses nicht gelang, lenkte er sein Auge auf Frankreich, um es in seine Gewalt zu bringen, was ihm vollständig glückte. Aber das alles genügte ihm nicht; sein Riesengeist strebte noch viel weiter: jetzt, nachdem er Kaiser der Franzosen geworden war, suchte er auch die übrigen Fürsten Europas sich dienstbar zu machen und einen europäischen Staatenbund zu gründen mit Frankreich an

der Spitze. Noch nicht genug! Endlich beabsichtigte er, auch den Orient zu erobern, um beide: Occident und Orient politisch zu verbinden und so „Herr der Welt" zu werden! Im November 1811 sagte er in einer Anwandlung von Begeisterung zum Abbé de Pradt: „In fünf Jahren werde ich Herr der Welt sein; nur Rußland bleibt noch, aber ich werde auch dieses vernichten . . . Paris wird sich bis St. Cloud ausdehnen." Und einige Monate, bevor er nach Rußland zog, bemerkte er zu Narbonne: „Schließlich ist dieser Weg der Weg nach Indien. Alexander mußte ebenso weit wie bis Moskau, um den Ganges zu erreichen, habe ich mir seit Accon gesagt . . . Heute muß ich Asien vom äußersten Punkt Europas aus von der Rückseite wieder erobern, um England zu erreichen . . . Denken Sie sich Moskau eingenommen, Rußland geschlagen, den Zaren ausgesöhnt oder bei einer Palastverschwörung getötet, vielleicht einen andern neuen, unabhängigen Thron errichtet, und sagen Sie mir, ob ein französisches Heer mit Hilfstruppen aus Tiflis nicht bis zum Ganges vordringen könnte, den man nur mit der Spitze eines französischen Degens in Berührung zu bringen brauchte, um in ganz Indien den Aufbau merkantiler Größe zu stürzen. Allerdings wäre es ein gewagtes Unternehmen, aber ausführbar im 19. Jahrhundert, und Frankreich hätte dadurch mit einem Schlage die Unabhängigkeit des Occidents und freie Herrschaft über alle Meere erworben." [1]

Wie diese Großgeister auf dem politischen Feld, ähnlich setzen sich auch diejenigen auf den übrigen Gebieten erhabene Ziele. Welch gewaltige Aufgaben übernahm z. B. Michel-

---

[1] Villemain, Zeitgenössische Erinnerungen. I, 175. Taine, Napoleon. S. 37. Herausgegeben von H. Landsberg. Berlin 1907.

angelo! Und wäre es immer nach seinen Ideen gegangen, so hätte er noch viel Großartigeres geleistet. Ebenso Raffael. — Auch Richard Wagner fühlte in sich den gewaltigen Drang, sich über die bisherigen Stufen der musikalischen Kunst zu erheben und etwas Höheres, Bedeutenderes zu leisten.

Analoges zeigt sich auf dem Feld der Wissenschaft, speziell der allgemeinen Wissenschaft oder der Philosophie. Da den Descartes die bisherige Philosophie nicht befriedigte, suchte er sie von neuem zu fundamentieren und von dieser neuen Grundlage aus aufzubauen. Leibniz dagegen verlieh ihr einen universalistischen Charakter und suchte die alte Philosophie mit der neuen zu versöhnen und zu vereinigen. Kant hinwieder faßte die Sache von einem ganz andern Gesichtspunkte auf, entdeckte neue Probleme und gab neue Lösungen. —

Und erst gar welch riesenhafte Aufgaben stellt sich der Großgeist heutzutage auf dem technischen Gebiete! Und welch glorreiche Triumphe feiert er da! Z. B. Graf Zeppelin!

Aber zur Setzung und Erreichung der erhabenen Ziele, die er verfolgt, gehört nicht nur ein großes Denken und ein gewaltiger Wille, sondern auch eine glühende Phantasie und eine hohe Begeisterung, ein feuriges Fühlen. Denn das bloße abstrakte Denken reicht nicht hin, den Willen zu überragenden Taten zu bewegen. Darum sagt Mirabeau: „Nur Menschen von starken Leidenschaften sind fähig, zur Größe zu gelangen." Und weil Napoleon diese Leidenschaften in eminentem Grade hatte, darum ist er, zumal auch die äußeren Verhältnisse sehr günstig gelagert waren, so hoch gestiegen. Von ihm bemerkt der Herausgeber der „Worte Napoleons": „Die sich überstürzende und überschlagende Phantasie ist eine Haupteigenschaft Napoleons.

Und sie erhält sich durch sein ganzes Leben auf demselben Siedegrad; daß das Objekt jeweilen wechselt, beeinträchtigt die Temperatur nicht. Mit demselben brennenden Begehren langt der junge Korse nach der Herrschaft über seine Heimatinsel, mit demselben heißen Willen sucht er die Macht über Frankreich, mit derselben Unersättlichkeit denkt er an die Gründung eines europäischen Reiches, um von da einen asiatischen Thron zu errichten und Europa zu einer Satrapie zu degradieren. Eine nie beruhigte, schäumende Einbildungskraft ist das Hauptmerkmal seines Denkens."[1] Und auf die Frage: wann er am glücklichsten gewesen sei, erwiderte Napoleon: „Kaiser und Könige machten mir in Tilsit den Hof. Vielleicht aber habe ich noch mehr tatsächliches Glück genossen nach meinen Siegen in Italien. Welch eine Begeisterung! Von dem Augenblick an sah ich, was ich werden könnte! Ich sah schon die Erde weit unter mir, als würde ich in die Lüfte emporgehoben."[2]

Selbst auch Moltke, der stille Denker, den man gewöhnlich für eine trockene Natur hält, besaß eine große Phantasie. Merkwürdigerweise war seine erste literarische Arbeit, die er im Jahre 1826 drucken ließ, ähnlich wie bei Napoleon, eine Novelle, mit dem Titel: „Die beiden Freunde." Und „immer blieb er der Musik und Poesie getreu; denn die Einbildungskraft war eine Macht in ihm, wie denn ein großer Deutscher und ein großer Feldherr ohne diese Seelenfähigkeit nicht denkbar ist"[3]. Ohne erhabene Phantasie kein erhabenes Wollen und Streben.

---

[1] Worte Napoleons a. a. O., S. 14 f.

[2] Worte Napoleons a. a. O., S. 60.

[3] M. Jähns, Feldmarschall Moltke. Bd. II, S. 597. E. Hofmann, Berlin 1900.

III. Der Großgeist hat den objektivsten Willen.

Wie der Großgeist das objektivste Denken besitzt, das lediglich auf die Erfassung der reinen Wahrheit abzielt und sich nicht durch persönliche Wünsche, durch Hoffnung oder Furcht, durch Abneigung und Haß beeinflussen läßt, wie es bei den Mittel- und Kleingeistern sehr häufig der Fall ist: so ist er auch in seinem Willen durchaus objektiv, d. h. rein sachlich, lediglich auf das, was er als wahrhaft gut und herrlich erkannt hat, gerichtet. Er hat deshalb den gerechtesten Willen. Er will und verwirklicht das Gute um des Guten willen, nicht wegen selbstsüchtiger Vorteile, mögen diese materieller oder geistiger Art sein.

Von dieser Art war z. B. Perikles, der, obschon 40 Jahre lang im Besitz der höchsten Macht und des größten Ansehens in Athen, doch sein Vermögen nicht um eine Drachme größer gemacht hatte, als es ihm sein Vater hinterlassen, sondern persönlich einfach und mäßig lebte, nur auf den Glanz und die Erhöhung des Staatswesens bedacht.

Auch Michelangelo zeichnete sich in seinem Wollen und Tun durch Objektivität aus. Derselbe schrieb im Jahre 1524 von Florenz aus in Sachen der Medizeergräber an den Papst Clemens VII.: „Ich bitte Eure Heiligkeit, falls Dieselbe wünscht, daß ich irgend etwas mache, mir in meiner Kunst niemand überzuordnen und mir Glauben zu schenken und freie Verfügung zu gewähren; und Eure Heiligkeit wird dann sehen, was ich ausrichten und welche Rechenschaft über mich selbst ich ablegen werde.“ Hierzu bemerkt sein Biograph H. Thode mit Recht: „Nur einer, welcher seine Kunst nicht des Gewinnes, sondern höherer, rein ideeller Zwecke wegen betrieb, durfte eine solche Sprache führen . . . So wenig bedacht auf Erwerb ist er gewesen,

daß er seine Werke in freigebigster Weise verschenkte, ja ohne jeden Lohn für die zwanzig letzten Lebensjahre nur zu Gottes Ehre die fast übermenschliche Pflicht des Baues der Peterskuppel auf sich nahm.“ [1]

Von der größten Objektivität nicht nur im Denken, sondern auch im Wollen und Handeln war ferner Goethe. Er fragte nicht, ob ein Werk von einem Freund oder Feind herrühre, von einem Christen oder Juden, von einem Deutschen oder Engländer, sondern er sah nur das Werk an. „Der verdrießlichste Feind Goethes war Kotzebue; aber während dieser seine Intrigen schmiedete, ließ Goethe, der wohl Bescheid wußte, mehr Stücke von Kotzebue aufführen als von irgendeinem andern. Er gab von 1791—1817 nicht weniger als 84 Stücke seines Widersachers, besetzte mehr als 600 Abende damit, wandte an einige recht viel Zeit und Mühe, um sie auf der Bühne zu halten. Die Sachen waren zu brauchen, und so fragte er nicht, ob ihr Verfasser Kotzebue oder Schiller hieß.“ [2] Ihm galt immer nur die Sache.

Wie ganz anders machen es doch die gewöhnlichen Menschen! Wie sie durch und durch parteiisch, weil subjektiv befangen, in ihrem Urteile sind, so auch in ihrem Handeln und Verhalten gegen andre. Wer nicht zu ihrer Konfession, ihrer Partei, ihrer Clique, ihrer Richtung oder Verbindung gehört, der gilt ihnen nichts, der wird „verhauen“ oder „totgeschwiegen“. Das ist echte Trivialität und das Gegenteil von Genialität. Diese Leute stecken voller Selbstsucht und Ungerechtigkeit, halten sich aber trotzdem, wie einst die Pharisäer, für die allein Gerechten.

---

[1] H. Thode, Michelangelo. Bd. I, S. 111. Berlin 1902.

[2] W. Bode, Goethes bester Rat. S. 25. Mittler & Sohn, Berlin 1903.

Ein andres herrliches Beispiel von reinster Sachlichkeit und Selbstlosigkeit in seinen Bestrebungen ist aus der Gegenwart Richard Wagner, wie wir schon oben gehört haben; derselbe wollte lieber darben, als seiner Kunst, wie er sie verstand, untreu werden. Wie leicht hätte er zu Reichtum gelangen können, wenn er in seinen Kunstschöpfungen Konzessionen seiner Zeit gemacht hätte und ihren Wünschen entgegengekommen wäre. Aber er wollte lieber jahrelang in Dürftigkeit leben als seinem Ideal zuwiderhandeln.

Und mancher hohe Geist hat schon ein einträgliches Amt oder eine Professur nicht angenommen, um frei und unabhängig sich der Wissenschaft oder der literarischen Produktion widmen zu können. Jene dagegen, deren ganzes Sinnen und Trachten nur darauf hinausgeht, durch ihre wissenschaftlichen oder künstlerischen, technischen oder sozialen Leistungen, kurz durch ihre Geistesarbeiten sich hoher Ämter und Würden, äußere Auszeichnungen oder Reichtümer zu erwerben, sind sicher keine wahrhaft großen Geister, wenn sie es auch zu einer höheren Stellung in der Welt gebracht haben.

Der Großgeist sucht vor allem und hauptsächlich „das Reich Gottes" — das Reich der Wahrheit, der Güte und der Schönheit, „das übrige wird ihm beigegeben" und gilt ihm als Nebensache. Und wie sucht er es?

Mit ganzem Herzen gibt er sich dem von ihm gesetzten hohen Ziele hin, mit seiner ganzen Person, mit all seinen Kräften, um es zu erreichen; sein Subjekt geht auf im Objekt, das er verfolgt. Ja, er ist imstande, zur Verwirklichung seiner Aufgabe selbst die schwersten Opfer zu bringen, auch wenn er keinen persönlichen Nutzen davon hat. Darum schrieb einst Napoleon aus dem Feldzug

an seine Gemahlin Josephine: „Ich weiß noch andre Dinge zu tun als Krieg zu führen, aber die Pflicht geht allen voran. Mein ganzes Leben habe ich geopfert, Ruhe, Interesse und Glück meiner Bestimmung."

Und ähnlich sprach Michelangelo von sich, der sein ganzes langes Dasein rückhaltlos, ohne Schonung seiner selbst, mit Aufbietung all seiner Kräfte, den Künsten und seinen Idealen gewidmet hat und sich oft nicht mal ein wenig Zeit zum Essen nahm[1].

Doch bei all dieser selbstlosen Hingabe seines Subjekts an das Objekt verliert der Großgeist sein Selbst nicht, sondern dasselbe wird im Gegenteil um so mehr gestärkt und gesteigert. Hier gilt das Wort Christi: „Wer sein Leben (einer großen Sache) hingibt, der wird es finden," sogar in höherem Grade, als er es hingegeben. Deshalb sagt Türck mit Recht: „Die höchste Selbstlosigkeit fällt hier zusammen mit der größten Selbständigkeit; denn eben der, der so selbstlos ist, daß persönliche Beziehungen für ihn im Grunde jeden Wert verlieren, ist zugleich auch so selbständig wie kein zweiter, weil er bei keinem persönlichen Interesse zu fassen ist."[2]

Diese reine Objektivität und Selbstlosigkeit können freilich die gewöhnlichen Menschen nicht begreifen, da sie eben das Gegenteil davon sind, wie sie überhaupt das Genie und gar das Vollgenie, den Großgeist, nicht begreifen können, weil man nur das richtig und ganz verstehen kann, was man selbst ist. Darum nehmen sie bei allen bedeutenden Menschen selbstsüchtige Motive für deren Handlungen und Werke an, insbesondere den Ehrgeiz und das Geld. Sie

---

[1] H. Thode a. a. O. I, 236.

[2] Türck, Der geniale Mensch. 4. Aufl., S. 85. Berlin 1899.

beurteilen aber die andern nur nach sich selbst und gehen darum so sehr in die Irre. Doch der Großgeist kümmert sich nicht um das Urteil der niederen Geister, sondern zeigt sich auch da erhaben und verfolgt ruhig seine hohen Ziele.

IV. Der Großgeist hat den kühnsten Willen.

Das ist eine notwendige Folge seiner reinen Objektivität, seiner Selbstlosigkeit in der Setzung und Verfolgung seiner großen Ziele. Innerlich durch seinen Genius dazu gedrängt und überzeugt, daß er durch seine Bestrebungen und Werke nicht sich, sondern einer hohen Sache dient, kennt er in seinen Unternehmungen keine Furcht, sondern gleicht dem Ritter ohne Furcht und Zagen. Ihn schrecken keine Schwierigkeiten und Hindernisse, keine Leiden und Gefahren, keine Sorgen und Bangigkeiten, sondern — Auge und Wille fest und unverwandt auf das Ziel gerichtet — überwindet er alles. Und selbst wenn er schließlich einem tragischen Geschicke zum Opfer fällt und im Kampfe unterliegt, so fällt, wie er sich wohl bewußt ist, nur seine individuelle Person, aber nicht die große Sache, die er vertreten. Diese muß und wird am Ende doch siegen. Denn laut Zeugnis der Geschichte dringt das Wahre, das Gute, das Bedeutsame, das Zeitgemäße, das durch die Entwicklung der politischen Verhältnisse oder der Kultur notwendig Geforderte, trotz aller ihm bereiteten Schwierigkeiten, Hemmnisse, gewaltsamen Unterdrückungen, Schmähungen, Verdächtigungen, Verleumdungen, Verfolgungen schließlich doch durch.

Das großartigste Beispiel in dieser Beziehung stellt Jesus dar: Mit vollster Klarheit hatte er sich das höchste

Ziel, die religiös-sittliche Wiedergeburt der Welt, als Aufgabe gesetzt, und in beispiellos kurzer Zeit, im Laufe von weniger als drei Jahren, aller äußeren Hilfsmittel bar, nur durch die außerordentliche Macht seines Wortes und seiner erhabenen, einzig dastehenden Persönlichkeit hat er, auch unter den ärgsten Anfeindungen seiner Gegner, ohne jegliche Furcht und Zagen, mit größter Kühnheit und unablässiger Energie, diese Aufgabe verfolgt und derart sie grundlegend gelöst, daß seine gewaltige Tat heute noch nach fast 2000 Jahren bei vielen Hunderten von Millionen in der Menschheit fruchtbar fortwirkt. Von ihm sagt daher ein gegenwärtiger Forscher: „Ein Herrenmensch, so steht er vor uns, mit einer Souveränität des Selbstbewußtseins ohnegleichen, der geborene Herrscher, dessen Willensenergie unwillkürlich alles sich beugt, und doch ein Kindergemüt und ein Kinderfreund, der die Sonne harmloser Fröhlichkeit mit seinem Erscheinen aufgehen läßt. — Von scharfem, durchdringendem Verstand, der aller Schriftgelehrsamkeit und ihrer Spitzfindigkeit die Wage hielt und sie mit ihren eigenen Waffen schlug, und dabei von einer Schlichtheit und Naivetät des Wesens und einer Anschaulichkeit der Ausdrucksweise, daß jedes Kind ihn verstehen konnte. Klar, ruhig, entschlossen und zielbewußt in seinem Handeln, und dann wieder leidenschaftlich erregt, impulsiv, wie „von Sinnen" und wie unter höherem Zwange stehend. Unnahbar stolz, von königlichem Selbstgefühl, und doch der Zöllner Geselle. Von unerhörter Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit, der gegenüber alle Autoritäten und Bande der Pietät in Staub zerfliegen, und dabei von unbedingter Unterordnung unter Gott. König und Bettler, Heros und Kind, Prophet und Reformator, Kämpfer und Friedefürst, Herrscher und Diener, Tatmensch und Dichter: alles war er in einer Person. Er konnte

reden wie selten ein Mensch und liebte das Schweigen. Er war die personifizierte Männlichkeit, herb bis zur Schroffheit, und konnte sich fügen, sich hingeben, wie nur ein Weib es kann. Er stand ganz auf sich, in seinem Auftritte und seinen Grundsätzen war er ein absoluter Individualist, und er hat doch den Anstoß gegeben zu einer sozialen Verbrüderung der Menschen, die noch längst nicht abgeschlossen ist"[1]. So zeigt sich uns der „Menschensohn" als erhabener Großgeist, voller Gegensätze und doch in schönster Harmonie. —

Ja, das Wahre und Berechtigte — erstehen ihm auch noch so viele Feinde und Hemmnisse — allmählich macht es sich doch geltend und triumpfiert schließlich über sie.

Man denke z. B. nur an den Kampf des einstigen Christentums mit dem Juden- und Heidentum, an den Kampf der neueren Kultur mit der mittelalterlichen, an den Kampf der verschiedenen Weltanschauungen, an Kolumbus, Kopernikus und Galilei, an den Kampf zwischen Absolutismus und Konstitutionalismus, zwischen Intoleranz und Toleranz, zwischen Zwangsjacke und Freiheit der Wissenschaft. Das zeitlich Berechtigte siegt nach einiger Zeit des Ringens immer, wenn auch unter schweren Geburtswehen.

Und dieses Bewußtsein erfüllt die Träger der neuen berechtigten Ideen mit großer Zuversicht und Kühnheit, so daß sie durch keine Furcht sich zurückschrecken lassen.

Von dieser Art war z. B. Alexander d. Gr.: seinen Geist immer nur auf das Erhabene gerichtet, war er ein Mann der kühnsten Initiative, der größten Selbständigkeit. Zwecks Verwirklichung seiner gewaltigen Pläne schreckte er vor keiner Anstrengung, vor keiner Gefahr, vor keinem Opfer, vor nichts

---

[1] K. Weidel, Jesu Persönlichkeit. S. 10 f. Halle a. S. 1908.

zurück, sondern drang unaufhaltsam vorwärts, seinem Ziele entgegen. Denn dieses stand wie ein hell leuchtender Stern beständig vor seiner glühenden Phantasie und erfüllte ihn mit dem größten Enthusiasmus, so daß ihm darüber alles andre nichtig erschien.

Der Großgeist ist daher bereit, mit Dante durch Hölle und Fegfeuer zu gehen, um zum Himmel seiner Ideale zu gelangen. Er fürchtet sich nicht vor den Anfeindungen der erbärmlichen Kritik und dem blinden Fanatismus seiner Gegner; denn er ist sich seiner Sache wohl bewußt und verachtet die Nichtswürdigen. Er ist ein Titane, der den Illusionshimmel der falschen Ansichten stürmt und zerstört, um das Paradies der goldenen Wahrheit zu erobern.

Freilich ist dies gefährlich; denn neue Lehren werden meistens mit Mißtrauen angeschaut und leicht als Irrlichter betrachtet. „Überall, wo ein großer Geist seine Gedanken ausspricht, ist Golgatha", sagt darum Heine. Doch er fürchtet sich auch nicht vor Auto da Fé und Scheiterhaufen, ja, wenn es sein muß, nicht vor dem Martyrium und dem Tod. Wie leicht hätte z. B. Sokrates dem Giftbecher und Christus dem Kreuz entgehen können, wenn sie sich nur einigermaßen diplomatisch ihren Feinden gegenüber benommen hätten! Aber sie waren keine „Diplomaten", sie waren zu wahrhaft, zu gerade, als daß sie das getan, und gingen lieber in den Tod als Märtyrer ihrer Überzeugung und Ideale.

Doch wenn auch der Großgeist ein Verwegener ist, der mit kühner Hand den Schleier von dem Bild zu Sais hinwegzieht, um die reine Wirklichkeit zu schauen, so ist er doch kein Tollkühner. Denn das wäre Unvernunft und Torheit, und diesen huldigt er nie, sondern vielmehr dem Wahlspruch Moltkes: „Erst wägen, dann wagen".

V. Der Großgeist hat den energischsten Willen.

Es gibt viele Menschen, die wohl einen guten Willen haben, aber denselben nicht zur Ausführung bringen. Sie wollen immer das Rechte, aber sie tun es nicht. Es fehlt ihnen die Energie, die Tatkraft und damit die Hauptsache. Denn was nützt selbst der beste Wille, wenn er nicht verwirklicht oder zur Tat wird. „Die Tat ist alles", sagt Goethe. „Tätig zu sein", bemerkt er ferner, „ist des Menschen erste Bestimmung. Ich würde in dem geringsten Dorfe oder auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustand ganz allein die höheren Stufen eines folgenden wert und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig" [1].

Und was hier Goethe als die erste Bestimmung des Menschen bezeichnete, das Tätigsein, wurde bei ihm zur Tat; denn er war immer tätig und nie müßig, und daher seine außerordentlich bewunderungswürdigen Werke.

Und wie mannigfach sind dieselben! Sie enthalten „Gedichte, Tausende von Gedichten! Sprüche, Erzählungen in Versen, Trauerspiele, Schauspiele, Lustspiele, Singspiele, Romane, Novellen, Lebenserinnerungen, Reisebeschreibungen, Bücheranzeigen, literarische Abhandlungen, ethische Betrachtungen, Erörterungen über bildende Kunst, Übersetzungen, dann Aufsätze über Gegenstände der Optik, der Mineralogie, Botanik, Zoologie, Meteorologie. Dieser Goethe schien in

---

[1] Vom tätigen Leben; Goethes Briefe aus der 2. Hälfte seines Lebens. Herausgegeben von E. Hartung. W. Langewiesche-Brandt, Düsseldorf und Leipzig 1907.

allen Wissenschaften und Künsten, in allen Ländern und Zeiten daheim zu sein! Und doch sind die vielen Bände noch längst nicht alle seine Geisteswerke. Dazu kommt erstens noch sein Briefwechsel, von dessen unglaublicher Ausdehnung und dessen hohem Wert weitere Kreise jetzt erst erfahren. Dazu kommen seine Tagebücher und seine inhaltsschweren Gespräche mit Eckermann, dem Kanzler v. Müller und hundert andern. Es ist, wie wenn dieser Mann Tag und Nacht geschrieben und diktiert und dann zur Erholung in seinem Freundeskreise kleine Vorträge gehalten hätte. Aber war dieser fleißige Schriftsteller nicht auch Minister? Ein halbes Jahrhundert und länger? Ja, und er war es eine Reihe von Jahren, gerade damals, als er auf der Höhe der Kraft stand, so sehr, daß man ihn in seinem Staate als Faktotum, als Rückgrat aller Dinge ansah. Er war es so sehr, daß er selbst sich auf das Pferd schwang, wenn es in Groß-Brembach oder in Ilmenau brannte, daß er selbst die Rettungsarbeit leitete, mitten in den Gluten stand, bis seine Augenbrauen angesengt waren und das heiße Wasser in den Schuhen ihm die Zehen verbrühte. Er selber reiste im Lande herum, um Soldaten auszuheben, um Straßenbauten, Flußkorrektionen und gewerbliche Anlagen zu besichtigen und anzuordnen. Allerdings, nach der italienischen Reise war er nur noch das, was wir jetzt Kultusminister nennen; aber man glaube nicht, daß das im kleinen Weimar eine Sinekure gewesen sei. Goethe kümmerte sich um die letzten Angelegenheiten seines Ressorts, und er erwog, ob dieser und jener Bibliotheksdiener ein Neujahrstrinkgeld einsammeln dürfe oder nicht; und er mußte mit den Kustoden darüber kämpfen, ob die Gesteine einer mineralogischen Sammlung in Schubläden oder Glasschränken aufzuheben seien. Was brachte nicht allein die oberste Leitung

der Akademie zu Jena für Arbeit mit sich! Dieser selbe Schriftsteller und Minister war aber auch noch Intendant des Hoftheaters in Weimar; 26 Jahre hindurch bemühte er sich, eine Musterbühne für Deutschland zu schaffen, Schauspieler edlerer Art zu erziehen, Bühnenwerke aufzuführen, die sich mit denen der Alten messen konnten, und dabei hatte er doch auch den Hof und das Publikum angenehm zu unterhalten und die Kasse zu füllen, damit das Theater bestehen konnte"[1].

Welch eine gewaltige Energie des Willens gehörte dazu, das alles zu leisten!

Und doch war Goethe von Natur kein Tatenmensch, sondern vielmehr ein kontemplativer Geist, mehr empfangend und still sinnend, als sich in Taten auswirkend. Aber wie er immer seinen Verstand und sein Gedächtnis bildete, so bildete und erzog er auch seinen Willen durch fortgesetzte Übung und befähigte ihn, so viele und so große Werke zu schaffen.

Anders Napoleon! Dieser größte Tatmensch besaß schon von Natur den energischsten Willen. Darum bewunderte ihn so sehr Goethe. Ja, sein Wille hatte sich mit der Zeit infolge der großartigen Triumphe seiner Betätigung zu einer solchen Höhe entwickelt und erstarkt, daß er glaubte, es sei ihm nichts unmöglich. Darum trug er sich mit wahrhaft gigantischen Plänen und fühlte auch die Kraft in sich, dieselben zu verwirklichen. Nichts vermochte ihn aufzuhalten. Alle Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, warf er wie spielend beiseite. Und so kam es, daß er sogar die merkwürdige Ansicht hegte, er könne durch die individuelle Energie seines Willens selbst den Tod zurückhalten.

---

[1] W. Bode, Goethes bester Rat. S. 1 ff. Berlin 1903.

In dieser Beziehung erzählt Fürst Metternich, der einstige österreichische Botschafter in Paris, folgendes interessante Beispiel: „Napoleon machte eines Tages einen gefährlichen Fall in St. Cloud (er wurde aus der Kalesche geschleudert und fiel empfindlich mit dem Magen auf einen Markstein); am andern Tage fragte ich nach seinem Befinden; er antwortete ernst: ‚Gestern habe ich meine Ansicht über die Macht des Willens auf eine harte Probe gestellt. Als ich den Stoß auf meinen Magen fühlte, glaubte ich mein Ende nahe; ein Gedanke lebte noch in mir, der war: ich will nicht sterben, ich will leben! Ein jeder andere an meiner Stelle wäre tot auf dem Platze geblieben'" [1].

Tatsache ist, daß Napoleon durch seinen gewaltigen Willen sowohl über seinen Körper als über seinen Geist eine bewunderungswürdige Macht besaß. So konnte er, wenn er wollte, die gewöhnlichen körperlichen Bedürfnisse derart beschränken, daß es den Anschein erweckte, als ob er zeitweise gar keine solchen habe.

Ferner bewahrte er in den aufregendsten Situationen, im größten Schlachtgetümmel, oder wenn eine äußerst schlimme Nachricht eintraf — wie z. B., als ihm in Ägypten die Vernichtung der französischen Flotte durch die Engländer, die ihn in dieses Land gebracht hatte, gemeldet wurde —, äußerlich eine solch eiserne Ruhe, als ob gar nichts vorgefallen sei. Dem Adjutanten, der ihm diese Unglücksbotschaft überbrachte, bemerkte er mit der größten Kaltblütigkeit: „Nous n'avons plus de flotte; eh bien, il faut rester ici, ou en sortir grand comme les anciens" [2].

---

[1] Metternich, Über Napoleon Bonaparte. S. 30 f.

[2] „Wir haben keine Flotte mehr; wohlan, man muß hier bleiben oder groß, wie die Alten, von da weggehen." Las Cases, Denk-

Er besaß also die Kraft einer außerordentlichen Selbstbeherrschung.

Aber — wird man entgegnen — wurde er nicht häufig sehr aufgeregt und zornig, mitunter derart, daß er aus Wut seinen Hut wegwarf oder die nächste beste Blumenvase zertrümmerte?

Allerdings, aber das war meistens nur äußerer Schein, besonders wenn es sich um politische Aktionen handelte, z. B. fremden Gesandten gegenüber, um sie einzuschüchtern, oder gegenüber seinen Ministern, um ihnen Furcht einzuflößen, wie er selbst wiederholt bezeugte.

So erzählt die Gräfin Remusat, die als Palastdame Augen- und Ohrenzeuge war, aus der Zeit des Konsulats folgende interessante Episode: „Es war kurz vor dem letzten Bruch mit England; durch Paris flog bereits die Nachricht von einem neuen bevorstehenden Krieg, und es hieß, der englische Botschafter, Lord Withworth, stehe auf dem Punkte abzureisen. Der Erste Konsul pflegte damals in jedem Monat einmal die fremden Gesandten mit ihren Frauen zu empfangen, und zwar in den Gemächern seiner Gemahlin. Bei dieser Audienz wurde stets ein außerordentlicher Pomp und Luxus entfaltet. Die sämtlichen Herrschaften begaben sich in den großen Empfangssaal, wo sie sich nach ihrem Range aufstellten, und wenn dies geschehen war und man eine geraume Zeit gewartet hatte (denn auch das gehörte dazu), so meldete ein Huissier mit lauter Stimme die Ankunft des Ersten Konsuls. Dieser erschien in Begleitung seiner Gemahlin und von einigen Herren und Damen gefolgt. Der Palastpräfekt stellte dann die Anwesenden einzeln

würdigkeiten von St. Helena. 1826. Bd. IX, S. 202. Neue Ausgabe, Schmidt & Günther, Leipzig.

vor, Madame Bonaparte setzte sich einige Augenblicke, und Bonaparte selbst unterhielt sich unterdessen kürzer oder länger mit dem einen oder andern Botschafter, grüßte leicht und zog sich dann zurück, wie er gekommen war. Also ganz wie an einem königlichen Hofe.

So war auch diesmal wieder, wenige Tage vor dem Ausbruche des Krieges, das diplomatische Korps in den Tuilerien versammelt. Ich befand mich im Schlafzimmer der Madame Bonaparte, die gerade ihre Toilette beendigte. Der Erste Konsul war auch gekommen; er hatte sich auf den Teppich des Bodens gesetzt und spielte in ausgelassener Weise mit dem kleinen Napoleon, dem Sohne seines Bruders Louis. Zugleich musterte er mit Kennerblicken die Robe und den Schmuck seiner Gattin, und auch mein Anzug wurde scherzhaft von ihm kritisiert. Ich hatte ihn kaum jemals in so guter Laune getroffen und sagte ihm, daß die Botschafter, wenn sie ihn in einer so heiteren Stimmung sähen, gewiß nach der Audienz die beruhigendsten und friedlichsten Berichte an ihre Höfe absenden würden, und daß von einem nahen Kriege gar nicht die Rede sein könne. Napoleon lachte von neuem und spielte mit dem kleinen Prinzen lustig weiter.

Da meldete man ihm, daß die Versammlung vollzählig sei und ihn erwarte. Hastig sprang er in die Höhe, nachdem er das Kind fast unsanft auf den Boden gesetzt, und war wie verwandelt. Alle Heiterkeit war im Nu aus seinem Antlitz gewichen, und ich erschreckte vor dem finstern und zornigen Ausdruck seiner Züge. Dabei wurde er marmorblaß; denn sogar seine Gesichtsfarbe hatte er ganz in seiner Gewalt. Und das alles in weniger Zeit, als ich hier nötig habe, es niederzuschreiben. Er stieß nur die Worte hervor: ‚Gehen wir‘, und eilte voraus, ohne

seiner Gemahlin den Arm zu bieten, was er sonst immer tat. Wir folgten in größter Bestürzung. Im Audienzsaal angelangt, ging er sofort und ohne jemand zu grüßen auf Lord Withworth zu und begann, ohne jegliche Einleitung, sich über das englische Kabinett bitter zu beklagen. Mit jeder Minute wuchs sein Zorn, und die ganze Versammlung stand wie gebannt vor Schrecken; zuletzt konnten seine harten und drohenden Worte kaum mehr den Weg durch seine bleichen, zitternden Lippen finden. Keiner wagte, sich auch nur zu rühren, und tödliche Angst lag auf allen Gesichtern. Der gute, phlegmatische Lord war selbst so betroffen und verlegen, daß er kaum einige banale Phrasen hervorzubringen vermochte" [1].

Der Abbé de Pradt erzählt, daß einst gleich nach einer ähnlichen heftigen Szene, wie die eben geschilderte, der Kaiser sich ihm genähert und ihm ganz ruhig gesagt habe: „Sie haben mich wohl soeben entsetzlich erzürnt geglaubt? Aber Sie irren sich; mein Zorn geht niemals höher hinauf als bis hierher." Dabei fuhr er mit seiner Hand um den Hals herum, wie wenn er damit anzeigen wollte, daß sich die Galle niemals bis in seinen Kopf versteigen und seine Gedanken verwirren könne.

Wie über seinen Körper, so besaß Napoleon aber auch über seinen Geist eine ganz merkwürdige Willenskraft. Denn er hatte sein Vorstellen und Denken in hohem Grade in seiner Gewalt. Wenn er dasselbe auf einen wichtigen Gegenstand intensiv konzentrieren wollte, so konnte er mit Leichtigkeit alle Zerstreuungen verscheuchen und sich mit Gründlichkeit lange Zeit nur dem einen widmen. Aber ebenso leicht konnte er auch, wenn er wollte, von einem

---

[1] Remusat, Napoleon und sein Hof. Bd. I, S. 54 ff.

Gegenstand auf einen ganz andern übergehen; denn er besaß eine ganz außerordentliche Elastizität des Geistes und einen Willen, von dem er glaubte, alle Schwierigkeiten überwinden zu können, da es ihm tatsächlich bereits in so vielen Fällen gelungen war[1].

Aber die Willensenergie ist doch ursprünglich nur eine Anlage im Menschen. Sie muß deshalb gehörig entwickelt werden, wenn sie entsprechende Taten schaffen soll. Energie kann aber der Wille nur da entwickeln, wo große Schwierigkeiten zu überwinden, starke Hindernisse zu beseitigen sind. So wenig ein Eisenbahnzug vom Flecke kommt und schwere Lasten überführen kann, wenn seine Schienen ganz glatt sind, sondern er nur dann gut geht, wenn seine Räder Reibung haben, ähnlich ist es bei dem Menschen. Diejenigen, die von Jugend auf in Hülle und Fülle leben, denen es zu gut geht, werden nie große Männer werden, weil ihre Willensenergie nicht entwickelt wird und sie infolgedessen keine Kraft und Lust zu hohen Taten haben. Darum sagt Emerson: „Alle großen Menschen kommen aus den mittleren Klassen. Sie sind besser für die Entwicklung des Kopfes, besser für die des Herzens“[2].

Und Ch. James Fox bemerkte über England: „Die Geschichte dieses Landes beweist, daß wir von Menschen in allzu günstigen Vermögenslagen nicht jene Wachsamkeit, Energie und Tatkraft erwarten können, ohne die das Haus der Gemeinen seine größte Kraft und Bedeutung verlieren würde. Die menschliche Natur ist zur Lässigkeit geneigt, und die verdienstlichsten öffentlichen Leistungen sind immer

---

[1] Näheres in meinem Buch: Napoleon I. Lebens- und Charakterbild. S. 106 ff. Schmidt & Günther, Leipzig 1904.

[2] Emerson, Lebensführung. Deutsche Ausg. S. 216.

von Menschen vollbracht worden, deren Vermögenslage von Überfluß weit entfernt war." Die Wahrheit dessen beweisen z. B. Sokrates, Cervantes, Shakespeare, Franklin und Washington.

Was speziell den letzteren betrifft, so war Washington meines Erachtens der größte Mann Amerikas und überhaupt einer der edelsten Menschen, die es je gegeben hat. Auch er stammte aus mittleren Verhältnissen. Sein Vater war Pflanzer in Virginia, desgleichen seine Brüder. Er selbst hatte keine höhere Schule besucht, sondern nur eine Art Realschule, aber dennoch sich durch fortgesetzte Selbstbildung, außerordentliche Tatkraft, hervorragende Leistungen und ungewöhnliche Hoheit des Charakters von einem bloßen Feldmesser, der er seinem Berufe nach ursprünglich war, allmählich zum Obergeneral und dann zum ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, deren glorreicher Befreier und Gründer er war, emporgeschwungen. Er ist die höchste Zierde Amerikas. Selbst die damaligen Engländer, die ihm doch wegen der Losreißung der Vereinigten Staaten von ihrem Lande Gegner waren, spendeten ihm das höchste Lob. So sprach z. B. Fox, der einst erste Minister Englands, am 31. Januar 1794 im Parlament also: „Ich kann es mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit des Generals Washington, des Präsidenten der Vereinigten Staaten, zu gedenken, dessen Verfahren so verschieden von demjenigen der Minister unseres Landes ist. Wie unendlich viel weiser sind die Grundsätze, welche er in seiner letzten Rede an den Kongreß aussprach, als die Politik aller neueren europäischen Höfe! Fürwahr, ein ruhmwürdiger Mann! dem nicht sowohl seine hohe Stellung, als der Adel seines Gemütes Ehre verleiht, vor dem alle erborgte Größe in nichts versinkt,

gegen den alle Potentaten Europas, die Glieder unserer königlichen Familie ausgenommen, gering und verächtlich erscheinen! Er bedurfte es nicht, seine Zuflucht zu politischen Kunstgriffen oder vorgebildeten Schrecknissen zu nehmen; denn dieselben Mittel stützen seine Macht, durch die er sie erwarb, und sein Verfahren trug immer den Stempel der Weisheit, Mäßigung und Gerechtigkeit. Ungeachtet der Dankbarkeit, welche Amerika Frankreich für den Beistand schuldig war, den es ihm in dem großen Kampfe, welcher ihm seine Unabhängigkeit sicherte, geleistet hat, ließ Washington sich doch durch nichts dazu bewegen, in seinen Ansichten über die Neutralität wankend zu werden. Nachdem er sich einmal den Weg vorgezeichnet hatte, den ihm sowohl die Dankbarkeit als die Politik als den richtigsten anriet, konnten alle Beleidigungen und Herausforderungen des französischen Ministers Genet ihn nicht von seinem Vorsatz abwendig machen. Er hatte keine Furcht vor den Jakobinern, ihre Grundsätze setzten ihn nicht in Schrecken, und er hielt es nicht für nötig, ihre Fortschritte zu hemmen. –

Er wußte, daß das Volk, dessen Vorstand er ist, die eigenen Rechte und Pflichten kennt. Und er vertraute darauf, der richtige Sinn desselben werde sich dem Einfluß der Kunstgriffe widersetzen, welche angewendet werden, mißleitete Gemüter zu entflammen; er war davon überzeugt, solange die Regierung sich die Liebe und das Vertrauen der Untertanen zu bewahren wisse, könne keine Gefahr ihr drohen; und zwar muß dies nicht eine blinde, unvernünftige Liebe, nicht ein unbedingt hingebendes Vertrauen sein, sondern aus der Überzeugung von der Vortrefflichkeit der Regierung, aus der Erfahrung ihrer wohltätigen Wirkung entspringen. Ich fühle mich in der Tat gedrungen, die Weisheit und das Glück dieses großen

Mannes zu bewundern. Dadurch, daß ich seines Glückes erwähne, will ich sein großes Verdienst nicht im mindesten herabsetzen. Wir müssen es jedoch, ungeachtet seiner glänzenden Gaben und seiner makellosen Rechtschaffenheit, als ein großes Glück ansehen, daß ihm ein Los zufiel, das den Sterblichen so selten zuteil wird, und daß er durch so mannigfache Schicksale ohne Versündigung und ohne Vorwurf durchgegangen ist. Es ist wirklich höchst staunenswürdig, daß in einer so langen Reihe von Jahren, in so verwickelten Verhältnissen und auf einem so hohen Platze sich niemals Zweifel gegen seinen Charakter erhoben haben; daß er nie und bei keiner Gelegenheit weder einer ungeziemenden Anmaßung, noch einer verächtlichen Unterwürfigkeit in seinen Unterhandlungen mit fremden Mächten beschuldigt worden ist. Ihm hatte der Himmel es vorbehalten, den Gipfel des Ruhmes zu erglimmen, ohne daß je ein Hindernis seinen Lauf hemmte."[1]

Diese Parlamentsrede des hervorragenden englischen Staatsmannes Fox auf Washington gereicht nicht nur diesem zur ganz besonderen Auszeichnung, sondern auch dem Redner selbst zur hohen Ehre, indem sie ein offenbarer Beweis von dessen eigener Seelengröße ist.

Überhaupt erfreut sich England des Ruhms, eine ganze Reihe sehr bedeutender Staatsmänner hervorgebracht zu haben. Aus der neueren Zeit nenne ich beispielsweise nur: Sir Robert Peel[2], Gladstone, Marquis of

---

[1] J. Sparks, Leben und Briefwechsel Georg Washingtons. Bd. I, S. 521 f. Herausgegeben von Friedr. v. Raumer. Brockhaus, Leipzig 1839.

[2] Der geniale englische Schriftsteller Carlyle hielt Sir Robert Peel für den größten der zeitgenössischen Staatsmänner Englands; von ihm pflegte er zu sagen, daß er der einzige parlamentarische

Beaconsfield (Disraeli), Marquis of Salisbury. Aber an die Größe Washingtons reichen sie nicht heran.

Doch Deutschland besaß in der letzteren Zeit einen Mann, der meines Erachtens eine große Ähnlichkeit mit Washington hat, und wer ist dieser?

Wer anders als Feldmarschall Moltke! Wenn dieser sich auch nicht als Staatsmann besonders hervorgetan hat, so gleicht er doch dem großen Amerikaner durch den hohen Edelsinn des Charakters und übertrifft ihn noch durch seine militärischen Leistungen.

Auch Moltke — dieser deutsche Washington — ist aus mittleren Verhältnissen hervorgegangen. Zwar gehörte er von Geburt einem alten Adelsgeschlechte an, aber infolge verschiedener Unglücksfälle hatten seine Eltern große Vermögensverluste, so daß sie ihr holsteinisches Rittergut Augustenhof verkaufen mußten. Zur Erlangung des notwendigen Unterrichts kam der junge Moltke im Jahre 1809 zu dem Pfarrer Knickebein nach Hohenfelde in Holstein, wo es ihm übrigens gut ging, so daß er noch nach 30 Jahren dem Pfarrer Zeichen seiner Anhänglichkeit und Dankbarkeit gab.

Dann wurde er im Jahre 1811 in die Kadettenanstalt zu Kopenhagen aufgenommen, nahm aber zuerst Kost und Wohnung bei einem gewesenen General, bei dem es ihm jedoch nebst seinem Bruder Fritz recht schlimm erging; sie mußten frieren und hungern und wurden übel behandelt, so daß sie den Frieden des holsteinischen Pfarrhofes sehr vermißten. Nach mehr als einem halben Jahrhundert noch

---

Führer gewesen sei, der in seiner politischen Laufbahn nie bewußt eine Lüge ausgesprochen habe. G. v. Schulze-Gaevernitz, Thomas Carlyles Welt- und Gesellschaftsanschauung. S. 32. Dresden 1893.

bemerkte Moltke über jene Zeit: „Ohne Verwandte und Bekannte in einer fremden Stadt, brachten wir eine recht freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war strenge, selbst hart, und heute, wo mein Urteil darüber doch unparteiisch geworden ist, muß ich sagen, sie war zu strenge, zu hart. Das einzige Gute, was sie mit sich brachte, war, daß wir uns früh an Entbehrungen gewöhnen mußten."

Auch in der Kadettenanstalt mußte er viele Unbilden durchmachen, bis er am Typhus erkrankte und ins Lazarett kam, das ihm — wie ein Paradies erschien! — Nach seiner Genesung begann das alte Elend im Kadettenhaus von neuem und dauerte sieben Jahre lang[1].

Doch all diese Übel und Schwierigkeiten hatten auch das Gute: indem er sie mit Ausdauer überstand und auch unter schlimmen Verhältnissen seiner Pflicht getreu blieb, wurde seine Willensenergie mehr und mehr entwickelt und gestärkt. —

Nicht minder besaß eine außerordentliche Energie Moltkes größter Gefährte bei der neuzeitlichen Einigung Deutschlands: Fürst Bismarck. Dieser gewaltige Kraftmensch, wie ihn schon sein Äußeres kennzeichnet, setzte jahrelang seine volle Persönlichkeit ein, um das gesteckte hohe Ziel der politischen Wiedergeburt Deutschlands zu erreichen und opferte dabei das beste Stück seines Selbst. Als er sich im April 1878 im Verlauf eines Tischgesprächs einen „alten Mann" nannte und seine Gemahlin darauf einwendete: „Du bist aber doch erst 63 Jahre," erwiderte er: „Ja, ich habe aber immer schnell und bar gelebt." Dann setzte er hinzu: „Bar, das heißt, ich bin immer ganz bei der Sache gewesen, mit

[1] Vgl. M. Jähns, Feldmarschall Moltke. Hofmann, Berlin 1894.

meinem vollen Wesen — was erreicht wurde, ich habe dafür bezahlt mit meinen Kräften und meiner Gesundheit.“ [1]

Darum kann man mit Recht sagen: der Großgeist muß meistens erst Hölle und Fegfeuer durchmachen, bis er zu seiner Beatrice, zur Verwirklichung seiner Ideale gelangt. Denn „großartige Entwürfe gedeihen selten im Sonnenschimmer des Glückes, und nur im Kampf mit äußeren Widerwärtigkeiten erlangt der menschliche Geist jene Elastizität, welche ihm zur Erfindung und Ausführung kühner und origineller Pläne notwendig ist.“ [2]

VI. Der Großgeist hat den dezitiertesten Willen.

Wie oft kann man im Leben hören: er weiß nicht, was er will. Das ist in der Tat bei den gewöhnlichen Menschen sehr häufig der Fall. Wie sie nicht wissen, was sie denken, sondern vielfach blind denken, so wissen sie auch nicht, was sie wollen, ja sie haben oft gar keinen eigenen Willen, sondern lassen sich nur von ihren zufälligen Einfällen, ihren Launen und Gefühlen oder von äußeren Einflüssen bestimmen und beherrschen. Sie gleichen einem Schiff ohne Führer und Kompaß, das von den Winden und Wellen auf dem Meer herumgetrieben wird.

Ganz anders der Großgeist: er weiß, was er will, und er will nur, was er weiß, was ihm als klares, mögliches Ziel vorschwebt. Er will und handelt nicht ins Blaue hinein, sondern strebt immer nur nach einem

[1] M. Busch, Unser Reichskanzler. Bd. II, S. 431. Grunow, Leipzig 1884.

[2] Joh. u. Th. Scherr, Geschichte der religiösen und philosophischen Ideen. Bd. I.

ganz bestimmten Ziel. Wie er kein verschwommenes, nebelhaftes Denken hat — solches kommt den Kleingeistern gewöhnlich zu —, so hat er auch kein verschwommenes, nebelhaftes, sondern ein dezitiertes Wollen und Handeln. Denn er weiß, wie wahr es ist, was Goethe sagt:

Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe schweben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister[1].

Wie hoch auch seine Ziele sind, so trachtet er doch nicht nach dem Unmöglichen; denn das wäre wider die Vernunft. Da sein Wille immer von der Vernunft geleitet wird, stehen Wollen und Können, Zweck und Mittel bei ihm stets im Einklang, d. h. er will nichts und verschwendet keine Kraft, wenn es ihm nicht wenigstens wahrscheinlich ist, daß er es auch erreicht. Er ist kein Don Quixote, der imaginäre Zwecke verfolgt, sondern bei allem Idealismus dennoch zugleich Realist, indem er nur für ihn mögliche Ziele anstrebt und dieselben nicht mit eingebildeten, sondern wohl vorbereiteten realen und zweckdienlichen Mitteln zu erlangen sucht.

Eine herrliche Illustration bietet uns hierzu aus der Neuzeit Disraeli, der spätere Lord Beaconsfield. Hervorgegangen aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie, die erst Mitte des 18. Jahrhunderts in England sich niederließ, setzte er sich, seiner großen Geistesanlagen wohl bewußt und glühend von Verlangen nach „Macht und Ruhm", wie wir aus seinen Erstlingsschriften wissen, schon als Jüngling von 20 Jahren das hohe Ziel, Premierminister von England zu werden! Wohl sah er gewaltige Hindernisse

[1] Goethe, Kunst und Natur. Gedichte.

bergartig zwischen sich und dem Ziele seiner Wünsche aufsteigen. „Er war unbekannt, unadlig, einflußreicher Verwandtschaftsverbindungen entblößt. England war ein durch und durch aristokratisches und vorurteilsvolles Land, und er war — der Sohn eines Juden. Allerdings war er durch eine Zufälligkeit formell in die christliche Glaubensgesellschaft aufgenommen worden, und das formelle, das absolute Hindernis für seine politische Laufbahn war entfernt. Aber der getaufte Jude war dem Zweck nicht näher als der ungetaufte. Das Rassenmerkmal und der Rassenhaß blieben. Ein geborener Jude der Premierminister einer Großmacht! Es war ein Unsinn; unerhört, seitdem Josef als der Günstling Pharaos Ägypten regierte. England wurde von Aristokraten regiert, und was war er? Ein Pariah." [1]

Aber trotz all dem verlor er nicht den Mut und die feste Zuversicht. Sein Ziel stand klar und glänzend wie ein leuchtendes Gestirn vor seinem Geistesauge; und wenn es auch noch so hoch stand, er hatte die feste Überzeugung, daß er es erreichen werde. Zu diesem Zweck mußte ihm alles dienen: seine Studien, seine Reisen, seine Romane, seine Reden, sein Auftreten in der Gesellschaft, sein Vermögen, seine auffallende Kleidung — alles. Er wurde öffentlich verspottet, verhöhnt, verlacht, verachtet, sehr oft bitter enttäuscht, arg gedemütigt — aber er setzte sich über alles hinweg, und mitten in der Niederlage im Parlament, die man ihm gleich bei seiner ersten Rede bereitete, prophezeite er am Schluß mit stolzer Zuversicht: „Es wird die Zeit kommen, wo Sie auf mich hören werden." — Und diese Zeit ist gekommen: er siegte, er triumphierte — er wurde

[1] G. Brandes, Lord Beaconsfield. S. 40. Gebrüder Paetel, Berlin 1879.

Minister, er wurde Premierminister und Pear von England, mit dem Titel „Earl of Beaconsfield!" —

Leuchtende Beispiele sind in dieser Beziehung aus unsrer Zeit **Bismarck** und **Moltke**. Lange vor 1866 und 1870 hatten schon beide die Idee erfaßt, daß die geschichtliche Entwicklung Deutschlands auf dessen Einigung hinausgehe, und daß dabei dem kraftvoll aufstrebenden Preußen die Führerrolle zufalle, infolgedessen ein Krieg mit Österreich, das bisher das Präsidium im deutschen Bunde eingenommen hat, und als weitere Konsequenz davon auch ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich sei.

Nach dieser großen politischen Idee richteten beide Geisteshelden schon Jahre vor ihrer Verwirklichung ihre Maßregeln ein, der eine politisch, der andre militärisch. Die Pläne wurden bis ins einzelne ausgearbeitet, dabei die verschiedenen Möglichkeiten ins Auge gefaßt, die etwaigen Chancen erwogen und so alles exakt vorbereitet. Und als die erste beste Gelegenheit sich fand, loszuschlagen, wurde sie mit Freuden von beiden Männern ergriffen; denn sie waren ihrer Sache sicher. Und nun hieß es, „mit aller Beschleunigung und Energie zur Herbeiführung großer Waffenentscheidungen" zu schreiten. Denn wie bei Napoleon I. war es auch ein Hauptgrundsatz Moltkescher Kriegführung: dem Feinde vorzukommen und darum so rasch als möglich zu handeln, um mit der ganzen Wucht der Masse schnelle Entscheidungen zu erzwingen. Kann ja Großes nur da gewonnen werden, wo man selbst nicht Geringes wagt[1].

[1] F. v. d. Goltz, Moltke. S. 191. Berlin 1903.

VII. Der Großgeist hat den entschlossensten Willen.

Es ist eine gewöhnliche Eigenschaft der minderen Geister, daß sie sich scheuen anzufangen, ihren Willen in die Tat umzusetzen. Sie möchten gerne, aber sie fürchten sich vor allem vor den Anstrengungen, die das Handeln erfordert, dann vor den etwaigen Schwierigkeiten, die sich ihnen in den Weg stellen können, und endlich vor den Folgen, die ihr Tun mit sich bringen kann. Sie sind also zu feige, sie haben keinen Mut der Initiative, keine Entschlossenheit, keine Entschiedenheit. Wie sie im Denken hin und her schwanken, so auch im Handeln.

Anders wieder der Großgeist: er ist ein starker, entschlossener Charakter. Hat er sich ein Ziel gesetzt, will er etwas erreichen, dann will er es so schnell als möglich haben. Er greift daher ohne Zaudern zu, faßt die nächste beste Gelegenheit beim Schopf und geht rasch und tapfer auf sein Ziel los. Denn wer die passende Gelegenheit versäumt, der kommt zu nichts. Wer weiß, ob sich ihm je wieder eine solche bietet!

So dachte z. B. Friedrich d. Gr. und handelte danach — freilich ob mit Recht oder Unrecht, ist eine andre Frage, die hier nicht zu erörtern ist. Kaum hatte er im Jahre 1740 den preußischen Königsthron bestiegen, starb schnell und unerwartet Kaiser Karl VI., und mit ihm erlosch der habsburgische Mannesstamm. Nun fragte es sich, ob der Übergang der gesamten österreichischen Erblande in die Hände seiner Tochter Maria Theresia ohne den Widerspruch der Mächte vor sich gehen würde. In der Tat schien es so. Im Deutschen Reich selbst erhob zunächst nur eine Macht Erbansprüche, Bayern nämlich; aber geringer noch als ihre Begründung war die Kraft, sie durchzusetzen. Der

Seemächte und Rußlands fühlte sich Österreich sicher. Von ausschlaggebender Bedeutung erschien allein die Haltung Frankreichs, dessen deutsche Politik seit Jahrzehnten den Ehrgeiz der Wittelsbacher begünstigt hatte. Von Versailles, wo damals Ludwig XVI. in Üppigkeit schwelgte, kam zwar keine Anerkennung, aber auch kein Einspruch.

Da erhob Preußen seine Stimme und verlangte als Preis für seine Anerkennung der weiblichen Erbfolge in Österreich die Abtretung Schlesiens. Dabei stützte sich Friedrich d. Gr. auf alte Ansprüche seines Hauses in betreff Schlesiens, die er jedoch weit überbot, aber der Buchstabe der bestehenden Verträge sprach unzweifelhaft gegen ihn. Indes darum kümmerte er sich nicht. Er trug in sich die Überzeugung, daß Österreich durch sein unzuverlässiges Verhalten in der Jülich-Bergschen Erbfrage, durch die wiederholte Verletzung der mit seinem Vater geschlossenen Verträge die preußische Garantie für die pragmatische Sanktion verscherzt, daß er ihm gegenüber völlig freie Hand habe. „Mit scharfem, hellem Auge hatte er die Schwächen Österreichs, den Verfall des Kaisertums, die Nichtigkeit der deutschen Reichsverfassung durchschaut, von jedem Pietätsgefühl für sie wußte er sich frei. Ihrer Autorität gegenüber war er gewillt, mit dem Trotze der Kraft seinem Staate die gebührende Stellung zu verschaffen. Er kannte die Fülle der gebundenen Energie, die in Volk und Heer aufgespeichert war, die nur gelöst zu werden brauchte, um dem mißachteten Preußen endlich seinen Platz an der Sonne zu gewinnen. Er fühlte sich Mannes genug, diese Kraft zu entfesseln und zu leiten, er glühte im jugendlichen Feuer, durch diese befreiende Tat sich den Ruhmeslorbeer zu erringen. Jetzt winkte sein Kranz verlockend vor den Augen, jetzt galt es ohne Zaudern zuzugreifen. Mit dem Blick und

der Zuversicht des Genius erfaßte Friedrich den großen, den einzigen Augenblick, wagte er das Ungeheure".[1]

„Alles war vorgesehen, alles war so vorbereitet, daß es sich nur darum handelte, die Pläne durchzuführen, die ich seit langem in meinem Kopfe erwogen habe", schrieb Friedrich in jenen Tagen an einen Freund. Und so machte er den diplomatischen Verhandlungen ein kurzes Ende, indem er im Dezember 1740 in der heitersten Laune und frohesten Zuversicht des Gelingens mit seinem Heere die schlesische Grenze überschritt und unaufhaltsam vorwärts drang. Und wirklich erreichte er schließlich nach seinem ersten glücklichen Feldzug sein Ziel: im Präliminar-Frieden zu Breslau sah sich Maria Theresia, die übrigens viel eher als ihre Zeitgenossin Katharina II. von Rußland den Beinamen „die Große" verdient hätte, mit blutendem Herzen zur Abtretung Schlesiens an Preußen gezwungen. Dadurch wurde Preußen nahezu um ein Drittel größer. Es hatte seinen Anspruch, als ebenbürtige Macht fortan neben Österreich zu stehen, durchgesetzt und damit jenen Dualismus in Deutschland geschaffen, der erst 1866 beseitigt wurde.

So verdankt Preußen insbesondere der raschen Entschlossenheit und beharrlichen Tatkraft einzelner seiner geistig hochstehenden Herrscher sowie der eminenten Tüchtigkeit seiner Staatsmänner und Generale seinen bedeutenden politischen Aufstieg und seine Größe.

Umgekehrt war es bei Ludwig XVI. von Frankreich. Über ihn urteilte Napoleon I.: „Dieser unglückliche Fürst! Er war gutherzig, wohlunterrichtet und bedächtig. Er hätte

[1] W. Wiegand, Friedrich d. Gr. S. 36. Velhagen & Klasing, Leipzig 1902.

zu andern Zeiten einen ausgezeichneten König abgegeben. Er taugte aber nichts für eine revolutionäre Zeit; es fehlte ihm an Entschlossenheit und Energie, er verstand es nicht, den Torheiten der Hofleute und den Frechheiten der Jakobiner Widerstand zu leisten. Die Hofleute haben ihn den Jakobinern hingeworfen und diese ihn auf das Schafott gebracht. Ich an seiner Stelle wäre zu Pferde gestiegen, hätte nach einer Seite einige Zugeständnisse gemacht, nach der andern die Peitschenhiebe ausgeteilt. So hätte ich die Ordnung wieder hergestellt." [1]

Das hat Napoleon in der Tat getan. Als nämlich zur Zeit der Revolution die bisherige despotische Regierung sich allmählich abgenutzt und verhaßt gemacht hatte, sollte sie durch eine Gegenrevolution gestürzt werden. Der General Menon, der mit den Linientruppen die Regierung gegen die revoltierenden Nationalgarden zu verteidigen hatte, zeigte sich dieser Aufgabe nicht gewachsen; denn seine Soldaten wurden nach den Tuilerien zurückgedrängt, wo der Konvent tagte. Für den letzteren war daher die Lage sehr kritisch. Da erinnerte sich Barras, der damals zu den Direktoren des Konvents gehörte, des Generals Buonaparte, dessen militärische Tüchtigkeit er bereits in Toulon persönlich hatte kennen lernen; er ließ ihn sofort in die Sitzung des Nationalkonvents rufen. Angekommen daselbst, sagte ihm der Vorsitzende, nachdem er ihm kurz die Lage gekennzeichnet: „Geben Sie uns einen Rat!" Darauf erwiderte Buonaparte resolut: „Geben Sie mir Kanonen! Dann will ich für das weitere schon sorgen." Das gefiel, und darum wurde er zum zweiten kommandierenden General der in Paris versammelten Truppen ernannt, während Barras selbst der

[1] Worte Napoleons; a. a. O. S. 111.

erste war, sich aber in militärischen Sachen nicht viel zutraute.

Kaum hatte Napoleon das Kommando übernommen, so erfaßte er mit raschem Blick die ganze Situation und entwickelte eine solche Energie, daß er in wenigen Stunden während der Nacht die Tuilerien in guten Verteidigungszustand versetzte. — So brach der Morgen des 5. Oktober 1795 an. Große bewaffnete Volksmassen zogen von allen Seiten gegen den Regierungspalast. Die Linientruppen, die damals Napoleon zur Verfügung standen, betrugen nur 6000 Mann, denen 20- bis 30000 Nationalgarden gegenüberstanden. Es war nahe daran, daß beide Teile sich miteinander verbrüderten. Da ließ Napoleon durch den Sergeanten Petitpierre einen Schuß auf die Gegner abgeben. Damit war das Signal zum erbitterten Kampf gegeben. Aber Napoleon hatte seine militärischen Anordnungen so trefflich getroffen, daß er schon in wenigen Stunden die Revoltierenden niederkartätschte, zu Paaren trieb und so die Regierung rettete.

Das war der berühmte 13. Vendémiaire, an dem der General Buonaparte das durch die Tat ausführte, was, wie er als Leutnant meinte, Ludwig XVI. am 10. August 1792 hätte tun sollen [1]. —

Fragt man nun nach dem Grunde, warum der Großgeist in der Verfolgung seiner gewaltigen Aufgaben so furchtlos und entschlossen vorgeht, so liegt derselbe besonders in dessen großer Selbstlosigkeit, weil er nicht beständig, wie die niederen Geister, auf seine eigenen persönlichen Vorteile sieht und dadurch stets befangen ist, sondern nur den Sieg

---

[1] S. mein Buch: Napoleon I. Lebens- und Charakterbild. Mit 64 Illustrationen. S. 33 f. Schmidt & Günther, Leipzig 1904.

der großen Sache im Auge hat, die er verfolgt. Darum setzt er auch, wenn es gilt, selbst sein Leben daran, damit die große Sache, der er sich gewidmet hat, triumphiere. Die Erhabenheit des Zieles treibt ihn unaufhaltsam vorwärts zur Verwirklichung.



VIII. Der Großgeist hat den beharrlichsten Willen.

Goethe, haben wir gehört, war von Natur kein Tatmensch, sondern mehr kontemplativer Art; aber dennoch wirkte er nach verschiedenen Richtungen hin sehr vieles: nicht nur als einer der größten Dichter, sondern auch als Schriftsteller, als Gelehrter und vielbeschäftigter Beamter, so daß ihn Lavater einmal mit den Worten anredete: „Du lieber stiller Großwirker!"

Wie war das möglich? Weil er einen durchaus beharrlichen Willen hatte. Zwar war er nicht immer in derselben Arbeit beharrlich; denn er hat gar manches literarische Werk begonnen, ohne es unmittelbar fortzusetzen und in einem Zuge zu vollenden, sondern er legte es einstweilen als Stückwerk beiseite, weil ihm auf einmal die Lust und Kraft dazu geschwunden war. Aber tätig sein mußte er immer, wenn nicht in dieser, so doch in einer andern Richtung. Müßigsein war ihm ein Greuel. Darum schrieb Wieland von ihm: „Goethe ist immer wirksam, uns alle glücklich zu machen oder glücklich zu erhalten, und selbst nur durch Teilnehmung glücklich . . . . ein großer, edler, herrlicher Mensch".

Und wenn er ein Werk unvollendet weggelegt hatte, kehrte er später, wenn ihm der innere Antrieb wieder kam, zu demselben zurück, um sich um so liebevoller ihm hinzugeben.

Sein konstanter Wille, zu wirken, war die Quelle seiner außerordentlich zahlreichen Werke. In einem Briefe an seine Frau nannte er selbst die Mittel, wie es ihm möglich sei, unter schwierigen Verhältnissen vieles zu erreichen, ohne viel zu handeln: „Ruhe und nachgiebige Beharrlichkeit". Und dem Kanzler Fr. v. Müller gegenüber bemerkte er: „Es gibt nur zwei Wege, ein bedeutendes Ziel zu erreichen: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zur Gegenwirkung auf und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen. Folge aber, beharrliche, strenge, kann auch vom Kleinsten angewendet werden und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst". Ein andermal sagte Goethe von seinen ersten Kämpfen mit den weimarischen Beamten: „Ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten" [1].

Der Großgeist ist unersättlich im Wollen und Wirken. Warum? Weil er eine unerschöpfliche Energiefülle in sich hat, die nach Betätigung verlangt. Er will und wirkt deshalb aus innerem Drange, und einzig das Schaffen im großen Stil kann ihm das Leben erträglich machen. Er muß arbeiten nach dem Gesetze seiner Natur, und nicht arbeiten wäre für ihn dasselbe, wie der Nachtigall sagen, sie solle nicht singen, und der Rose sagen, sie solle nicht duften, und dem Stern sagen, er solle nicht glänzen.

Die zielbewußte, auf das Hohe gerichtete Tätigkeit ist ihm daher nicht wie die banausische Arbeit den Mittel- und Kleingeistern eine Last, sondern eine Lust, nicht eine äußere Notwendigkeit, sondern ein inneres Bedürfnis, nicht eine Sklavenarbeit, sondern ein seliges göttliches Wirken.

---

[1] W. Bode, Goethes bester Rat. S. 42.

Darum preist Vasari am Schlusse seiner Biographie Raffaels denselben, im Gegensatz zu dem düsteren Titanen Michelangelo, als den Sonnenjüngling, der mühelos schafft[1]. Und bei Goethe spricht man gerne von seiner „olympischen Ruhe und Heiterkeit". Dem genialen Menschen wird die Arbeit, die andern mühselig erscheint, gleichsam zu einem Spiel. Denn „das Genie wie das Kind spielt nur mit den Dingen, d. h. es legt ihnen keinen absoluten Wert bei in der Weise, daß es sich vollkommen durch den Wert der Dinge in seinem Tun bestimmen ließe. Für das Genie und für das Kind werden die Dinge nicht zu Idolen, d. h. zu Gegenständen blinder Verehrung. Spiel nennen wir eine Tätigkeit, die an und für sich Vergnügen macht, die also um ihrer selbst willen und nicht um des praktischen Endzwecks willen geschieht. Je mehr dieser praktische Endzweck für sich betont wird, ohne Rücksicht auf die Tätigkeit, die dazu führt, desto unfreier ist diese Tätigkeit, und mit desto größerer Unlust ist sie verknüpft. Je mehr einer z. B. auf den praktischen Nutzen oder die Befriedigung seiner Eitelkeit sieht, die eine Arbeit ihm verschaffen soll, je mehr für ihn dieses rein persönliche Interesse zur Haupttriebfeder wird, desto weniger Interesse hat für ihn die Arbeit selbst, desto mehr wird sie ihm zur Last. Und umgekehrt, je mehr einer eine Arbeit um ihrer selbst willen verrichtet, desto mehr ist er mit Herz und Seele dabei, desto leichter geht sie ihm vonstatten, desto freudiger begrüßt er jede Vervollkommnung seiner Tätigkeit. „Lust und Liebe" nennt Goethe „die Fittiche zu großen Taten"[2]. Und ein andres

---

[1] H. Grimm, Das Leben Raffaels von Urbino. Bd. I, S. VII. Dümmler, Berlin 1872.

[2] Türck, Der geniale Mensch. S. 147 f.

Mal sagt er: „Glücklich ist der, dem sein Geschäft auch zur Puppe wird, der mit demselben zuletzt nur spielt und sich an dem ergötzt, was ihm sein Zustand zur Pflicht macht“ [1].

IX. Der Großgeist hat den produktivsten Willen.

Der Großgeist wirkt sich aus in möglichst vielen und originalen Taten. Dazu drängt ihn sowohl seine unerschöpfliche Energiefülle als auch seine überreich veranlagte Individualität. Er gleicht so der äußeren Natur, die auch fort und fort produziert und dabei immer wieder Neues zu Tage fördert. Denn wenn auch die Naturprodukte mehr oder weniger einander ähnlich sind, so ist doch keines dem andern gleich. Von der Natur gilt in Wahrheit das Wort der Heiligen Schrift: „Siehe, ich mache alles neu“.

In analoger Weise ist das auch bei dem Großgeist der Fall: auch er schafft immer neue, neue Werke, die keine bloßen Fabrikwaren oder mittelmäßige Reproduktionen sind wie die Werke der Durchschnittsmenschen meistens, sondern die alle etwas Eigenartiges, Originales, Charakteristisches und Wertvolles an sich haben. Der Großgeist ist ein Tiefbrunnen, der immer neues, frisches und klares Wasser hervorsprudelt, der unausschöpflich ist, da er im Tiefgrund mit dem absoluten Sein innig zusammenhängt, das ähnlich dem Ozean, unendlich ist, während die Mittel- und Kleingeister nur Zisternen darstellen, die bald ausgeschöpft sind und leicht versiegen.

Anders der Großgeist. Selbst wenn man glaubt: jetzt hat er sein Bestes geleistet, sein höchstes Schaffensziel er-

[1] W. Bode, Goethes bester Rat. S. 65.

reicht, ist an der Grenze seiner Fähigkeiten angelangt, hat seinen Vorrat erschöpft, seine letzte Anstrengung gemacht, sein höchstes Gebot getan — so sieht man ihn gleich nachher, als wäre nichts vorgefallen, unermüdet und unangefochten von der gewaltigen Tat, die er hinter sich hat, frisch, als habe er eine Ruhezeit verlebt, unverdrossen, als gälte es, sich nur erst Name und Ruf zu erringen, eine neue Arbeit vorzunehmen, nachdem er tags zuvor die alte vollendet hat. Was hier G. Brandes von Shakespeare sagt, gilt von jedem Großgeist.

Darum heißt es mit Recht: „Von einem Genie leben tausend gewöhnliche Menschen." Sogar bis ins hohe Alter ist der Großgeist produktiv tätig. So hat z. B. Sophokles erst im Greisenalter sein schönstes Werk, den Ödipus auf Kolonos, gedichtet; so heißt es von Plato, daß er seine wissenschaftliche Tätigkeit bis zu seinem Tode fortsetzte, und in der Tat bezeugen die zwei Dialoge, die er zuletzt geschrieben haben soll, der „Timäus" und „Die Gesetze", die zu den inhaltreichsten Entwicklungen seiner Philosophie gehören, eine noch ungebrochene Geisteskraft. Diesen zwei Beispielen aus alter Zeit stellen wir zwei ganz homogene aus der jüngsten Vergangenheit zur Seite. „Der westöstliche Divan", ein Werk, das die frischesten Gefühle der Jugend atmet, und der zweite Teil des „Faust", der neben so manchem minder Gediegenen doch auch wieder die Spuren höchster poetischer Genialität aufweist, fallen in Goethes Lebensabend, und ebenso hat Schelling, auch darin seinem antiken Vorbild ähnlich, viele seiner tiefsinnigsten Gedanken erst in der Zeit des sinkenden Lebens konzipiert. Die beiden größten Gelehrten ihrer Zeitalter, Leibniz und Alexander von Humboldt, haben bis zuletzt vollgültige Proben einer energischen Geistesarbeit

abgelegt[1]. Desgleichen war Friedrich d. Gr. bis zum Ende seines Lebens tätig, und je näher er sein Ende fühlte, desto rastloser war sein Schaffen, wie er denn auch seinen Kabinettssekretären, als er sie während der letzten Wochen seines Daseins bereits auf morgens 4 Uhr bestellte, sagte: „Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich nützen; sie gehört nicht mir, sondern dem Staate." Zwei Tage vor seinem Hinscheiden vollzog er die letzte Unterschrift. Aber noch ließen ihn die Gedanken an die Staatsgeschäfte nicht los; vom Schlage der Uhr in der Nacht erwachend, fragte er: „Was ist die Glocke? Um 4 Uhr will ich aufstehen." Doch der neu anbrechende Tag — der 17. August 1786 — fand ihn nicht mehr unter den Lebenden. —

Ähnlich unermüdlich tätig bis zum Ende seines Lebens war der Heldenkaiser Wilhelm I., dessen letzte Worte waren: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein." Er starb am 9. März 1888. Ja, immer produktiv zu schaffen bis zum Ende, ist das Lebenselement des hohen Geistes.

Soll ich nun die verschiedenen Tätigkeitsweisen der verschiedenen Arten von Geistern ganz kurz charakterisieren, sage ich: der absolute Geist kreiert, der Großgeist produziert, der hochsinnige Geist protegiert, der Mittelgeist reproduziert, der Klein- und Minimalgeist vegetiert.

Was nun die verschiedene Richtung der Betätigung betrifft, so ist der Großgeist nicht einseitig tätig wie das Talent, das immer nur in einem und demselben eng begrenzten Kreise sich bewegt, sondern er wirkt wie die Sonne nach vielen, nach allen Seiten, überallhin Licht und Kraft in hohem Grade ausstrahlend. Und so bereichert er den

---

[1] J. Huber, Die Idee der Unsterblichkeit. S. 76. München 1864.

Kulturbestand in bedeutender Weise, sei es in intellektueller Beziehung, indem er neue Gedanken, neue Ideen, neue Anschauungen zu dem bisherigen Wissensschatz hinzufügt, sei es auf künstlerischem oder technischem oder staatlichem oder militärischem oder sozialem oder religiös-sittlichem Gebiete. Und dadurch wird er ein gepriesener Wohltäter der Menschheit. Seine herrlichen Werke wirken in derselben fort bis in die fernste Zukunft. Insbesondere ist dies der Fall, wenn er literarisch tätig ist. Darum sagt Napoleon I.: „Die wahren Eroberungen, die einzigen, die keinerlei Reue nach sich ziehen, sind diejenigen, die man über die Unwissenheit gewinnt. Die ehrenwerteste Beschäftigung und zugleich die nützlichste für die Nationen ist diejenige, die auf Erweiterung des menschlichen Ideenkreises ausgeht.“ [1]

Heute noch zehren wir von den Werken des Homer und Sophokles, des Äschylus und Euripides, des Plato und Aristoteles, des Cicero und Seneka usw. So wird der Großgeist eine bedeutende geschichtliche Persönlichkeit. Er studiert nicht bloß Geschichte, sondern er macht sie. Alles Große und menschlich Bedeutsame in der Weltgeschichte sind Schöpfungen des Großgeistes.

Wie außerordentlich Vieles und Gewaltiges wirkte z. B. Alexander d. Gr. in der kurzen Zeit seines Lebens! Er soll aber auch nach Plutarch den Ausspruch getan haben: „Nichts ist sklavischer, als der Üppigkeit zu frönen, nichts königlicher, als tätig und arbeitsam zu sein.“

Wie ungemein vielseitig in seinen Leistungen war ferner Caesar! Er war nicht nur der erste Feldherr seiner Zeit, sondern auch ein eminenter Staatsmann und weitschauender

---

[1] Rob. Rehlen, Worte Napoleons. S. 199. Leipzig 1906.

Gesetzgeber und vermochte, wie O. E. Schmidt in seiner Geschichte des Altertums sagt, „ebenso gut als Rechtsgelehrter, Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Sprachforscher, Mathematiker und Baumeister die meisten, die mit ihm um die Palme rangen, in den Schatten zu stellen."

Noch wunderbarer war die mannigfaltige Tätigkeit und Produktion Napoleons! War er doch nicht nur der größte Feldherr und Staatsmann der Neuzeit, der die meisten und glänzendsten Siege erfocht und eine lange Reihe bedeutender unsterblicher Werke des Friedens schuf [1], sondern auch ein Held des Wortes, ein Schriftsteller großen Stils. „Er hat," sagt der Herausgeber der „Worte Napoleons", „mit seinem ganzen Leben eine tiefe literarische Furche gezogen; das trifft auch zu, wenn er nicht in poetischem oder philologischem Sinne Literatur erzeugt hat. Doch sind nicht bloß seine Jugendwerke, seine Geschichte Korsikas, seine Abhandlung über die menschliche Glückseligkeit, sein Discours de Lyon, sein Souper de Beaucaire als direkte literarische Erzeugnisse, mit denen er sich den Namen eines Schriftstellers erwerben wollte, als Literatur zu rechnen, sondern auch seine Briefe, achtzigtausend an der Zahl, seine Ansprachen und Proklamationen, seine Reden im Staatsrat, seine Bulletins und Diktate, sein Memorial von St. Helena samt den Feldzugsberichten, militärischen und kriegswissenschaftlichen Abhandlungen, ja sogar seine Gespräche auf St. Helena. Dies alles sind indirekte literarische Erzeugnisse, mit denen er nicht bloß auf die Phantasie Frankreichs, sondern auch der übrigen Erde mächtig eingewirkt hat." [2]

---

[1] Siehe die hauptsächlichsten derselben in meinem Buche: „Napoleons I. Lebens- und Charakterbild." Mit 64 Illustrationen. S. 118 ff. Schmidt & Günther, Leipzig 1904.

[2] R. Rehlen, Worte Napoleons. S. 1 f.

Die herausgegebene Korrespondenz Napoleons umfaßt nicht weniger als 32 Bände und ist noch keineswegs vollständig!

Diese erstaunliche Produktivität Napoleons war nur möglich bei unablässiger Tätigkeit. In dieser Beziehung bemerkte er von sich selbst: „Die Arbeit ist mein Element. Ich bin für die Arbeit geboren und gemacht. Ich habe zwar die Grenzen meiner Beine, die meiner Augen kennen gelernt, aber niemals die meiner Tätigkeit.“ [1] Und zu seinem Arzte O'Meara auf St. Helena sagte er: „Ich habe oft 15 Stunden in Staatsgeschäften gearbeitet, ohne einen Augenblick innezuhalten oder Nahrung zu mir zu nehmen. Einmal setzte ich meine Arbeiten drei Tage und drei Nächte fort, ohne mich niederzulegen.“ [2] Ein andres Mal äußerte er sich: „Ich arbeite immer. Ich denke fortwährend über alle möglichen Dinge nach. Wenn ich stets bereit erscheine, auf alles zu antworten, zu allem Stellung zu nehmen, so kommt das daher, daß ich vorher, ehe ich etwas unternahm, darüber lange nachgedacht habe. Ich habe stets alles erwogen, was kommen könnte ... Ich arbeite immer, beim Essen, im Theater, selbst nachts stehe ich plötzlich auf, um zu arbeiten.“ [3]

Wie vielseitig produktiv erwies sich ferner beispielsweise auch der gewaltige Leonardo da Vinci [4], Raffael [5] und Michelangelo, welch letzterer nicht nur einer der größten Bildhauer, Architekt und Maler, sondern

---

[1] Las Cases, Denkwürdigkeiten aus St. Helena. Bd. VI. S. 213.

[2] O' Meara, Napoleon in der Verbannung. Deutsche Ausgabe 1823. Bd. II, S. 7.

[3] Worte Napoleons. S. 198.

[4] A. Rosenberg, Leonardo da Vinci. Bielefeld u. Leipzig 1898.

[5] H. Grimm, Das Leben Raffaels von Urbino. Berlin 1872.

auch ein tief empfindender Dichter war [1]. Pintemonte nannte ihn daher den „Mann mit den vier Seelen", weil er das jüngste Gericht gemalt, den Moses gemeißelt, die Kuppel der Peterskirche gewölbt und Gedichte von wahrhaft Danteschem Geiste geschrieben.

Eminent an schöpferischer Wirksamkeit war nicht minder — um noch ein Beispiel aus der neueren Zeit hervorzuheben — Friedrich d. Gr., der nicht nur bedeutend auf dem Schlachtfelde, sondern auch in den Werken des Friedens war: als Diplomat und Politiker, als Regent und Gesetzgeber, auf künstlerischem und literarischem Gebiete. Die Ursprünglichkeit und die Stärke seiner schriftstellerischen Triebe bekundet sich sowohl in seinen Gedichten als in seinen zahllosen Briefen, seinen philosophischen Abhandlungen, seinen diplomatischen Depeschen, seinen publizistischen Arbeiten, den Staats- und Flugschriften, seinen Berichten aus dem Feldlager, seinen kriegerischen Lehrschriften und in seinen geschichtlichen Werken. Speziell waren die zehn Jahre nach dem zweiten schlesischen Kriege (1746—1756) „die glücklichsten, an schöpferischer Tätigkeit reichsten, an dauernden Wirkungen tief hinab fruchtbarsten seiner Regierung." [2] Sein Geist wirkt heute noch fort in Preußen.

Dadurch nun, daß der Großgeist immer Neues und Originelles bietet, erweckt er fort und fort ein lebhaftes Interesse: seine Reden werden mit Begeisterung gehört, seine Schriften mit größter Spannung gelesen, seine Taten mit Bewunderung betrachtet und besprochen.

Auch selbst nach seinem Tode setzt sich dieses Interesse fort: heute noch spricht und liest man gerne von Napoleon,

---

[1] H. Thode, Michelangelo. Berlin 1902.

[2] W. Wiegand, Friedrich d. Gr. S. 52, 64. 1902.

sonst könnte die Literatur über ihn nicht so groß sein. Ja, diese Literatur wächst sogar von Jahr zu Jahr und bildet für sich allein schon eine ganze Bibliothek. Ähnlich ist es mit Shakespeare, Goethe und Schiller. Ihre Verehrung nimmt nicht ab, sondern zu. Sie sind noch immer hochinteressant. Ja, nach ihrem Tode leben sie sogar mehr als im Leben. Sie sind stets gegenwärtig, stets aktuell. Bei ihnen gibt es kein Nirwana.

Infolge der Neuheit und Ursprünglichkeit seiner Schöpfungen übt der Großgeist auch einen gewaltigen Zauber aus. Denn nur das Neue, das Geistvolle zieht an. Wer dagegen immer nur das Alte bringt und wiederkaut, wird unendlich langweilig und zum Ekel; statt anzuziehen, stößt er ab. Dieses gilt auf allen Gebieten: in der Einzelwissenschaft und der Philosophie, in der Literatur und der Kunst, in der Technik und der Industrie, im Staatsleben und in der Religion. Darum will man heutzutage vom Christentum nichts mehr wissen, weil es eine veraltete Religion sei, der moderne Mensch insbesondere strebt nach immer Neuem, — ein Trieb, dem Richard Wagner in den Worten Ausdruck verlieh: „Neues, meine Freunde, Neues, Neues!“ Und weil er immer Neues geboten, wurde er der Abgott der musikalischen Welt der Gegenwart.

X. Der Großgeist hat den progressivsten und freiesten Willen.

„Der Mensch,“ sagt Reinhold, „muß erfinden, er muß fortschreiten, er muß über die erreichten Stationen hinwegeilen, weil der ruhelose Geist ihn treibt, ein unersättliches Wollen ihm an keiner noch so erhöhten Stelle

Rast gestattet, ihm selbst und andern keine Schonung gönnt, keine Zeit, nur dem Genuß zu leben." [1]

Was hier vom modernen Menschen überhaupt gesagt ist, das gilt ganz besonders vom Großgeist. Die Mittel- und Kleingeister entwickeln sich nur eine Zeitlang, gewöhnlich bis sie die notwendigen Kenntnisse und genügende Routine haben, ihr Amt zu versehen oder ihre Geschäfte zu besorgen. Dann tritt für sie in der Regel ein Stillstand in der Bildung ein: sie sind herzlich froh, nichts mehr lernen zu brauchen. Außer ihrem beruflichen Tageswerk tun sie weiter nichts, als einige Zeitungen lesen, spazieren gehen und die Stammkneipe besuchen. So bewegen sie sich jahrein jahraus in demselben Gleise, auch wenn es noch so ausgefahren ist. Ja, je mehr, desto besser. Von einer Weiterbildung ist bei ihnen keine Rede. Das Merkwürdige nur ist, daß sie sich dabei ganz behaglich finden. Sie haben einfach keinen Sinn für etwas Höheres; sie bleiben immer parterre, immer Plebejer im Geiste. Das ist echt philisterhaft.

Ganz anders wieder die vornehmen Geister und gar der Großgeist: *Dieser schreitet immer fort*, sowohl *in der Selbstkultur oder in seiner persönlichen Geistesbildung, als in seinen Werken.* Er will und schafft nicht nur stets Neues, sondern auch immer *Besseres.* Denn er ist beseelt und erfüllt von dem höchsten Ideal: von dem *Streben nach größtmöglicher Vollkommenheit!*

Das ist der erhabenste Instinkt, den es gibt, und das Charakteristischste des Großgeistes. Wer wirklich von diesem Streben durchdrungen ist und beharrlich alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte anwendet: seine Intelligenz, seinen Cha-

[1] W. *Berdrow*, Seines Glückes Schmied. S. 8. Stuttgart 1907.

rakter, sein Wollen und Handeln, sein Gemüt höher und höher zu bilden, der ist auf dem Wege zum höchsten Ideal und insofern ein werdender Großgeist, wenn er auch keine großartigen Leistungen zu schaffen imstande ist: ein Großgeist in der Idee und Tendenz. Und solch hochstrebende Geister gibt es heutzutage nicht wenige; denn wie die Literatur unsrer Epoche beweist, macht sich gegenwärtig bei vielen ein derartig erhabenes Emporringen zur immer höheren Geisteskultur geltend, wie noch nie, solange die Welt steht. Das ist der größte Ruhm und Stolz der Jetztzeit. Wer sodann auch hervorragende Werke schafft, der ist ein Großgeist in der Wirklichkeit.

So war es z. B. bei Goethe. Der Kern und Stern seines Wesens und Lebens war, wie ich in meinem Buche über ihn im einzelnen nachwies, das Streben nach dem Hohen und Höchsten. Sagt er doch selbst in seinem „Faust", der Krone seiner Werke: „Ich will mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen". Zu diesem Zweck erfüllte ihn, wie er gleichfalls bemerkt, die Begierde, die Pyramide seines Daseins, deren Basis ihm (in seiner Natur) gegeben und begründet war, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen. Da er aber, wie er in seinem „Faust" darstellte, dieses Hohe und Höchste nicht von Anfang an klar erkannte, sondern nur dunkel fühlte, so suchte er es in verschiedenen Dingen zu erreichen: Zunächst im eifrigen Studium der Wissenschaften, dann in der Pflege der Kunst, nicht minder in der praktischen Berufstätigkeit sowie im Kult der Liebe — bis er schließlich in der höchsten Liebe: in der Vereinigung mit dem absoluten Sein, mit Gott, oder in der vollendeten Religion sein wahres Endziel erlangte. Ja, Goethe hat sein ganzes langes Leben hindurch unablässig „strebend sich bemüht", immer vollkommner zu werden

und Vollkommneres zu leisten, und so hatte er den progressivsten Willen: den Willen, immer weiter und höher zu schreiten, das höchste Ideal in seiner Person und in seinen Werken zu verwirklichen. Das ist der Charakter des Großgeistes. Derselbe ist sonach ein Mann des wahren und steten Fortschrittes in der Selbst- und Weltkultur.

Aber doch auch konservativ. Denn der wahre, gesunde Fortschritt muß sich auf einer festen, ursprünglichen Grundlage vollziehen, sonst wird er schwindelhaft, überstürzt sich und schlägt ins Gegenteil um. Und diese feste, ursprüngliche Grundlage ist das durch die Natur der Dinge und des Menschen substanziell Gegebene. Dieses muß bewahrt, dieses muß konserviert werden. Das lehrt uns nicht nur die Vernunft, sondern auch die äußere Natur. Denn indem dieselbe sich entwickelt und fortschreitet, verändert sie dabei nicht das Ganze der Dinge und deren gesetzlichen Beziehungen, sondern deren Substanzen und Grundtypen bleiben immer. So ist also die Natur bei all ihren Veränderungen und fortschreitenden Entwicklungen auch beharrend, erhaltend. Sie ist progressiv und konservativ zugleich.

Das ist das allein Richtige, weil allein Vernünftige und Zweckmäßige. Und da der Großgeist stets der Vernunft und der normalen Natur folgt, ist auch er wie sie sowohl progressiv als konservativ. Wer nur das eine oder nur das andre ist, ist einseitig und darum mangelhaft. Da aber der Großgeist nach dem Vollkommnen strebt und deshalb alle Mängel zu überwinden sucht, gibt er sich keiner Einseitigkeit hin, sondern ist möglichst vielseitig, ja allseitig.

Das zeigt sich auch bei Goethe in der in Rede stehenden Beziehung. Im Vorhergehenden haben wir gehört, daß er sein ganzes Leben lang entschieden dem Kulturfortschritt huldigte, folglich einen sehr progressiven Willen

hatte. Er war also liberal im wahren Sinne des Wortes. Aber er war es nicht einseitig und extrem, sondern zugleich konservativ; denn er pflegte und bewahrte das alte Gute so lange, als er nichts neues Besseres an die Stelle setzen konnte. Hören wir ihn selbst hierüber: „Dumont ist ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen und wie ich es selber bin, und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe. Der wahre Liberale sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken, als er nur immer kann; aber hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebenso viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihm das Bessere zu erreichen Zeit und Umstände begünstigen."[1] Goethe hat also den Gegensatz von Progressismus und Konservatismus harmonisch in sich vereinigt.

Ähnlich Bismarck, sowohl in seinen persönlichen Anschauungen als in seiner Stellung als Minister. In letzterer Eigenschaft bemerkte er im Januar 1881: „Ich habe, seit ich Minister bin, niemals einer Partei angehört, weder der liberalen noch der konservativen; der König war mein einziger Fraktionsgenosse, und meine einzigen Ziele waren Verteidigung der monarchischen Gewalt gegen verfassungswidrigen Parlamentarismus und Herstellung, Kräftigung und Weiterbildung des Deutschen Reiches". Und in den Tagen, wo Bismarck mit der wirtschaftlichen Reform

---

[1] Biedermann, Goethes Gespräche. Bd. VII, S. 200 f.

begann, betonte er: „Ich habe positive praktische Ziele, nach denen ich strebe, und zu denen mir mitunter die Linke, mitunter die Rechte geholfen hat, nach meinem Wunsch aber beide gemeinschaftlich helfen sollten. Wer diese Ziele mit mir erstrebt, ob man sie sofort erringt oder nach jahrelanger gemeinschaftlicher Arbeit ihnen näher kommt und sie schließlich erreicht, darauf kommt es so sehr nicht an. Ich gehe mit jedem, der mit dem geht, was nach meiner Überzeugung das Interesse des Staates und des Landes ist. Die Fraktion, der er angehört, ist mir gleichgültig." [1]

Bismarck war also sowohl progressiv als konservativ, je nachdem es das Staatsinteresse nach seiner Auffassung forderte.

Dasselbe war der Fall bei seinem großen Souverän, dem Heldenkaiser Wilhelm I. und dem dritten großen Mitbegründer des neuen Deutschen Reiches, dem Feldmarschall Grafen Moltke: auch sie haben den in Rede stehenden Gegensatz von Progressismus und Konservatismus harmonisch in sich vereinigt, wie überhaupt in der harmonischen Ausgleichung der Gegensätze das wahre, gute und schöne Leben besteht — sowohl in der Natur als beim Menschen[2].

Diese harmonische Ausgleichung der Gegensätze in sich ist eine hohe Kunst, die spezielle Kunst des Großgeistes. Denn die minderen Geister verstehen, wie die Erfahrung lehrt, diese Kunst nicht, sondern geben sich immer nur der einen oder der andern Seite eines Gegensatzes hin und zeigen sich so durchaus einseitig. Der Großgeist ist erhaben

---

[1] M. Busch, Unser Reichskanzler. Bd. I, S. 215. 1884.

[2] Siehe mein letztes Werk: „Überphilosophie; ein Versuch, die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln." Gebrüder Paetel, Berlin 1907.

über alle Einseitigkeiten: über die Einseitigkeiten in der Philosophie, in der Naturwissenschaft, in der Geschichte, in der Politik, in der Kunst, in der Moral und in der Religion, während die Mittel- und Kleingeister durchaus darin befangen und deshalb unfähig sind, ihn zu beurteilen.

Infolge dieser Erhabenheit ist er zugleich der innerlich freieste Geist. Äußerlich ist wohl auch er gebunden: durch Autoritäten, Behörden, Gesetze, Verhältnisse, Sitten, Herkommen und Traditionen, aber innerlich ist er unabhängig, innerlich ist er sich selbst mit seiner erleuchteten theoretischen und praktischen Vernunft maßgebend, ist er wahrhaft souverän.

So sprach Napoleon, als er in der Gefangenschaft auf St. Helena sich befand, in betreff seines Kerkermeisters, des englischen Admirals Hudson Lowe, als dieser ihn immer mehr drangsalierte: „Mag er doch jeden fortschicken, Schildwachen vor Tür und Fenster stellen und nichts heraufschicken als Brot und Wasser, ich schere mich nicht darum. Ich bin geistig frei. Ich bin gerade so unabhängig, als kommandierte ich eine Armee von 600000 Mann. Dies Herz fühlt sich so frei als zu der Zeit, da ich Europa Gesetze vorschrieb.“ [1]

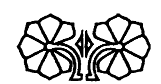
Die gewöhnlichen Menschen dagegen sind nicht nur äußerlich, sondern auch ebenso innerlich durch viele Fesseln gebunden, weil sie keine geistige Selbständigkeit besitzen, und sie besitzen keine, weil ihr Geist zu unentwickelt, zu schwach und klein ist. Je größer dagegen ein Geist ist, desto mehr beruht er auf sich selbst, desto freier und unabhängiger ist er von allem Äußerlichen, mögen dieses Personen oder Sachen oder Verhältnisse sein. Er ruht innerlich

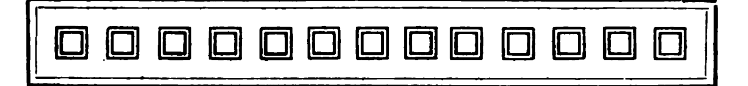
---

[1] R. Rehlen, Worte Napoleons. S. 244.

in letzter Instanz nur auf dem absoluten Grund, auf dem absoluten Sein, auf Gott, der sich ihm in seiner Vernunft und seinem Gewissen offenbart. Von ihm gilt in Wahrheit das Wort der Heiligen Schrift: „Omnis gloria ab intus."

So war es im höchsten Grad bei Jesus. Er war der innerlich freieste von allen, die je auf Erden wandelten. Er stand ganz auf eigenen Füßen. Bei ihm zeigte sich nichts Angelerntes, sondern was er sprach und tat, kam aus ihm selbst. Er lebte von innen heraus, sein eigenes Leben. Er besaß die größte und tiefste Individualität. Allen äußern Autoritäten stand er mit wahrhaft souveräner Selbständigkeit und Freiheit gegenüber. Er kennt nur einen über sich, dem er sich mit ganzer Seele beugt: den Willen Gottes. Und dieser ist ihm nicht etwas Äußerliches, sondern in ihm; er erfüllt sein ganzes Wesen, so daß er sich eins mit ihm fühlt und er sprechen konnte: „Ich und der Vater sind eins".





Dritter Teil.

Der Großgeist in seinem Gemütsleben.

I. Seines Schönheitsempfinden.

Da dem Großgeist nicht nur eine sehr reiche, sondern auch ungewöhnlich feine psychophysische Organisation zukommt, eignet ihm auch ein ungemein erregbares Gefühlsvermögen, sowohl nach der Seite der Lust als des Schmerzes, sowohl in körperlicher als geistiger Beziehung. Die Folge davon ist: wie er für das Wahre und Gute in hohem Grade eingenommen ist, so ist er auch sehr empfänglich für alles Schöne, sei es in Natur oder Kunst, in Körper oder Geist. Er ist daher *ein großer Freund der Musen*. Der Tiefgrund hierfür liegt in seinem höchsten Triebe: in dem lebhaften Streben nach *vollkommener Existenz*, und dazu gehört unstreitig auch die Schönheit, die alles verklärt.

Vor allem erfreut er sich daher eines empfänglichen Sinnes für das *Naturschöne*. Die Natur erscheint ihm wie eine hehre Göttin voll Zauber und Liebreiz. Steht er ja zu ihr in innigster Beziehung, indem er ihr vornehmster Teil ist und stets an ihren Brüsten trinkt. An ihr erfrischt und labt er sich.

Von solchem glühenden Enthusiasmus für die Naturschönheit war z. B. der Philosoph **Giordano Bruno** erfüllt. Desgleichen der tiefsinnige elegische Dichter **Hölderlin**, der von sich sagte:

> Zu mächtig, ach! ihr himmlischen Höhen, zieht
> ihr mich empor; bei Stürmen, am heiteren Tag
> fühl' ich verzehrend euch am Busen
> wechseln, ihr wandelnden Götterkräfte[1].

Von Jugend auf fühlte er sich durchdrungen von jenem innigen, dichtenden Naturgefühl, das — ein altes Erbteil der Deutschen — in ihm gleichsam seinen Priester und Seher finden sollte; denn das ganze „innere, glühende, heilige Leben der Natur" faßte er in sein Herz. Die Welt um ihn her und der Himmel „ruhten in seiner Seele wie die Gestalt einer Geliebten".[2]

Auch **Goethe** war bekanntlich ein hochbegeisterter Naturverehrer. In der Natur zu leben, sie zu genießen, sie zu beobachten und zu erforschen, war ihm eine erhebende Lust. Wie glücklich fühlte er sich daher in seinem idyllisch gelegenen Garten bei Weimar, dessen schöne Bäume er selbst gepflanzt hatte! Und wie gehoben war seine Stimmung im majestätischen Alpengebirge! — Ja, so gewaltig sein Streben nach Kultur war, so mächtig war seine Liebe zur Natur. Darum sind auch seine Dichtungen so natürlich, so wahr, so vollendet, insbesondere die Krone seiner Werke, „Der Faust", in dem er sich selbst verewigt hat. Wie tief und innig prägt er darin sein Schönheitsgefühl für die Natur aus! Wie möchte er aufgehen im Schauen der äußeren Herrlichkeit der Welt! Wie durstig trinken seine Augen auf dem

---

[1] Hölderlins Werke, I, 39.

[2] A. **Wilbrandt**, Friedrich Hölderlin, Fritz Reuter. S. 3 ff. Ehlermann, Dresden 1890.

Spaziergang mit Wagner das Licht der untergehenden Sonne, die mit ihrem goldenen Schimmer die ganze Gegend überstrahlt und verklärt! Flügel wünscht er sich, die ihn der Sonne nachtragen, um all die Herrlichkeit in sich aufzunehmen, die ihr Licht hervorzaubert:

Betrachte, wie in Abendsonnenglut
die grün umgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh im ewigen Abendstrahl
die stille Welt zu meinen Füßen,
entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Tal,
den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
allein der neue Trieb erwacht,
ich eile fort, ihr ewiges Licht zu trinken,
vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
den Himmel über mir und unter mir die Wellen,
ein schöner Traum, indessen sie entweicht!

Ähnlich tief wie bei Goethe war das ästhetische Empfinden der Naturschönheit bei Byron. Was für Shakespeare der „Hamlet", für Goethe der „Faust", das war für Byron der „Manfred": in ihm hat er seinen eigenen tiefempfindenden, stürmisch bewegten, hochstrebenden genialen Geist wiedergegeben. Auf einem der höchsten Alpenberge stehend, ruft er mit Manfred wonnetrunken aus: „Wie schön, wie wundervoll ist die so ganze sichtbare Welt! Wie herrlich an sich selbst und wenn sie geht!"

Und welche Ergriffenheit, welche Bewunderung atmen seine Worte an die scheidende Sonne, die zum letztenmal für ihn untergeht:

Du herrlichstes Gestirn!
Du Gott des Einst, der starken Menschenrasse,
die niemals krankt, die Riesensöhne, die
der Engel Ehe mit Geschöpf entsprangen,
das schöner noch als sie, doch durch die Geister,
die finsteren, von seiner Höhe sank.
Du herrliches Gestirn, das man verehrte,
ehe das Geheimnis deines Werdens sich
enthüllt. Du früh'ster Bote des Allmächt'gen,
der einst die Herzen der Chaldäer Hirten
auf ihrer Berge Gipfel so erfreut,
daß in Gebet ihr Inn'res sie ergossen.
Greifbarer Gott, Vertreter des Verborg'nen,
der dich zu seinem Schatten auserkor,
du Kern und Häuptling vieler andern Sterne,
der du erträglich unsere Erde machst
Und Herz und Farbe aller derer kräftigst,
die unter deinen warmen Strahlen wallen.
Du Fürst der Jahreszeiten, Herr der Zonen
und derer, die in ihrem Umkreis wohnen!
Auch unser Innres trägt ein Mal von dir,
wie's unser Äuß'res trägt. Du steigst empor,
ich schau dich nimmer. Wie mein erster Blick
der Liebe einst, des Staunens dir gehörte,
so nimm den letzten. Keinem wirst du strahlen,
dem unheilvoller das Geschenk des Lebens,
der Wärme ward. — Sie ist hinab. — Ich folge. —

Doch nicht nur bei feurigen, phantasiereichen Dichtergenien zeigt sich hohe Begeisterung für die Schönheiten der Welt, auch selbst bei solchen, bei denen man es nicht leicht erwartet, wie z. B. bei dem eisernen Kanzler Bismarck war der Sinn für die Natur und ihre Reize sehr entwickelt.

Er selbst sagte von sich: „er sei ein Naturschwärmer, er liebe das Meer wie eine Geliebte. Aber es ist mehr als das: er weiß, was er sieht und empfindet, auch in charakteristischen Bildern von fesselndem Reize wiederzugeben, die warm gefühlt, zuweilen wie kleine lyrische Gedichte wirken. Einer von den Gründen, weshalb er den Sommer und Herbst in Varzin oder Friedrichsruh und nicht auf seinem Stammgute Schönhausen zu verleben pflegt, wohin er sich doch sonst auf seinen Kreuz- und Querfahrten im Norden und Süden wie Odysseus nach der heimatlichen Burg zurücksehnte, liegt ohne Zweifel darin, daß er dort den Wald dicht am Hause hat, während er hier fast eine Stunde gehen muß, bevor er vom Gutshofe nach dem Holze gelangt. Als man schon während seines Aufenthaltes in Frankfurt daran dachte, ihn zum Minister zu ernennen, äußerte er gegen einen Bekannten, daß er erst zehn Jahre Gesandter, dann ebenso lange Minister sein, darauf aber sein Leben als Landedelmann beschließen möchte. Im August 1863 schrieb er seiner Frau: ‚Ich wollte, eine Intrigue setzte ein andres Ministerium durch, daß ich mit Ehren diesem ununterbrochenen Tintenstrom den Rücken drehen und still auf dem Lande leben könnte. Die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich, es ist kein Leben für einen rechtschaffenen Landedelmann.‘ Wiederholt sprach er während des Feldzuges in Frankreich und später bis in das Jahr 1883 hinein seine Sehnsucht nach solcher Zurückgezogenheit in unzweideutigster Weise aus, indem er betonte, daß ihn nur der Umstand abhalte, sie zu befriedigen, daß er den greisen Kaiser nicht im Stiche lassen dürfe.“ [1]

Und weil er für das Naturschöne einen so lebhaften

---

[1] M. Busch, Unser Reichskanzler. Bd. II, S. 411 f. Leipzig 1884.

Sinn hatte, wußte er auch höchst anschaulich, farbig und stimmungsvoll, oft mit wenigen Strichen, die Landschaften, die er besuchte, zu schildern, so daß man ihn einen vorzüglichen Naturmaler nennen kann. Das beweisen seine Briefe an seine Gemahlin. Besonders hatte er eine große Vorliebe für die See. Von dieser sagt er in einem Briefe aus dem August 1853, den er aus Brüssel schrieb: „Ich habe Ostende mit Bedauern verlassen und bin heute voller Sehnsucht dahin; ich habe dort eine alte Geliebte wiedergefunden, und zwar so unverändert und so reizend wie bei unsrer ersten Bekanntschaft. Die Trennung empfinde ich gerade in dieser Stunde schwer und sehe mit Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo ich mich bei dem Wiedersehen in Norderney wieder an ihre wogende Brust werfen kann. Ich begreife eigentlich kaum, wie man nicht immer an der See wohnen kann, und warum ich mich habe überreden lassen, zwei Tage in diesem geradlinigen Steinhaufen hier zuzubringen.“ [1]

Wie Bismarck so war nicht minder Moltke ein großer Freund der Natur und ihrer Schönheiten. Er hielt sich deshalb am liebsten auf seinem Gute in Creisau auf, wo er auch seine letzte Ruhestätte fand. Seine Hauptfreude war hier die Anlage und Pflege des Parkes; „sie war der einzige Luxus, den er sich jemals gestattet hat, und der entsprang aus seinem nach Betätigung strebenden Schönheitsgefühl. Wie er sich jetzt dem Auge zeigt, ist dieser Park von seinen ersten Anfängen an das eigenste Werk des Feldmarschalls. Jeder Weg ist von ihm entworfen und abgesteckt. Tagelang ging er mit der Bussole umher, um die richtige Steigung zu ermitteln, oder arbeitete sich durch Gestrüpp und Busch-

---

[1] Busch a. a. O. S. 418.

werk, um die Punkte festzulegen, die der Weg berühren sollte. Fast jeder Baum, jede Gruppe ist nach seiner besonderen Anweisung gepflanzt; fast keiner der jetzt schon großen Bäume, der nicht als Setzling von ihm beschnitten worden wäre.

Wie immer im Leben mit den gegebenen Mitteln rechnend, fügte er auch diese Anlage den großen Zügen ein, die er im Gelände vorfand. Dem Flußlaufe folgend, schuf er sumpfige Niederungen in breite sonnige Wiesenflächen um, wohl darauf bedacht, daß diese, nun das Auge ergötzend, gleichzeitig einen gesteigerten Ertrag an gutem Heu liefern. Die schon vorhandenen alten Eichen, die verloren im Gestrüpp standen, legte er frei und faßte sie in den Plan des Ganzen. Tausende junger Bäume ließ er pflanzen, die, rasch heranwachsend, die freigelassenen Fernblicke wie ein lebendiger Rahmen umschließen; mit großer Sorgfalt fügte er die Gruppen nach Form und Farbe zu harmonischer Wirkung.

Jahr um Jahr führte er die Anlagen weiter, immer an das anknüpfend, was vorher geschaffen war, und jetzt erstreckt das Ganze sich vom Wohnhause bis zu jenem Hügel, von dem herab das Kreuz der Gruftkapelle blitzt. So knüpfte er die Wohnung der Lebenden an die Ruhestätte der Toten, für seine Nachkommen den Weg verschönend, der von der einen zur andern führte ... Stets legte er selbst Hand an, und oft setzte er seine Angehörigen in Besorgnis, wenn die Stunde des Mittagessens schlug und er nicht heimkehrte. Dann fand man ihn wohl nach langem Suchen im Gebüsch vergraben, oft ganz erschöpft von Hitze und Sonnenbrand, alles um sich vergessend in mühesamer Tätigkeit. Oder er saß, ausruhend, auf seinem Lieblingsplatze, einer Holzbank unter mächtiger Eiche, von wo sich die schönste

Aussicht auf das Eulengebirge bietet. Da blickte er still sinnend in den Frieden der Natur hinaus. Vor ihm breiteten sich die Parkwiesen, begrenzt von der Peile, die leise murmelnd dahinfließt, zur Rechten eingefaßt von hoher Tannenwand, während links das Auge frei hinüberschweift bis zum fernen Gebirge. Die Zweige der Eiche breiten ihr Schattendach über den Rastenden, und auf der grünen Fläche spielt der Sonnenschein. Lässig sitzt er da, etwas zurückgelehnt wie ein von der Arbeit müder Mann. Eine vornehme Grazie aber liegt über der ganzen Erscheinung. Das eine Bein ist über das andre geschlagen, die schlanken Hände halten über dem Knie gekreuzt ein rotseidenes Taschentuch; der langschößige schwarze Rock ist bestaubt, die Krawatte verschoben, der breitkrempige graue Filzhut zerdrückt; aber nicht auf diese Äußerlichkeiten richtet sich die Aufmerksamkeit des Herantretenden. Sie wird gefesselt von dem feingeschnittenen Profil des geistvollen Kopfes, das sich scharf von dem dunklen Hintergrund der Tannen abhebt, und von dem klaren Blick der wunderbaren hellgrauen Augen, in deren Glanz etwas liegt von dem Blitz des geschliffenen Edelsteins." [1]

Ja, das war Moltke: einer der schönsten Edelsteine des deutschen Volkes. —

Aber nicht nur für das Natur-, sondern auch für das Kunstschöne hat der Großgeist einen lebhaften Sinn. Selbst wenn er kein ausübender Künstler ist, ist er wenigstens ein großer Kunstfreund. Denn wie der Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn, so ist der Schönheitssinn in ihm mächtig und heischt Befriedigung. Das Schöne übt daher auf ihn einen

---

[1] Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke. Bd. I, S. 244 f.

gewaltigen Zauber, während das Häßliche ihn abstößt. So war z. B. Perikles, der geniale Staatsmann und Feldherr, obschon die Hauptrichtung seines Geistes auf das Praktische ging, dennoch für das Schöne so eingenommen, daß er einer der größten Förderer der Künste wurde; ihm hauptsächlich verdankte Athen seine künstlerische Größe.

Ähnlich Cosimo und Lorenzo de' Medici, die, wiewohl von Haus aus durch und durch praktische Geschäftsleute und Politiker, doch die gerühmtesten Kunstmäzenaten in Florenz wurden.

Sogar Napoleon I., der gewaltigste Tatenmensch und Großrealist, hatte nicht wenig künstlerischen Sinn. Zwar übte er selbst keine Kunst aus — außer der Kriegskunst, die er freilich am besten verstand —, aber er besaß ein merkwürdiges natürliches Kunstverständnis, so daß er sogar Goethe, dem er bekanntlich auf dem Fürstenkongreß in Erfurt am 2. Oktober 1808 eine längere Audienz gewährte, in Erstaunen versetzte. Letzterer bemerkte später darüber: Napoleon habe „sehr bedeutende Bemerkungen über das Drama" gemacht. Von Voltaires „Mahomet" habe er gesagt, das sei kein gutes Stück, da es unpassend sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung macht. Sein (Goethes) eigenes Jugendwerk „Werthers Leiden" habe Napoleon sogar siebenmal gelesen und ihm ein ganz treffendes Urteil darüber abgegeben; nur den Schluß desselben habe er nicht gebilligt, da in ihm eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe vorkomme; das sei nicht naturgemäß und schwäche bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gemacht. Goethe gab die Richtigkeit dieser ästhetisch-kritischen Äußerung Napoleons zu und gestand, es habe ihm

noch niemand diese Bemerkung gemacht und noch niemand ihm so imponiert wie Napoleon [1].

Übrigens ist der wahre Großgeist wenigstens in einer Beziehung auch ausübender Künstler, nämlich in der höchsten Kunst, in der Lebenskunst. Freilich der eine mehr, der andre weniger. Diese Kunst besteht im allgemeinen darin, unser Leben sowohl nach innen als nach außen harmonisch zu gestalten, um es für uns und unsre Mitmenschen möglichst schön und wertvoll zu machen. Nach innen: durch fortgesetzte Ausbildung und Anwendung unsrer guten Anlagen, nach außen: durch große Menschenfreundlichkeit, um mit dem Nächsten in Frieden zu leben und auch seine Kultur zu fördern. Zu diesem Zwecke muß man ein ethischer Künstler sein [2].

II. Hohes Selbstgefühl.

Je höher ein Wesen in seinem inneren Werte und seiner Bedeutung steht, desto größer ist sein Selbstgefühl. Das ist kein Hochmut, sondern berechtigter Stolz. Hochmut ist Selbstüberschätzung, berechtigter Stolz dagegen Selbstrichtigschätzung, verbunden mit dem Bewußtsein seines wahren höheren Wertes. Wer keinen höheren Wert besitzt als die große Masse, der hat kein Recht zum Stolz; denn worauf soll er stolz sein, wenn er sich durch nichts aus-

[1] Näheres in meinem Buch: Goethes Lebens- und Charakterbild. Mit 8 Abbildungen. S. 43 ff. Leipzig 1905.

[2] Ausführliches über die Lebenskunst in meinem Werk „Überphilosophie". S 231 ff. Gebrüder Paetel, Berlin 1907.

zeichnet? Je höher aber der innere Wert eines Menschen ist, je mehr er Tüchtiges geleistet hat, desto höher ist sein Selbstgefühl oder sein Persönlichkeitsempfinden und desto berechtigter sein Stolz.

Das bestätigt die Geschichte der großen Persönlichkeiten: sie hatten und haben alle ein bedeutendes Selbstgefühl, und das mit Recht: weil sie eben bedeutend waren oder sind und dieses auch wohl wissen. Darum sagt Schopenhauer: „Daß einer ein großer Geist sein könnte, ohne etwas davon zu merken, ist eine Absurdität, welche nur die trostlose Unfähigkeit sich einreden kann, damit sie das Gefühl der eigenen Nichtigkeit auch für Bescheidenheit halten könnte.“[1] Das starke Selbstgefühl der hervorragenden Geister entspricht also der Wirklichkeit und ist daher begründet und berechtigt.

Das größte Selbstbewußtsein besaß Napoleon I.; denn er fühlte sich sehr erhaben über die andern Menschen. Schon als junger Artillerieleutnant hatte er dieses Gefühl, wie aus seinen ehemaligen Tagebuchaufzeichnungen sich zeigt, indem er schrieb: „Mein Dasein ist mir zur Last, weil die Menschen, mit denen ich lebe und voraussichtlich immer leben muß, so ganz anders geartet sind als ich, ungefähr wie der Glanz des Mondes sich von dem der Sonne unterscheidet.“

Und dieses sein gewaltiges Selbstgefühl steigerte sich natürlich bei ihm noch bedeutend mit seinen großartigen militärischen und politischen Erfolgen, so daß er eines Tages zu seiner Gemahlin Josephine sprach: „Ich bin ganz anders als die andern Menschen.“ Und die Gräfin Remusat, die als Palastdame der Kaiserin jahrelang Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten, schrieb von ihm: „So wie er hat wohl

---

[1] Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. II.

kaum jemals ein sterblicher Mensch das Bewußtsein der Hoheit und Macht empfunden.“ [1]

Ein sehr starkes Selbstgefühl und dementsprechende Ehrliebe hatte auch der große Florentiner Dante, von dem sein Biograph Boccaccio sagt: „Er schätzte sich selbst sehr hoch und wußte gar wohl, was er galt.“ [2]

Dante ward, nachdem die Partei der kaiserlich gesinnten Ghibellinen, zu der er gehörte, der welfischen Gegenpartei unterlegen war, aus seiner Vaterstadt verbannt und blieb es jahrelang. Endlich gewannen wieder die Ghibellinen die Oberhand, und an die Spitze von Florenz trat Dantes Freund, der Graf Guido da Battifolle. Die Folge davon war, daß bald nach seinem Regierungsantritt den verbannten Florentinern Amnestie gewährt wurde, freilich unter erschwerenden Bedingungen. Am Feste des Stadtheiligen, Johannes des Täufers, zogen die Amnestierten, brennende Kerzen in der Hand, hinter dem Bilde des Heiligen einher und wurden so demselben „dargebracht“, nachdem sie eine Summe Geldes gezahlt hatten. Ein Neffe Dantes und seine übrigen Freunde drangen in ihn, von dieser Amnestie Gebrauch zu machen; ein dem Dichter anverwandter Ordensgeistlicher übernahm die Vermittlung. Doch dieser wollte unter solch entehrender Bedingung nicht nach Florenz zurückkehren und antwortete in einem Schreiben im Jahre 1316 oder anfangs 1317 an denselben, aus dem die ganze Seelengröße des Verbannten spricht. Es lautet: „Aus Euerm mit schuldiger Ehrfurcht und Zuneigung empfangenen Briefe habe ich dankbar und mit genauer Überlegung ersehen, wie

---

[1] Remusat, Napoleon I. und sein Hof. Deutsch von A. Ebeling. Bd. III, S. 298. 1882.

[2] Boccacio, Vita di Dante. Venezia. p. 38.

sehr Euch meine Rückkehr in die Vaterstadt am Herzen liegt. Ihr verpflichtet mich dadurch um so mehr, je seltener es Verbannten widerfährt, Freunde zu finden. Indem ich nun auf den Inhalt Antwort gebe, bitte ich inständig, daß, sollte sie nicht so ausfallen, wie der Kleinmut gewisser Leute es wünscht, Ihr sie wohl erwägen möchtet, bevor Ihr richtet.

Das ist es also, was mir durch die Briefe Eures und meines Neffen sowie andrer Freunde hinsichtlich der kürzlich in Florenz beschlossenen Begnadigung der Verbannten mitgeteilt wird, daß, wenn ich eine gewisse Geldsumme zahlen und die Schmach der Darbringung dulden wolle, ich Verzeihung erlangen und sofort zurückkehren könne! Bei diesem Vorschlage, mein Vater, um die Wahrheit zu sagen, sind zwei Dinge, worüber man lachen sollte, übel geraten, von jenen nämlich, welche solches geschrieben haben; denn Euer Schreiben, verständiger und bedächtiger abgefaßt, enthält nichts von dergleichen Dingen. Das also wäre die ruhmvolle Zurückberufung, durch welche Dante seiner Vaterstadt wiedergegeben wird, nachdem er nahezu durch drei Lustren die Verbannung geduldet hat! Hat denn seine Unschuld, die vor aller Augen liegt, das verdient? Hat der Schweiß und die fortgesetzte Mühe, die er auf das Studium verwendet, das verdient? Ferne sei von einem Manne, der mit der Philosophie vertraut ist, eine so unbesonnene und irdisch gesinnte Niedrigkeit des Herzens, daß er wie ein Gefesselter, einem Ciolo oder andern Ehrlosen ähnlich, sich darbringen ließe! Ferne sei es von einem Manne, welcher Gerechtigkeit verkündigt, daß er, der Unrecht erduldet, denen, die ihm das Unrecht zufügten, sein Geld bezahle, als wären sie seine Wohltäter gewesen! Das ist nicht der Weg, in die Vaterstadt zurückzukehren, mein Vater. Wenn aber ein andrer Weg durch Euch oder mit der Zeit durch andre ge-

funden wird, dem Ruf und der Ehre Dantes keinen Eintrag tut, dann werde ich nicht säumen, ihn zu betreten. Gibt es aber keinen solchen, auf dem man in Florenz einziehen kann, dann werde ich niemals in Florenz einziehen. Und warum nicht? Werde ich denn nicht überall den Glanz der Sonne und Sterne erblicken? Werde ich denn nicht den süßesten Wahrheiten überall unter dem Himmel nachforschen können, ohne zuvor dem Volke und der Gemeinde von Florenz gegenüber mich als ruhm- und ehrlos gezeigt zu haben? Und auch das Brot wird mir nicht fehlen."[1]

Dante kehrte nicht in die Heimat zurück, sondern starb in der Verbannung zu Ravenna am 14. September 1321.

Von ähnlichem edlen Stolze wie er war sein noch größerer Landsmann Michelangelo, der sein bedeutendes Selbstbewußtsein insbesondere gegenüber dem Papste Julius II., der selbst bekanntlich ein sehr leidenschaftlicher, heftiger Charakter war, bekundet. Da stießen zwei gewaltige Energien aufeinander, und es kam im Jahre 1506 zwischen beiden zum Bruch. Die Geschichte war folgende: Julius II. hatte Michelangelo die Ausführung seines Denkmals übertragen, ließ aber, kaum daß der Meister zu arbeiten begonnen, den Plan fallen, um Bramantes Unternehmen des Neubaues der Peterskirche zu befördern. Die Art, wie die Dinge zu einer plötzlichen Entscheidung gelangten, schildert Michelangelo selbst: „Da ich den Papst drängte, so viel wie möglich die Sache zu betreiben, ließ er mich eines Morgens, als ich ihn in dieser Angelegenheit sprechen wollte, durch einen Reitknecht fortschicken. Der Bischof von Lucca, der dies sah, sagte zu dem Reitknecht: ‚Ihr kennt wohl

[1] Hettinger, Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. 2. Aufl., S. 34. Herder, Freiburg Br. 1889.

diesen nicht?‘ Der Reitknecht sagte zu mir: ‚Verzeiht mir, Herr, aber ich habe Auftrag, so zu handeln.‘ Ich ging nach Hause und schrieb folgendes an den Papst: ‚Heiliger Vater, ich bin heute morgen im Auftrag Eurer Herrlichkeit aus dem Palast gejagt worden; infolgedessen tue ich Euch zu wissen, daß Ihr mich von jetzt an, falls Ihr mich wollt, anderswo als in Rom suchen könnt.‘

Ich sandte diesen Brief an den Marschall Messer Agostino, daß er ihn dem Papste gäbe; und zu Hause rief ich einen Zimmermann Cosimo, der bei mir wohnte und die Geräte für mein Haus machte, und einen Steinmetz, der heute noch am Leben ist und auch bei mir wohnte, und sagte ihnen: ‚Sucht einen Juden und verkauft, was in meinem Hause ist und kommt nach Florenz!‘ — Und ich ging und stieg in die Post und fuhr fort nach Florenz zu. Der Papst, der meinen Brief erhalten hatte, sandte mir fünf Reiter nach, die mich ungefähr um 3 Uhr nachts in Poggibonsi erreichten und mir vom Papste einen Brief übergaben, welcher sagte: ‚Sofort nach Empfang dieses hast Du, unter Strafe unsrer Ungnade, nach Rom zurückzukehren.‘ Die Reiter wollten eine Antwort von mir, zum Zeichen, daß sie mich gefunden. Ich erwiderte dem Papste, daß ich zurückkehren würde, sobald er aufrecht erhielte, wozu er sich mir verpflichtet, andernfalls solle er nicht hoffen, mich je wieder zu haben. Während ich in Florenz war, sandte Julius drei Breven an die Signoria. Nach Empfang des letzten sandte die Signoria zu mir und sagte: ‚Du hast dem Papst ein Stücklein aufgespielt, wie es der König von Frankreich nicht getan hätte. (So bei Condivi.) Wir wollen nicht deinetwegen in Krieg mit Papst Julius geraten: so ist es notwendig, daß du zu ihm gehest, und willst du zu ihm zurückkehren, so werden wir dir Briefe von solchem Gewicht

geben, daß jedes Unrecht, welches er dir antäte, dieser Signoria geschehe.' — Und so taten sie, und ich kehrte zu dem Papste zurück." [1]

So verhält sich ein Großgeist auch der höchsten Autorität gegenüber.

Ein andres Mal war es der Künstler, der einem Konflikt mit dem Papst vorbeugte. Eines Tages nämlich fragte Julius II. den Michelangelo, wann er die Malerei in der Sixtinischen Kapelle fertig machen werde, worauf dieser antwortete: „Wann ich kann". Der Papst geriet darüber so in Heftigkeit, daß er ausrief: „Wann ich kann? — Du hast wohl Lust, daß ich dich von diesem Gerüste herabwerfen lasse?" Michelangelo aber sprach darauf ruhig: „Herabwerfen wirst du mich nicht lassen", und als der Papst fort war, ließ er das Gerüst auseinander nehmen und deckte das Werk auf am Allerheiligentage.

Nicht wenig hat solch stolzes und selbstbewußtes Auftreten dazu beigetragen, binnen kurzem dem Künstler eine Stellung in Rom, ja in ganz Italien zu sichern, wie sie vor ihm kein zweiter innegehabt. Gleich Julius II. haben Leo X. und Clemens VII. erfahren, daß dieser Mann, der einmal zu Vasari sagte: „Diejenigen, welche frühzeitig beginnen, sich zu Packeseln der Fürsten zu machen, für die ist bis über den Tod hinaus der Sack bereit gehalten" (Vasari, lettere S. 310), anders als alle sonstigen Untergebenen behandelt sein wollte und gelernt, ihm zu begegnen, wie seine Würde es verlangte, und ihrem Beispiele sind die hohen Würdenträger der Kirche und die Fürsten gefolgt. [2]

---

[1] Michelangelo, Lettere, S. 493; H. Thode a. a. O. Bd. I, S. 107.

[2] H. Thode a. a. O. I, 109 f.

diesen Herr Ha· ic

Ein hohes Selbst- und Ehrgefühl besaß — um noch ein Beispiel anzuführen — nicht minder Beethoven, von dem es heißt: „Beethoven fühlte sich vornehm durch jene Kraft, die die Natur in ihn gelegt und die er mit seines ganzen Lebens Arbeit und Treue ausgebildet hatte, für den ihm vor andern verliehenen Beruf. Gerade die niedrigen Verhältnisse, in denen er aufgewachsen, hatten Selbstgefühl und Gleichgültigkeit gegen die ihm versagte Gunst der Verhältnisse geschärft. Ohne diesen unabhängigen Sinn hätte er auch als Künstler nicht vollführen können, was eben ihm zu vollführen oblag: dem Geist in der Kunst ein neues freies Reich zu gründen. Rang und Reichtum, bezeugt sein Freund Schindler, blieben ihm von Jugend an ganz gleichgültige Dinge, Zufälligkeiten, für die er keine besondere Achtung hatte; daher er in dem Menschen nur den Menschen erkennen und ehren wollte. Es war also sehr natürlich, daß in seiner Achtung der Fürst auf gleicher Stufe mit dem Bürger stand, und er hielt dafür, daß nur der Geist, das Göttliche im Menschen, nach seiner Potenz über allem Materiellen und Zufälligen emporrage und eine unmittelbare Gabe des Schöpfers sei, bestimmt, andern als Leuchte voranzugehen.“ [1] —

Der Großgeist dürstet nicht nach äußeren Ehren und Würden; denn er weiß, daß viele Mittel- und Kleingeister trotz ihrer Minderwertigkeit dieselben gleichfalls in Hülle und Fülle von amtlich Hochstehenden empfangen, und er weiß auch, daß es viel vorzüglicher ist, geistig hochzustehen als amtlich. Darum geizt er nicht nach äußeren Auszeichnungen; aber er nimmt sie an, wenn sie ihm in

[1] A. B. Marx, Ludwig van Beethoven. Bd. I, S. 139. Berlin 1859.

passender Weise zuteil werden, als etwas ihm Gebührendes, ohne sich darüber zu exaltieren, und er erwartet von den Hochstehenden einer seiner geistigen Größe entsprechende würdige Behandlung, wie wir schon bei Michelangelo dem Papste Julius II. gegenüber gesehen, und wie es auch Beethoven in seinem Leben bekundet hat: „In Berlin hatte er 1797 zwei Sonaten für Piano und Violoncell, Op. 5, vor Friedrich Wilhelm II. vorgetragen; die zweite aus G-Moll (die erste steht in G-Dur) ist neben allen späteren Kompositionen bedeutend durch energische Führung und einheitvolle Haltung ihres jugendlich nach schmerzhafter Aufregung hinneigenden Charakters. Beim Abschied vom Hofe hatte der König ihm eine goldene Dose, mit Friedrichsdoren gefüllt, überreichen lassen. Noch lange nachher erzählte Beethoven mit Wohlgefallen, daß es keine gewöhnliche Dose gewesen, sondern eine solche, wie sie den Gesandten gegeben wurde. — Widerwärtig mußte daher Beethoven durch den herkömmlichen Adelstik in einer alten Gräfin berührt werden, die, als Louis Ferdinand nach Wien kam, dem Prinzen zu Ehren eine Assemblée gab, und weil doch Hoheit eine faible hatten für Musik und allerlei Künstlervolk, Musik machen ließ und auch den Herrn Beethoven dazu einlud. Nach der Musik kam dann das Souper, und da wurde für den Prinzen und einige vom hohen Adel eine besondere Tafel serviert. Dies gewahr werden, auffahren, während alles sich zurechtsetzt, sich in derben Ausfällen gegen die alte Närrin ergießen, den Hut nehmen und fortgehen: das folgte bei Beethoven wie Blitz und Donner. Der Prinz, der Beethovens Bedeutung vollkommen erkannt, fühlte mit ihm. Er verstand, ihm Genugtuung für die Kränkung zu geben, deren unschuldiger Anlaß er gewesen, veranstaltete ein paar Tage darauf ein feierliches

Diner, wozu er einen Teil der Abendgesellschaft und jene Gräfin Etikette bat, und wies an der Tafel Beethoven auf der einen, der alten Dame auf der andern Seite den Platz neben sich an.“ [1]

Indes bei allem Selbstbewußtsein und gerechtem Stolz ist der Großgeist doch auch wahrhaft demütig. Denn er bleibt sich stets seiner Relativität bewußt. Er weiß, daß er trotz seines reichen Wissens das Meiste nicht weiß, daß er trotz seiner tiefen Einsichten das innerste Wesen der Dinge nicht erfaßt; daß sein Wissen nur ein Stückwerk ist und daß er nie ein absolutes Wissen oder ein absolutes Sein erlangen werde. Ja, man kann reich, sehr reich am Geiste und doch arm im Geiste sein — diese letzteren hat Christus selig gepriesen –, d. h. bei all seinem Wissensreichtum kann man das Bewußtsein in sich tragen, daß man von dem unendlichen Wahrheitsbereich relativ nur ein kleines Gebiet geistig okkupiert habe. Und jeder wahrhaft große Geist ist sich dieses bewußt und infolgedessen demütig. Ja, er ist sogar demütiger als sehr viele Mittel- und Kleingeister, die bei all ihrer Kleingeisterei wunder meinen, was sie wüßten.

Hier ist uns wieder der Altmeister Goethe ein treffliches Beispiel: er trug in sich die Überzeugung, daß der ungewöhnlich reiche Schatz von guten Anlagen und Fähigkeiten, der ihm zu teil geworden, eine Gabe Gottes und der Natur sei, die er gehörig zu verwalten habe, und darum blieb er im Herzen „demütig“ — „wie alle großen Männer, die er kannte“, wie er in einem Briefe an Lavater schrieb [2].

Und im Jahre 1827, also gegen das Ende seines Lebens, sprach er zu seinen Freunden: „Die Alten sind auf jedem Gebiete der heiligen Kunst unerreichbar. Sehen Sie, meine

[1] A. B. Marx a. a. O. I, 142.

[2] Riemer, Mitteilungen über Goethe. Bd. I, S. 51. 1841.

Herren, ich glaube auch etwas geleistet zu haben, aber gegen einen der großen attischen Dichter, wie Äschylos und Sophokles, bin ich doch gar nichts." [1]

Aber nicht nur in intellektueller Beziehung kommt dem Großgeist Demut zu, sondern auch in ethischer. Denn er erkennt und bekennt, daß ihm trotz seines steten Ringens nach Vollkommenheit, dennoch viele Mängel und Makel anhaften, daß ihn das Materielle, das Erdhafte, das Niedere immer wieder von der Höhe herabzuziehen sucht, und daß, wenn er nicht beständig auf sich achtet und im Lebensstrom mit aller Energie sich über den Wellen erhält, auch er in die Tiefe versinken würde.

Dieses Bekenntnis legt Goethe im Faust offen mit den Worten ab:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
die eine will sich von der andern trennen;
die eine hält, in derber Liebeslust,
sich an die Welt mit klammernden Organen;
die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
zu den Gefilden hoher Ahnen.

Und ähnlich äußert sich Byron in seinem Manfred:

Wie schön, wie wundervoll
ist diese ganze sichtbarliche Welt!
Wie herrlich an sich selbst, und wenn sie geht!
Wir aber, die wir ihre Herren uns nennen,
halb Staub, halb Gott, gleich ungeschickt zu sinken,
wie höher aufzusteigen, bringen nur
mit unserm Zwittersein den Widerspruch
in dieser Schöpfung Harmonie und atmen
der Schwäche und des Stolzes Luft zugleich.
Im Kampf mit schnöder Not und hohem Trieb
gewinnt es endlich unsre Sterblichkeit.

---

[1] Biedermann, Goethes Gespräche. Bd. VI, S. 206.

Dieses hat auch Dante wohl empfunden, und darum war er trotz seines starken Selbstgefühls dennoch demütig, wie aus seiner „Göttlichen Komödie" hervorgeht; denn nicht nur suchte er überall das Große und Edle in der Menschheit auf, sondern er beugte sich auch vor ihm; dabei war er bescheiden [1] und fürchtete nichts so sehr als den Tadel edler Männer [2].

Selbst Napoleon, so groß sein Imperatorenstolz auf der einen Seite war, besaß dennoch auf der andern Seite auch Demut, da er sich nicht allein in seinen guten Eigenschaften, sondern auch in seinen Fehlern erkannte und andern gegenüber offen bekannte. Er hat nämlich, wie die Gräfin Remusat mitteilt, „viel über sich selbst nachgedacht und sich förmlich studiert. Er sprach deshalb auch mit begreiflicher Vorliebe viel von sich selbst, schilderte gern seinen Charakter, seine Denk- und Handlungsweise und kritisierte sich dabei, wie wenn er von einer fremden Person spräche. Nur auf diese Weise, pflegte er dann zu sagen, könne man sich selbst genau kennen lernen und sogar aus seinen Fehlern Nutzen ziehen, vornehmlich in großen und wichtigen politischen Fragen. Bei einer solchen Gelegenheit hörte ich einst, wie Talleyrand seinen Nachbarn zuflüsterte: ‚Dieser verteufelte Kerl führt die ganze Welt am Narrenseil. Selbst bei seinen Leidenschaften kann man ihn nicht fassen; denn er weiß noch immer durch einige Hintertüren zu entschlüpfen.'" [3]

Endlich, um noch ein Beispiel von erhabener Geistesgröße im Bunde mit Bescheidenheit und schlichter Einfachheit anzuführen, nenne ich Moltke: bei allem Selbstbewußtsein

---

[1] Dante, Göttliche Komödie. Purgat. XIV, 20; Parad. XXII, 112; Inf. II, 31.

[2] Inf. XXX, 141.

[3] Remusat a. a. O. I, 53 f.

war er durchaus einfach: einfach im Äußern und einfach im Innern, lauter sein ganzer Charakter. Und so wurde er sehr bezeichnend dargestellt von J. Uphues im Berliner Tiergarten: der große Mann steht da, angelehnt an einer ganz schlichten Halbsäule, ruhig und gefaßt, selbstbewußt und seiner Sache sicher, in höchster genialer Einfachheit. —

Doch nicht nur in intellektueller und ethischer, sondern auch drittens in sozialer Beziehung ist der Großgeist demütig, nämlich durch seine Herablassung und Freundlichkeit gegen seine Untergebenen und Niederstehende, sowie durch seine naive Kindlichkeit. Wie milde und gütig zeigte sich z. B. Goethe gegen seine Hausgenossen! Man lese nur seine Briefe an Christiane Vulpius — welch besorgtes Wohlwollen, welche Herzensgüte zeigt sich darin! Von Hochmut keine Spur! — Zwar hat man schon oft es ihm zum schweren Vorwurf gemacht, daß er sie, obschon aus niederem Stande und wenig gebildet, zu seiner Haushälterin und Freundin und später zur Frau gemacht hat. Das können allerdings beschränkte, hochmütige mindere Geister nicht verstehen. Wer aber auf einem vorurteilsfreien, hohen Standpunkt steht, der weiß diese Handlungsweise des großen Mannes richtig zu würdigen und sieht sie in anderm Lichte[1].

Von großer Herablassung war auch Napoleon. So vor allem gegen seine Umgebung und Dienerschaft. Das berichtet ausdrücklich sein langjähriger erster Kammerdiener Constant. Fast täglich unterhielt sich Napoleon mit ihm und den andern Dienern, besonders bei der Toilette, aufs leutseligste, erzählte ihnen offenherzig von seiner Jugend,

[1] Vgl. mein Buch: Goethes Lebens- und Charakterbild. S. 77 f. Leipzig 1905.

in welch dürftigen Verhältnissen er manchmal gelebt habe, erkundigte sich genau nach ihren Familien und Verwandten, fragte sie nach den neuesten Neuigkeiten der Stadt, lachte und scherzte mit ihnen und zupfte sie gerne, wenn er gut aufgelegt war, an den Ohrläppchen[1]. Letzteres war eine sonderbare Spezialität Napoleons, die er nicht nur seinen Dienern gegenüber, sondern auch an seinem Leibarzte und andern selbst hochgestellten Persönlichkeiten zum Zeichen besonderer Freundschaft anwandte.

Es ist also eine große Verleumdung, wenn man sagt, Napoleon habe sich gegen seine Dienerschaft roh und gewalttätig benommen — das gerade Gegenteil ist wahr, indem er sogar sehr herablassend und gütig sich gegen sie zeigte.

Noch mehr war er dies gegen die Kinder. Besonders liebte er ursprünglich den kleinen Napoleon Louis, den ältesten Sohn seines Bruders Louis und der Hortense, der Tochter Josephinens aus deren erster Ehe mit dem General Beauharnais. Er setzte sich zu demselben auf den Teppich des Bodens und spielte mit ihm in ausgelassener Weise. Ja, er wollte ihn, wenn er kinderlos bliebe, adoptieren. Aber er starb bereits 1807, kurz nach der Erhebung seines Vaters zum König von Holland. Bei dieser Gelegenheit schrieb Napoleon am 20. Mai 1807 an den Polizeiminister Fouché: „Der Tod des kleinen Napoleon hat mich sehr schmerzlich berührt. Ich wollte, die Eltern hätten von der Natur ebensoviel Mut wie ich empfangen, um die Leiden dieses Lebens zu ertragen. Aber sie sind jünger und haben

---

[1] Constant, Denkwürdigkeiten über Napoleon. 1830. Deutsch bearbeitet und herausgegeben von O. Marschall von Bieberstein. Leipzig 1904.

wohl noch wenig nachgedacht über die Unbeständigkeit aller irdischen Dinge.“ [1]

Am innigsten liebte Napoleon natürlich seinen eigenen Sohn, den ihm seine zweite Gemahlin Marie Luise schenkte, und dem er schon in der Wiege den Titel „König von Rom“ gegeben hatte. Von dessen Geburt an hatte die „Gouvernante der Kinder Frankreichs“, Frau von Montesquiou, Befehl, ihm jeden Tag den Kleinen beim Frühstück zu bringen. Er nahm ihn auf den Schoß, ließ ihn von seinem geröteten Wasser kosten und steckte ihm einen Leckerbissen ins Mündchen. Frau von Montesquiou protestierte zwar dagegen, aber Napoleon schüttelte sich vor Lachen; für sein Kind war er lustig, ja von lärmender Lustigkeit, und der kleine König lachte mit dem kaiserlichen Papa um die Wette [2].

Freundlich und herablassend zeigte sich auch Napoleon gegen die gewöhnlichen Leute. Der gemeine Mann, d. h. der ungebildete, weder durch vorgefaßte Meinungen noch durch Parteilichkeit bestimmte, sondern nur durch die Stimme der Natur und den Eindruck des Augenblicks geleitete Mensch beurteilt den Charakter der Großen meist richtiger als ihre nächste Umgebung. Während diese von Napoleon die lächerlichsten und übertriebensten Vorstellungen hatte, wußte der gemeine Soldat recht gut, daß sein petit caporal eher alles andre als ein Tyrann war. Und wie vergötterte ihn das Volk! Warum? weil er selbst peuple, weil er selbst Volk war, weil er nie aufhörte, Mensch zu sein. Der arme Malaie, den er auf St. Helena fand, konnte,

---

[1] Remusat, a. a. O. I, 127.

[2] Masson, Napoleon zu Hause. S. 152. Verlag von Schmidt & Günther, Leipzig.

da er kein Wort Französisch verstand, nur nach dem Ausdruck der Physiognomie und nach der Miene urteilen, mit der Napoleon ihn betrachtete; aber er hat den Kaiser besser und richtiger aufgefaßt als alle seine bisherigen Biographen: er nannte ihn nur the good gentleman. Die Bedienten des guten Gentleman waren vornehme Leute, er selbst war „gemein" genug, sich mit dem ersten, der ihm auf der Straße begegnete, wenn er Zeit hatte, in ein politisches Gespräch einzulassen. Nur freilich mußte man ihm nicht kommen wie jenes Hökerweib in der Halle, das ihm ohne weiters erklärte, daß er Frieden schließen solle. »Ma bonne, continuez de vendre vos herbes«, antwortete er ihr unter dem Gelächter und Beifallklatschen der Umstehenden, »et laissez moi faire ce qui me regarde; chacun son métier!« Ja, »continuez de vendre vos herbes!« könnte er mit gleichem Recht den Kritikern und Geschichtschreibern zurufen, die seine großen Taten mit dem Maßstab ihrer eigenen kleinen Persönlichkeit messen wollen [1].



III. Starkes Selbstvertrauen, Mut und Furchtlosigkeit.

Infolge seines gewaltigen Selbstbewußtseins eignet dem Großgeist auch ein starkes Selbstvertrauen, denn er hat seinen Schwerpunkt in sich selbst, und sein Selbst ruht auf dem absoluten Sein, auf dem Ewigen und Göttlichen. Aus diesem schöpft er, meist unbewußt, seine Urkraft, seine Inspirationen, seine Ideale, seine hohen Ziele. Er fühlt sich

[1] H. Hermes in Channings „Napoleon, sein Charakter und seine Zeit". S. 97.

als ein besonderes Organ des Weltgeistes, in dessen Dienst er hervorragend wirkt.

Daraus entspringt sein Glaube an „das Schicksal“, an eine höhere Leitung seines Lebens und das starke Vertrauen auf sein „Glück“, auf seinen „Stern“.

Ein solch gewaltiges Vertrauen hatte beispielsweise Caesar, infolgedessen er die kühnsten Unternehmungen wagte. Als das Schiff, auf dem er sich befand, vom Sturm auf dem Meere hin und her gerissen wurde und der Steuermann es wieder zurück in den Hafen lenken wollte, ergriff er ihn an der Hand und rief ihm zu: „Vorwärts, mein wackrer Freund, wage und fürchte nichts! Es begleiten dich Caesar und sein Glück!“

Daher die überlegene Sicherheit und innere Festigkeit des Großgeistes: er ist sich seiner Sache gewiß, was ihm eine imponierende Ruhe und einen tiefen Frieden gewährt.

Ein solches festes Vertrauen auf sein Geschick besaß z. B. auch Friedrich d. Gr., das ihn mit stolzer Sicherheit das Vaterland selbst den schwersten Gefahren entgegenführen ließ. Nicht minder Napoleon, der sich immer auf seinen Stern verließ, bis er in der Schlacht bei Waterloo, als dort für ihn alles zusammenbrach, zu seinem Freund Caulaincourt gesagt haben soll: „Mein Stern versinkt — ich sehe ihn nicht mehr.“ — Auch Bismarck glaubte fest an sein Geschick und vertraute ihm. Desgleichen Moltke; daher seine olympische Ruhe selbst in den kritischsten Stunden. Von ihm sagt treffend von d. Goltz: „Mit berechtigtem Selbstvertrauen trat Moltke an die Lösung seiner Lebensaufgabe heran, und ohne sich kleinlicher Hilfsmittel zur Beseitigung widerstrebender Elemente zu bedienen, verstand er es mit zäher Energie, seinem Willen Geltung zu verschaffen. In der Krisis aber wußte er aus solchem Handeln

die Konsequenz zu ziehen, indem er mit stolzem Mute alle Verantwortung auf sich nahm. Ein matter Wille wäre zu Beginn des Krieges 1866 und so oft später noch, gegenüber der Fülle von Widerständen und Einwürfen, dem einmal als richtig erkannten Entschluß schwerlich treu geblieben, sondern froh gewesen, im Falle des Mißlingens Mitschuldige zu haben. Vor solcher Denkart schützte ihn die angeborene Vornehmheit seiner Seele. Sie ließ ihn gering denken von dem Tadel oder der Anerkennung seiner Mitmenschen, nur in sich selbst den Richter suchen, dem er verantwortlich war. Daher die gelassene Ruhe in all seinem Tun, die sich in Stunden höchster Erregung so wohltuend ausgoß über seine Umgebung. Daher die freudige Mitwirkung seiner Gehilfen. Daher die schöne Erscheinung, daß er, der jahrzehntelang im öffentlichen Leben gestanden, bei seinem Tode niemand hinterließ, der nicht getrauert hätte."[1]

Aus diesem starken Selbstvertrauen quillt der Mut und die Furchtlosigkeit der Helden. Der Großgeist schreckt zunächst nicht zurück vor den Mühen und Schwierigkeiten in der Verfolgung seiner großen Zwecke. Wenn es gilt, seiner Sache zum Siege zu verhelfen oder seine große Aufgabe zu lösen, setzt er seine ganze Energie dazu ein und überwindet alle Hemmnisse. Wie viele Fehlversuche erlebte z. B. Graf Zeppelin bei der Konstruktion seines ersten lenkbaren Luftschiffes! Aber er ließ sich dadurch keineswegs von der Verfolgung seines Zieles abhalten. Und als er endlich das gewaltige Problem glücklich gelöst, am 4. August 1908 seine erste große Luftreise von Friedrichshafen bis Mainz unter dem Freudenbeifall vieler Tausender unternommen hatte und des andern Tages auf der Rück-

---

[1] F. v. d. Goltz, Moltke. S. 210 f. Berlin 1903.

fahrt bei Echterdingen zwecks Reparatur eines Motors auf freiem Feld mit seinem Luftschiff gelandet war, da erfaßte ein plötzlich einsetzender Gewittersturm den Ballon, riß ihn von seinen Verankerungen los und trieb ihn etwa eine halbe Stunde weit fort, bis er von Bäumen aufgehalten wurde, wobei eine Explosion entstand, infolge deren er binnen weniger Minuten in Flammen aufging. Gewiß, ein sehr merkwürdiges tieftragisches Mißgeschick! So nahe am Ziele — und es doch nicht erreicht!

Aber Graf Zeppelin, so erschütternd für ihn dieser Fall sein mußte, verzagte doch nicht, sondern sprach mit fester Zuversicht: „Ich gebe die Sache nicht für verloren." Und dann ging er sofort mit neuer Energie an die Vollendung seines großen Lebenswerkes. Und es wird ihm gelingen.

Der Großgeist beugt sich nicht vor dem Mißgeschick, noch weniger vor dem Tadel seiner Gegner; denn er ist seiner Sache gewiß, und gibt wenig oder nichts auf die Kritik andrer, die ja meistens in der Geistesgröße und in den Leistungen tief unter ihm stehen. Warum soll er sich um diese kümmern?

Deshalb erzürnt er sich auch nicht, wenn sie ihm keine Anerkennung zollen, sondern mißachtet sie, und falls ihre Kritik eine gehässige und erbärmliche ist, verachtet er sie. So hat es z. B. Goethe, so Richard Wagner und Bismarck gemacht. Desgleichen in der Gegenwart Arnold Böcklin, der kein oberflächlicher, ideenloser Maler war, sondern der wie Michelangelo, Raffael und Rubens die Malkunst nur als ein Ausdrucksmittel betrachtete, um Ahnungen und Ideen, die im Unendlichen liegen, in endlicher Form sichtbar zu machen. Denn alle, die etwas Neues und Großes in der Welt zu schaffen unternehmen, haben in den

mindern Geistern ihre Feinde, und würden sie auf diese achten, käme nie etwas Bedeutendes zustande.

Endlich ist der Großgeist auch mutig und tapfer im Unglück. Denn er weiß, daß auch dieses sein Gutes hat, indem es den Menschen vor Übermut bewahrt und zu größerer Energie antreibt.

So heißt es von Perikles: als er durch die Pest in Athen sowohl seinen ältesten Sohn Xantippus als seine Schwester und die meisten seiner Angehörigen und Freunde, die ihm bei seiner Staatsverwaltung die wichtigsten Dienste leisteten, verloren, habe man ihn am Grabe weder weinen noch trauern gesehen, sondern er habe sich auch da als Held erwiesen[1]. Ebenso wie gegenüber den schweren Anfeindungen seiner Mitbürger, obschon er das Meiste für Athen getan.

Der Großgeist läßt sich durch kein Unglück niederbeugen, sondern erträgt es gelassen und sucht es, wenn äußerst möglich, noch zum Glück zu wenden, um schließlich doch noch zu triumphieren. Dazu gehört aber ein gewaltiger Enthusiasmus.

IV. Glühender Enthusiasmus.

Eine weitere charakteristische Eigenschaft des Großgeistes. Ohne dieselbe wären seine Erfolge unmöglich. Was für den Fisch das Wasser, für den Vogel die Luft, das ist für den Großgeist die Begeisterung. Wie er hervorragend in der Intelligenz, übergewaltig im Willen, so ist er überschäumend im Gefühl. Er ist eine vulkanische Natur, in der es sprudelt und kocht, bis sie sich ergießt in feurige

[1] Plutarch, Lebensbeschreibungen. IV, 473. Stuttgart 1829.

Eruptionen. Er ist daher oft sehr heftig, aufs höchste erregt — und wenn der Sturm vorüber ist, erscheint er so sanft wie ein Lamm, so kindlich wie ein Kind. Kein Großgeist ohne große Begeisterung. Sie ist sein Lebens- und Schaffenselement, der starke Motor seines Willens und Handelns.

Er webt zunächst in seinen großen Ideen — ist er ein Feldherr, so sind es Feldzugspläne und glänzende Eroberungen; ist er ein Mann der Wissenschaft, sind es neue Entdeckungen oder Theorien; ist er ein Philosoph, sind es erleuchtende Geistesblitze; oder ein genialer Techniker, sind es wertvolle Erfindungen; oder ein Künstler, sind es herrliche Schöpfungen. In diesen Ideen lebt und webt er. Sie entzünden seine gewaltige Phantasie, und diese gießt über sie einen himmlischen Zauber aus, der seinen Willen elektrisiert und ihn zu ihrer Verwirklichung treibt.

Von solchem Enthusiasmus war z. B. der jugendliche Alexander d. Gr. mächtig erfüllt. Ganz Griechenland, Persien, Indien, ja das immense Asien zu erobern — das war seine Idee, die ihm unablässig vor Augen stand und ihn mit seliger Wonne erfüllte. Und sie ließ ihm keine Ruhe Tag und Nacht, sie entflammte mächtig seine Seele, bis er sie in die Tat umsetzte.

Derselbe Enthusiasmus war es auch, der den Caesar von Rom nach Spanien, von Spanien nach Gallien, von Gallien nach Germanien, von Germanien nach Belgien, von Belgien nach Britannien, von Britannien nach Italien, von Italien nach Thessalien, von Thessalien nach Ägypten, von Ägypten nach Syrien, von Syrien nach Pontus, von Pontus nach Libyen trieb — von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung.

Ähnlich war es bei Napoleon, der bei aller sonstigen

Kaltblütigkeit und nüchternem Realismus dennoch einen Enthusiasmus sondergleichen besaß. Derselbe beruhte auf seiner glühenden südländischen Phantasie [1]. Aus ihr stammten seine Riesenpläne, die sein Herz entflammten und seinem Willen so mächtige Schwingen gaben, daß er auch das Kühnste wagte. Ich erinnere beispielsweise nur an den ägyptischen Feldzug. Dieser war keineswegs nur ein Werk kalter politischer Berechnung, sondern nicht minder ein Erzeugnis seiner gewaltigen Phantasie, die sich von dem zaubervollen Orient mächtig angezogen fühlte und von Ägypten nach Syrien und von da nach Indien ihren Flug nahm.

Und später, als ihm so vieles, was ihm seine Phantasie zuerst im geistigen Bilde vorgezaubert hatte, durch die Tat gelungen war, nahm seine Einbildungskraft einen noch viel höheren Flug, und er faßte so immense Pläne, wie sie noch kein Mensch je im Ernste gefaßt hatte: er wollte Herr der Welt werden!

Hören wir in dieser Beziehung seine eignen merkwürdigen Bekenntnisse, die er schon als Erster Konsul im Vertrauen bei einer Audienz der Baronesse Cécile de Courtot

---

[1] Von dieser sagt H. Taine: „Gewiß, unter den verschiedenen Fähigkeiten Napoleons, so groß dieselben auch seien, ist doch die konstruktive Einbildungskraft die stärkste ... Seine Augen leuchten in seltenem Glanze; er ist (von seinen gigantischen Plänen sprechend) von einem Hauch prophetischer Eingebung erfaßt und gibt sich derselben hin. Plötzlich ist seine Meistereigenschaft hervorgetreten: der im Politiker verborgene Künstler hat seine Hülle abgeworfen, und man erkennt ihn jetzt als das, was er ist, als den nachgeborenen Bruder Dantes und Michelangelos, ihr Ebenbild durch das Feuer, die scharfen Umrisse und Struktur; er ist einer der drei souveränen Geister der italienischen Renaissance. Origines de la France contemp., Régime moderne I, 149.

machte: „Ich will Ihnen noch eins sagen;“ dabei stand der Konsul auf und fuhr, die Augen in einem wunderbaren Glanze leuchtend, wie die eines Propheten in die Ferne richtend, die rechte Hand hoch erhoben, mit eigentümlicher, feierlicher Stimme fort: „Mein Stern steht noch in glänzender Pracht über meinem Haupte, ich werde meinen Namen größer machen als den irgendeines Sterblichen je vorher. Ich werde mir die Welt erobern, und dann wird der Glanz meines Namens auch dieses Frankreich überstrahlen, das mir zur Schwelle meines Ruhmes diente! Und, wenn ich dann an dem Ende meiner Lebensaufgabe angelangt sein werde, dann kann ich mit Stolz auf sie zurückblicken und mir sagen: ich habe erreicht, was ich erreichen wollte; denn ich wurde der Herr der Welt!“[1]

Auch Michelangelos Seele ward durchglüht von feurigem Enthusiasmus, wenn in seinem Riesengeiste neue Pläne, neue herrliche Entwürfe künstlerischen Schaffens aufstiegen und er die Kraft in sich fühlte, sie zu verwirklichen. In diesen Weihestunden kam über ihn eine Begeisterung, die ihn alles Ungemach des Lebens, alle Plackereien des Daseins vergessen ließen. So war es z. B., als er die Idee des Grabmales des Papstes Julius II. erfaßte und dieselbe plastisch vor seinem Geistesauge stand. Da brach er in die seligen Worte aus: „Es soll ein schönes Werk werden, ja ich bin dessen gewiß, daß seinesgleichen nicht auf der ganzen Welt zu finden sein wird.“[2]

Leider ist dieses erhaben konzipierte Denkmal nicht so zur Ausführung gelangt, wie es Michelangelo ursprünglich geplant hatte.

---

[1] Memoiren der Baronesse Cécile de Courtot; Deutsch von M. v. Kaiserberg. 2. Aufl., S. 365. Schmidt & Günther, Leipzig 1899.

[2] Michelangelo, Lettere. S. 378.

Auch die Konzeption eines weitern großartigen Werkes, das ihm von Papst Leo X. aufgetragen worden war: die Fassade von San Lorenzo, der Kirche seiner Ahnen in Florenz, künstlerisch zu gestalten, erfüllte ihn mit hoher Begeisterung, wie aus seinen Worten hervorgeht: „Es wird das schönste Werk werden, das jemals in Italien entstanden, so Gott mir hilft — ein Spiegel der Architektur und Skulptur für ganz Italien.“ [1]

Aus dem Enthusiasmus aber strömt für den Großgeist hohe Wonne und reine Seligkeit. Auf seiner Stirne thront siegesgewisse Heiterkeit wie auf dem Antlitz eines Olympiers. Einem Apollo gleich schaut er hoch- und wohlgemut in die Welt. Er hat zwar nicht das pathologische Lachen des Zarathustra-Nietzsche, aber den sonnigen Frohsinn Raffaels und die überlegene glückliche Ruhe des großen Leibniz.

Von dem letztern sagt Kuno Fischer ebenso treffend als schön: „Die Harmonie der Weltordnung, dieser innerste Gedanke seines Systems und seines Lebens, war ihm stets gegenwärtig; er wußte, daß die peinlichen Widersprüche, die uns im Augenblicke beunruhigen, nur vorübergehende Mißtöne sind, welche den großen Einklang der Dinge nicht stören. Er liebte überhaupt die tragischen Konflikte nicht. Seine Weltanschauung war dem Geiste des Humors verwandt; denn sie war glücklich, und eine glückliche Ruhe bildete den Grundton seiner Gemütsstimmung. Er erkannte in dem Zusammenhang der Dinge eine ewige Notwendigkeit, und seine Empfindungsweise stimmte mit dieser Vorstellung überein: dies ist ein Charakterzug des echten Weisen, den er mit Spinoza gemein hat; aber das Weltgesetz

[1] Michelangelo, Lettere. S. 383. 394.

offenbarte sich seinem Geiste nicht in der ewigen Vernichtung, sondern in der ewigen Erhaltung der Dinge. Die Weltordnung bestand nach seinem eigenen schönen Ausdruck in einer ‚glücklichen, heiteren Notwendigkeit', weil sie den Einzelwesen das freie Spiel ihrer Kräfte und das frohe Selbstgefühl ihres Daseins gönnt und einräumt. Ihm erschien die Notwendigkeit ‚mit Grazie umzogen', sie glich einer günstig gesinnten Gottheit, während sie bei Spinoza das Ansehen des gefühllosen und blinden Schicksals hatte, welches alle Dinge gleichmäßig vernichtet. Er war, wie er es bei der Wahl der eigenen Grabschrift aussprach, von der Überzeugung erfüllt, daß nichts in der Natur der Dinge verloren gehe. Dieser Anblick einer glücklichen Weltordnung, welche dem Menschen Genüge leistet, mußte die Seele des Philosophen zugleich erheben und erheitern. Er durfte den Ernst der Weisheit mit einem zufriedenen Selbstgefühle und einem heitern Weltgenusse vereinigen. Und Leibniz verstand diese große Kunst des Lebens."[1] Und wie Leibniz versteht sie jeder wahrhaft große Geist.

Schon die Idee eines neuen herrlichen Werkes bereitet ihm außerordentliche Freude. Dieselbe steigert sich noch mit der glücklichen Ausführung, und sie erreicht ihren Höhepunkt bei seiner Vollendung.

Aber noch bevor es vollendet ist, steigen in ihm schon wieder neue Pläne zu neuen Unternehmungen mit neuen Wonnen auf; denn der Großgeist kann nicht müßig sein; seine innere Energiefülle drängt zur fortgesetzten Tätigkeit, und wahre Befriedigung findet er nur im unablässigen Schaffen, in der steten Produktion.

---

[1] K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie. 3. Aufl. Bd. II, S. 18. Bassermann, München.

Auch hier zeigt er sich wieder als das Gegenteil der Mittel-, Klein- und Minimalgeister; denn diesen ist umgekehrt das dolce far niente, das „süße Nichtstun“ meistens das Liebste. Je weniger sie zu tun haben, desto glücklicher fühlen sie sich. Sie wissen nichts von den paradiesischen Geistesfreuden des genialen Schaffens. Da sie des hochzeitlichen Kleides der selbständigen originalen Tätigkeit ermangeln, können sie nicht am geistigen Hochzeitsmahle und seinen Freuden teilnehmen. Als vorwiegend Körpermenschen kommen ihnen auch nur vorwiegend körperliche Genüsse zu und befriedigen sie: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Wen werden wir heiraten? Wohin werden wir dies Jahr reisen?“ Das sind so ihre Hauptangelegenheiten, ihre Hauptfragen. Sie bleiben fast immer parterre, weil das ihrer Natur allein entspricht.

Der Großgeist dagegen erhebt sich aus den Niederungen des trivialen Daseins zu den lichten Höhen der genialen Produktion und genießt da selige Taborfreuden, die ihn verklären. —

Doch auch diese Freuden sind vergänglich; denn nicht immer kann er auf Tabor weilen, nicht immer kann er im reinen Äther der Idealität verbleiben. Auch er ist ja ein irdischer Mensch, und deshalb stellt auch an ihn das Irdische seine Anforderungen und übt auf ihn seinen Einfluß. Darum steigt er herab vom Berge der Verklärung und kommt wieder in das Erdental mit seinen Erbärmlichkeiten und Leiden. Die Folge davon ist, daß dann bei ihm an die Stelle des Enthusiasmus die Melancholie tritt.

□○▭○□

V. Düstere Melancholie.

Schon Aristoteles hat nach dem Berichte Ciceros bemerkt, daß alle Genies melancholisch seien [1], und die Geschichte hat dies im allgemeinen bestätigt. Melancholisch, schwermütig war z. B. Buddha, der große Weise Indiens, nach dessen Anschauung das Dasein, ja die ganze Welt vom Übel ist, weshalb man das Verlangen nach dem Leben durch Zurückziehung aus demselben, durch Askese abtöten müsse, und dessen letztes Wort war: „Alles ist eitel"!

Schwermütig war auch Christus, das „Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trug"; von ihm heißt es, daß er nie gelacht habe.

Schwermütig war ferner Heraklit, der Dunkle und Düstere von Ephesus; schwermütig nicht minder Perikles, von dem berichtet wird, daß er immer einen tiefen Ernst gezeigt habe; schwermütig Sophokles, der in seinem Ödipus auf Colonos den Ausspruch tat:

> Nicht geboren zu sein, o Mensch,
> ist das höchste, das beste Los;
> doch wofern du das Licht erblickt,
> acht' als Zweites, dahinzugehn
> wieder, von wannen du kamst, in Bälde.

Daß nicht minder Dante infolge seiner traurigen Lebenserfahrungen und seiner jahrelangen Verbannung aus der Heimat an Schwermut litt, ist leicht begreiflich und auch aus seinem Antlitz ersichtlich.

Desgleichen war Michelangelos Gemüt oft umdüstert von Melancholie. Kein Wunder! Hatte er doch in seinem

---

[1] Cicero, Tusc. I, 33. Aristoteles, Problemata 30, 1.

Leben so viel Ungemach zu ertragen und schmerzliche Enttäuschungen durchzumachen, wie selten einer[1].

Ja, selbst Raffael, der Glückliche, der vom Schicksal unvergleichlich Begünstigte, konnte sich nicht ganz dem Schatten der Schwermut entziehen, wie schon in seinem von ihm selbst im Alter von 23 Jahren gemalten Bildnis, das sich jetzt in den Uffizien zu Florenz befindet, hervorleuchtet, worauf zuerst E. Förster aufmerksam gemacht hat mit den Worten: „Warum hat dieses Bild mir von jeher einen unendlich wehmütigen Eindruck gemacht? Es sieht uns doch mit treuen Augen an; Anmut und Güte umspielen den Mund; Tiefe, Reinheit und Reichtum des Geistes sprechen aus allen Zügen, und keine Bewegung deutet auf innere Unruhe oder leidenschaftliches Verlangen. Aber es ist das Antlitz eines Menschen, dessen Seele man zu zart besaitet nennen möchte. Ihr Wesen ist Wohllaut, aber es verträgt keine rauhe Berührung und verheißt nur kurze Dauer. Ein Ausdruck der Wehmut ist ihr eigen, der durch Tränen lächelt und mit dem ersten, freundlichen Gruß an den Abschied mahnt.“[2]

Tief melancholisch gestimmt war auch Shakespeare, wie aus seiner Selbstdarstellung im Hamlet hervorgeht, wo er sich so heiß nach dem Tode als dem Erlöser aus seinen Seelenqualen sehnt:

O möcht es schmelzen, aufgelöst in Tau
zergehn, dies feste, allzu feste Fleisch!
Oder hätte nicht des Ewigen Gebot
verpönt den Selbstmord! — O mein Gott, mein Gott!

---

[1] H. Thode, Michelangelo und das Ende der Renaissance. Bd. I, S. 7. Berlin 1902.

[2] E. Förster, Raffael. Bd. I, S. 332. Leipzig 1867.

Wie ekel, schal und öd und unersprießlich
erscheint mir diese Welt und all ihr Wesen!
Pfui über sie! Ein wüster Garten ist's,
der wild in Samen schießt, von geilem Unkraut
dicht überwuchert! ... Mußt es dahinkommen!

Darum entsteht nun für ihn die Frage:

Sein oder Nichtsein? Das ist die Frage; —
ob's edler Seelen würdiger, gelassen
des Schicksals Wut, das Stein' und Pfeile schleudert,
zu tragen oder sich zu waffnen wider
ein Meer von Qualen, und durch Widerstand
sie enden? — Sterben — schlafen — weiter nichts, —
und sich zu sagen, daß im Schlaf wir enden
des Herzens Weh, die tausendfachen Leiden,
die unsres Fleisches Erbteil: — 's ist ein Ziel
aufs innigste zu wünschen. —

Auch der größte Mann Dänemarks und Norwegens im 18. Jahrhundert, Ludwig Holberg, schrieb in seinen „Moralischen Gedanken" 10 Jahre vor seinem Tode, der am 28. Januar 1754 zu Kopenhagen erfolgte: „Die guten Tage, die ich im Leben hatte, sind leicht gezählt; der größte Teil meines Daseins ist hingegangen in Kümmernis, Krankheit und Mangel an allem, was die Welt Gutes nennt. Wenn andre mehr gute Tage zählen können, soll es mir lieb sein; denn ob man gleich sich in immerwährender Qual befindet, soll man andern ihr kurzes Vergnügen nicht mißgönnen." [1]

Düstere Schwermut lagerte nicht minder auf dem Gemüt Beethovens, besonders seit seinem tragischen Geschick, daß sein Gehör schwand — derjenige Sinn, der gerade für den Musiker, den „Ohrenmenschen", von größter Bedeutung

[1] G. Brandes, Menschen und Werke. S. 95. Frankfurt a. M. 1894.

ist. Die erste Kunde davon gibt der Künstler selbst in einem Briefe an Wegeler (S. 155) vom 29. Juni 1800: „Nur hat der neidische Dämon meine Gesundheit, mir einen schlechten Stein ins Brett geworfen: mein Gehör ist seit drei Jahren immer schwächer geworden ... Ich kann sagen, ich bringe mein Leben elend zu. Seit zwei Jahren fast meide ich alle Gesellschaften, weil mir nicht möglich ist, den Leuten zu sagen: ich bin taub. Hätte ich irgendein andres Fach, so ging's noch eher; aber in meinem Fach ist das ein schrecklicher Zustand; dabei meine Feinde, deren Zahl nicht gering ist, — was würden diese dazu sagen! Um Dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben, so sage ich Dir, daß ich mich im Theater ganz dicht am Orchester anlehnen muß, um den Schauspieler zu verstehen ... Ich habe schon oft mein Dasein verflucht; Plutarch hat mich zu der Resignation geführt. Ich will, wenn's anders möglich ist, meinem Schicksal trotzen, obschon es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde." [1]

In einem weiteren Brief vom 16. November 1801 schreibt Beethoven: „Du kannst es kaum glauben, wie öde, wie traurig ich mein Leben seit zwei Jahren zugebracht; wie ein Gespenst ist mir mein schwaches Gehör überall erschienen, und ich floh die Menschen, mußte Misanthrop scheinen und bin's doch so wenig."

Aber er ermannte sich und widersetzte sich tapfer dem so harten Geschick, wie seine beigefügten Worte beweisen: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht." [2] Sehr wohl! Das ist wie ein Großgeist gehandelt. —

---

[1] Marx a. a. O. I, 165 f.

[2] Marx, ebend. I, 166.

Sogar Goethe, der Götterliebling, blieb von tiefer Melancholie nicht verschont, wie aus seinen Worten hervorgeht:

Meine Dichterglut war sehr gering,
solang ich dem Guten entgegenging:
dagegen brannte sie lichterloh,
Wann ich vor drohendem Übel floh. —
Zart Gedicht, wie Regenbogen,
wird nur auf dunkelm Grund gezogen:
darum behagt dem Dichtergenie
das Element der Melancholie.

Noch deutlicher spricht er sich hierüber seinem Freunde Eckermann gegenüber im Jahre 1824 aus: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte."[1]

Sehr pessimistisch gestimmt war bekanntlich auch Lord Byron. Er, der große Märtyrer der Poesie, haschte beständig nach den goldnen Äpfeln des Glückes, und immer entweichen sie seinen Händen. Ein stürmisches Meer, auf dessen Grund Ungeheuer und kostbare Perlen zugleich ruhen — ein wallender, kochender Vulkan — ein zerrissenes, blutendes Herz — irrt der Dichter friede- und freudeleer durchs Leben, das jammervolle Dasein verwünschend:

Die Freuden zähle deiner Stunden,
die Tage zähle, frei von Pein
Und wisse, was du auch gefunden,
Es ist doch besser, nicht zu sein. —

[1] Eckermann, Gespräche mit Goethe. I, 83.

Doch den Abend seines unglücklichen Lebens verklärte der purpurne Schimmer der Versöhnung. Nicht bloß raffte er sich zur heldenmütigen Befreiung Griechenlands auf, sondern auch die Liebe erwachte in ihm wieder für Frau und Kind, und — was noch mehr ist — der Glaube und die Hoffnung kehrten wieder in sein Herz. Wenige Tage vor seinem Ende sprach er mit seinem Freunde Parry mit großer Ruhe über den Tod und fügte bei: „Nicht mein, sondern Gottes Wille geschehe!" „Das ewige Leben," setzte er hinzu, „der Gedanke der Auferstehung — ist große Wonne. Über den Punkt, Gott sei gedankt, ist mir wohl und leicht; niemand als Gott kann diese großen Geheimnisse lösen; auf ihn setze ich meine Zuversicht."[1]

Auch Leopardis und Lenaus Harfe war pessimistisch gestimmt. Letzterem gleicht das Leben zerstiebenden Rauchwolken, die der große Unbekannte aus der Pfeife des Menschenschädels bläst und sie dann verwirft, gleichviel ob er Glück oder Unglück in die Luft geblasen.

Nicht minder groß war die Melancholie Schopenhauers. Ihm galt die Welt als „die schlechteste unter den möglichen; sie ist nur so eingerichtet, wie sie sein mußte, um mit genauer Not bestehen zu können; wäre sie aber auch ein wenig schlechter, so könnte sie schon nicht mehr bestehen."[2] In dieser schlechten Welt ist der Mensch nach Schopenhauer das erbärmlichste Geschöpf. Denn „das Leben mit seinen stündlichen, täglichen, wöchentlichen und jährlichen, kleinen, größern und großen Widerwärtigkeiten, mit seinen getäuschten Hoffnungen und seinen alle Berechnung

---

[1] Adrian, Lord Byrons Werke. Bd. I, S. 308. Frankfurt a. M. 1837.

[2] Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. 3. A. Bd. II, S. 667.

vereitelnden Unfällen, trägt so deutlich das Gepräge von etwas, das uns verleidet werden soll, daß es schwer zu begreifen ist, wie man dies hat verkennen können und sich überreden lassen, es sei da, um dankbar genossen zu werden, und der Mensch, um glücklich zu sein. Stellt doch vielmehr jene fortwährende Täuschung und Enttäuschung, wie auch die durchgängige Beschaffenheit des Lebens sich dar, als darauf abgesehen und berechnet, die Überzeugung zu erwecken, daß gar nichts unsers Strebens, Treibens und Ringens wert sei, daß alle Güter nichtig seien, die Welt an allen Enden bankerott und das Leben ein Geschäft, das nicht die Kosten deckt; — auf daß unser Wille sich davon abwende." [1]

„Das Leben jedes einzelnen," bemerkt ferner unser pessimistischer Philosoph, „ist, wenn man es im ganzen und allgemeinen übersieht und nur die bedeutsamsten Züge heraushebt, eigentlich immer ein Trauerspiel; aber im einzelnen durchgegangen, hat es den Charakter des Lustspiels. Denn das Treiben und die Plage des Tages, die rastlose Neckerei des Augenblicks, das Wünschen und Fürchten der Woche, die Unfälle jeder Stunde, mittels des stets auf Schabernack bedachten Zufalls, sind lauter Komödienszenen. Aber die nie erfüllten Wünsche, das vereitelte Streben, die vom Schicksal unbarmherzig zertretenen Hoffnungen, die unzähligen Irrtümer des ganzen Lebens, mit dem steigenden Leiden und Tode am Schlusse, geben immer ein Trauerspiel. So muß, als ob das Schicksal zum Jammer unsres Daseins noch den Spott hat fügen gewollt, unser Leben alle Wehen des Trauerspiels enthalten und wir dabei doch nicht einmal die Würde tragischer Personen behaupten

---

[1] Schopenhauer a. a. O. II, 655.

können, sondern im breiten Detail des Lebens unumgänglich läppische Lustspielcharaktere sein." [1] „Unser Zustand ist also ein so elender, daß gänzliches Nichtsein ihm entschieden vorzuziehen wäre." Daraus folgt, den Willen zum Dasein zu verneinen, aufzuheben, und das einfachste Mittel hierzu wäre offenbar der Selbstmord. Aber dazu hatte Schopenhauer doch keine Lust, er verpönt denselben. Wohl sehnt sich ihm gemäß der Weise nach dem Tode und hegt nicht die geringste Furcht vor demselben, denn er ist der Erlöser. Allein Schopenhauer, obschon ein Weiser, scheint doch einige „Mores" davor gehabt zu haben. Denn entstand in der Nacht, erzählt sein Biograph Gwinner, Lärm, so fuhr er vom Bette auf und griff nach Degen und Pistolen, die er beständig geladen hatte. Nie vertraute er sich dem Schermesser eines Barbiers an. Die Spitzen und Köpfe seiner Tabakspfeifen nahm er nach jedesmaligem Gebrauch unter Verschluß. Die Furcht vor der Cholera trieb ihn aus Berlin nach Frankfurt a. M., das er für „cholerafest" hielt. Also die Sehnsucht nach dem Tode scheint bei ihm nicht so stark gewesen zu sein. Aber auch sonst hat der Philosoph von Frankfurt die „Verneinung des Willens zum Leben" nicht arg getrieben. Denn seine Wertsachen hielt er dergestalt versteckt, daß trotz der lateinischen Anweisung, die sein Testament dazu gab, Einzelnes nur mit Mühe zu finden war. Um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften und verwahrte seine Wertpapiere, in denen er trotz Philosophie und Weltverachtung eifrig spekulierte, als Arcana medica, die Zinsabschnitte besonders, in alten Briefen und Notenheften, und sein Gold unter dem Tintenfaß im Schreibpult — gewiß eine schöne Illustration zu

---

[1] Ebend. I, 380.

der von ihm gepredigten „Askese, d. i. die vorsätzliche Brechung des Willens durch Versagung des Angenehmen und Aufsuchen des Unangenehmen, die selbstgewählte büßende Lebensart und Selbstkasteiung, zur anhaltenden Mortifikation des Willens."

Ein Hauptmittel für diese Selbstkreuzigung des Willens ist nach Schopenhauer das freiwillige Verhungern.[1] Doch diese Radikalkur überließ er wohlweislich andern, während er's sich selbst vortrefflich schmecken ließ. Daraus geht hervor, daß dieser Philosoph, wenn er auch in seinem Denken ein genialer Mensch, doch kein Großgeist in unserm Sinn war, weil mit seiner Lehre sein Leben nicht übereinstimmte. Praktisch nämlich hielt er es für das gescheiteste, sich aus dieser durch und durch zerlumpten, verteufelten Welt, die keinen Schuß Pulver wert sei, so viel als möglich zu retirieren und von seiner einsamen Loge aus durch den Operngucker der Philosophie mit mitleidigem Lächeln und souveräner Verachtung die Faschingsnarren von Menschen „auf den Brettern, welche die Welt vorstellen", aequo animo zu betrachten, — bis das immer schwächer werdende Lichtlein des Lebens ganz erlischt, und er eingeht in das reine „unverklausulierte Nichts", ins Nirwana!

Auf den Schultern Schopenhauers stand sodann Eduard von Hartmann, der Berliner Philosoph. Er gab dem Pessimismus eine induktive Unterlage, eine weitere Entwicklung und in manchen Stücken eine Umbildung. Letzteres in folgender Weise: während Schopenhauer meinte, die Vernichtung des Willens zum Leben könne und solle der einzelne durch Askese, d. h. durch möglichste Zurückziehung von der Welt und dem Leben bewerkstelligen, hält Hartmann

[1] Schopenhauer a. a. O. I, 474.

dies für „töricht und nutzlos, ja noch törichter als Selbstmord, weil es langsamer und qualvoller doch nur dasselbe erreicht; denn wenn auch das einzelne Individuum untergeht, fährt der All-Einige Wille nach wie vor mit ungeschwächten Kräften, mit unverminderter Unendlichkeit und Unersättlichkeit des Lebensdranges fort, das Leben zu packen, wo er dasselbe findet und packen kann; denn Erfahrungen machen und durch Erfahrungen klüger werden, kann er ja nicht, und einen quantitativen Abbruch an seinem Wesen oder seiner Substanz kann er durch Zurückziehen einer bloß einseitigen Betätigungsrichtung erst recht nicht erleiden." [1]

Darum verlangt Hartmann statt der individuellen Willensaufhebung Schopenhauers, die ja doch nicht zum Ziele führe, eine universale Willensverneinung. Dazu aber sei jetzt die Menschheit noch nicht reif. Vorläufig müsse deshalb der einzelne seine ganze Persönlichkeit an den Weltprozeß um seines Zieles, der allgemeinen Welterlösung willen, hingeben, müsse unverdrossen im Schweiße seines Angesichts den Weltkarren weiterschieben, — bis das Bewußtsein der Menschheit von der Torheit des Wollens und dem Elend alles Daseins so durchdrungen ist, daß dieselbe eine tiefe Sehnsucht nach dem Frieden und der Schmerzlosigkeit des Nichtseins erfaßt habe [2]. Dann erst, meint Hartmann, sei die glückliche Erlösungsstunde gekommen, wo die greise Menschheit etwa auf einem großen Kongreß den gleichzeitigen gemeinsamen Majoritätsbeschluß faßt, einen allgemeinen Weltstreik zu machen, d. h. gänzlich den Prozeß der jämmerlichen Lebensarbeit einzustellen, sich

---

[1] E. v. Hartmann, Philosophie des Unbewußten. Bd. II, S. 399, 1878.

[2] E. v. Hartmann a. a. O. II, 402, 406.

und das All mit einem Schlag zu vernichten und ins Nirwana zurückzusinken.

Aber nehmen wir an, daß wirklich einmal in der Zukunft die gesamte Menschheit so lebensüberdrüssig werde, daß sie auf einem allgemeinen Pessimistenkongreß den Mehrheitsbeschluß fasse, jeder müsse von morgen an die Lebensarbeit einstellen und sich aus der Welt schaffen; nehmen wir ferner an, dieses internationale Selbstmordgesetz — das wäre offenbar das letzte Gesetz der Menschheit — würde durch den Telegraphen überallhin verkündet und auch getreulich mit oder ohne Polizei ausgeführt, und die ganze Menschheit läge eines schönen Abends in ihrem Blute, — was wäre damit für die Welterlösung gewonnen? Würden deshalb auch alle Tiere und Pflanzen und Atome sterben und vom Elend des Daseins befreit sein? Der sonst so hoffnungslose Pessimismus hofft es und zeigt sich hier auf einmal wunderbar vertrauensselig. Wem fällt da nicht das Wort Napoleons I. ein: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“ [1]

Allein wenn wir auch so die innere Absurdität der pessimistischen Lehre einsehen, so ist doch damit der Pessimismus als Stimmung oder die tiefe Melancholie, die sich so häufig gerade in genialen Persönlichkeiten findet, noch nicht erklärt. Es fragt sich deshalb: woher diese merkwürdige Erscheinung? Ist sie nicht ein Widerspruch zu dem Enthusiasmus und der erhebenden Wonne, die in den vorhergehenden Erörterungen von den Großgeistern behauptet wurde?

Das wäre allerdings der Fall, wenn man die Sache

---

[1] Näheres in meiner Schrift: „Über den Pessimismus“. A. Foesser, Frankfurt a. M. 1880.

im absoluten Sinne fassen würde, d. h. wenn man annehmen würde, daß die eminenten Geister stets im Zustande des Enthusiasmus und zugleich in dem der Melancholie sich befinden. Das wäre unmöglich. Aber wir sagen auch nicht, daß es in der Wirklichkeit so sei, sondern diese seelischen Zustände wechseln in ihrem Gemüte ab, wofür z. B. Beethoven und Richard Wagner sprechende Belege bieten. Und zwar wechseln diese Zustände derart in ihnen ab, daß bei manchen der eine häufiger und intensiver sich zeigt als der andre.

Der Grund aber für die häufige Erscheinung speziell der Melancholie in den bedeutenden Geistern ist verschieden. Den ersten und tiefsten Grund erblicken wir in der empfundenen Unmöglichkeit, seine hohen Ideale vollständig in der Welt zu verwirklichen, infolgedessen das große Streben des Genies nie ganz befriedigt wird, woraus vor allem seine trübe, melancholische Stimmung entspringt.

Der geniale Mensch will in der Welt innerhalb seiner Sphäre das Höchste und Beste leisten, gemäß seinem spezifischen Grundtrieb nach Vollkommenheit. Die Verwirklichung seiner Ideale aber erfährt in der Welt große Hemmnisse, teils durch die Schwierigkeit, das nötige und geeignete Material zu erlangen, wenn es sich besonders um Architekturwerke oder um plastische Gebilde handelt, teils wegen der bedeutenden Unkosten zur Herstellung der betreffenden Erzeugnisse. Ein recht eklatantes Beispiel in dieser Beziehung ist Michelangelo. Was hätte dieser Riesengeist nicht alles geleistet, wenn er nicht in seinem Schaffen durch unüberwindbare äußere schwierige Verhältnisse so häufig gehindert worden wäre! Am leichtesten ist ihm noch gelungen, obschon auch dieses ihm bedeutende Schwierigkeiten bereitete, die Bemalung der Decke der Sixtinischen Kapelle im Vatikan.

Aber seitdem hatte er in seinem Schaffen einen Leidensweg zu durchmessen, der alle seine Kräfte erschöpfte. „Aus dem von freudigem Mut und stürmischer Kraft geschwellten Manne, welcher das Denkmal Julius' II. entwarf (aber nicht vollenden konnte, weil ihm die Mittel und die Zeit dazu mangelten), war ein schwermütig vom Leben sich abwendender Greis geworden. Die dreimalige Vereitlung mit höchster Begeisterung unternommener Riesenpläne bezeichnet die Stufen auf diesem Schmerzensgange, die immer entscheidenderen Siege eines unüberwindlichen Geschickes über seinen dämonischen Geist. Jedem Angriff des Schicksales folgt eine erneute Willenskonzentration, aber jedesmal erscheint sie schwächer. Nicht von Menschen, von elementaren Mächten überwunden kehrte der Müde, seines „Speeres Splitter" in der Hand, von seiner Heldenfahrt heim.

Von diesen 22 Jahren höchster Manneskraft, von dieser unausgesetzten heißen Arbeit — was war ihm geblieben? Drei Statuen vom Juliusdenkmal, sieben nur halbvollendete Figuren in der Sakristei von S. Lorenzo, das unfertige Vestibül der Laurenziana und sonst nur noch wenige Werke: der Christus in S. Maria sopra Minerva, die unausgeführte Statue des Apollo, welche er für Baccio Valori anfertigte, die Modelle für die Gruppe des Herkules und Cacus, deren Ausführung dem hämischen, gemeinen Baccio Bandinelli überwiesen wurde — nichts weiter! Und diese zwei Jahrzehnte hätten genügt, wäre ihm nur die volle Freiheit gewährt gewesen, das Juliusdenkmal mit seinen vierzig Statuen, die Lorenzofassade mit ihrem verschwenderischen Reichtum von Skulpturen, die Mediceerkapelle mit ihren sechs Grabmälern, ihren Malereien, Mosaiken und Stuccos entstehen zu lassen. Unwiderruflich verlorene Zeit, unwiderruflich verlorene Willensenergie, verlorene Hoffnung, verlorener

aufführen sehen. Ebensowenig Interesse fand der große Dichter in seiner Vaterstadt Stratford. Das geht daraus hervor, daß er trotz seines Wohlstandes und seiner Liebenswürdigkeit von den Bürgern dieser 1500 Einwohner zählenden Stadt während der Jahre, die er daselbst verbrachte, zu keinem einzigen Kommunalamt erwählt wurde! Das war also die Ehre, die seine Landsleute diesem großen Manne bei seinen Lebzeiten zuteil werden ließen!!

Noch schlimmer ging es dem genialen Byron, dessen eigene Nachkommen ihn sogar als eine Art Schandfleck für ihre Familie betrachteten und deshalb seine hinterlassenen Memoiren verbrennen ließen!!

Auch selbst Goethe und Schiller wurden bei ihren Lebzeiten von ihren Landsleuten keineswegs gehörig gewürdigt, und wie armselig war speziell des letzteren Leichenbegängnis!

Hier zeigt sich wieder ein merkwürdiger Gegensatz: die mittelmäßigen Köpfe, auch wenn sie nichts Hervorragendes geleistet haben, erlangen in ihrem Leben meistens weit mehr Anerkennung und Auszeichnung, hohe Ämter und Würden, als sie von Rechts wegen verdienen. Aber nach ihrem Tode sind sie — maustot, und kein Mensch kümmert sich weiter um sie, während umgekehrt die großen produktiven Geister im Leben oft zu wenig geehrt werden, dagegen nach ihrem Tode um so mehr. Da feiert man sie in allen Tonarten und Weisen, in pompösen Reden und Schriften, in Festen und Denkmälern und rühmt sich ihrer mit lauter Stimme.

Ein weiterer Grund, weshalb die hervorragenden Geister oft melancholisch gestimmt sind und sich von der Welt möglichst zurückziehen, ist der, weil sie bei ihren Mitmenschen sehr häufig nicht nur keine besonderen Sympathien, sondern das gerade Gegenteil: tiefe Abneigung und Gehässigkeit finden. Und woher dieses?

Woher anders als infolge der **Mißgunst** und des **Neides**, der die Niederen gegen die Höheren verzehrt.

Warum? Weil eben der Großgeist ein Über ist, was diejenigen, die es nicht sind, die Unteren, die gegen ihn nicht aufkommen können, nicht ertragen. „Der Neid“, sagt daher **Schopenhauer**, „ist bei persönlichen Vorzügen andrer am unversöhnlichsten; daher eben Verstand und gar Genie sich auf der Welt erst Verzeihung erbetteln müssen, wo immer sie nicht in der Lage sind, die Welt kühn und stolz verachten zu dürfen.“ Ja, der blasse Neid ist eine häßliche Spezialität und ein trauriges Privilegium der Mittel- und Kleingeisterei, unter welcher der Großgeist viel zu leiden hat. Das bestätigen die Lebensbeschreibungen aller hervorragenden Persönlichkeiten, sowohl aus dem Altertum als dem Mittelalter und der Neuzeit. Wir erinnern nur an die zahlreichen Verbannungen im alten Athen und Rom. Plutarch ist voll davon. Kein bedeutender Mann, mag er Staatsmann oder Feldherr oder Philosoph gewesen sein, war sicher vor der Verurteilung des demokratischen „Scherbengerichts“. Jeder, der sich durch bedeutende Leistungen hervortat, wurde verdächtig und verdächtigt; denn der Neid erzeugt gehässige Verleumdungen und giftige Angriffe.

Dieses hatten später beispielsweise auch die drei größten Geister der Renaissance: **Leonardo da Vinci**, **Michelangelo** und **Raffael** stark an sich erfahren, und in unsrer Zeit besonders **Richard Wagner**, der in den Zeitungen öffentlich Einsprache gegen „die geflissentlichen Verdächtigungen seiner künstlerischen Absichten“ und gegen die Frechheiten der Kritiker erheben mußte, die, wo sie sonst, selbst bei Tadel, sich einer rücksichtsvollen Mäßigung befleißen, ihm gegenüber stets einen Ton absprechender

Geringschätzung anschlugen[1]. Und wie hoch stand er über diesen Pygmäen an Geist und Kunst!

Auch Bismarck blieb natürlich von den Pfeilen des Neides und der Bosheit nicht verschont. In dieser Beziehung bemerkt Vischer treffend: „Es ist nur ganz begreiflich, daß die (politischen) Atomisten dem Manne, dessen Lebenszweck ist, lebendige Einheit, Verband, Gemeinsamkeit zu schaffen, Herrschaft der Vielköpfigkeit zu stürzen, — daß sie diesem das Gegenteil vorwerfen: er wolle nur sein herrisches Ich. Und das Volk hat sich einreden lassen, es sei eine Schande, wenn ein Mann so viel tue; es hat sich scheu machen lassen vor der Zahl 1. Es ist ja wohl ein Unglück, so viel gescheiter und tatkräftiger zu sein als die meisten. Die Menschen können den Gedanken nicht ertragen, daß der Verstand und Wille von so vielen in Einen zusammengefaßt sei; sie hassen ihn und säen Haß gegen ihn. Genie zu sein — das ist immer ein tragisches Schicksal. Auch ist nur ganz wahr, daß es ohne Gewalttätigkeit nicht abgeht, wo ein Geist so hoch hervorragt, und nicht ohne Menschenverachtung, wo er so schwer mit dem Kleinen kämpfen muß.“[2]

Doch der Großgeist läßt sich durch all diese Mißlichkeiten und Hemmnisse seines Schaffens nicht dauernd irritieren. Er selbst kennt keinen Neid und keine Rache; denn das gilt ihm als gemein, und um was soll er auch die minderen Geister beneiden? — Er ist erhaben über diese Niedrigkeiten und auch erhaben über ihre Anfeindungen und Verleumdungen. Er vergilt nicht Böses mit Bösem, sondern schreibt wie Christus ihre Gehässigkeiten

[1] H. S. Chamberlain, Rich. Wagner. S. 45. München 1896.
[2] Vischer, Altes und Neues. Heft 3, S. 141. Stuttgart 1882.

mehr auf Rechnung ihrer Dummheit als ihrer Bosheit. Da er viel Humor, Witz und Satire besitzt, macht er sich lustig über ihre Verkehrtheiten und Torheiten, statt sich über sie zu ärgern.

An den Menschen und Dingen faßt er viel mehr ihre Licht- als ihre Schattenseiten ins Auge — denn auch das Schlimme hat sein Gutes. Darum verfällt er keinem völligen trostlosen Pessimismus. Aber er huldigt auch keinem absoluten Optimismus, da derselbe der Wirklichkeit nicht entspricht. Denn die Welt, wie sie ist, ist nicht die beste. Aber sie hat die Anlage und die Tendenz in sich, immer besser zu werden. Sie unterliegt offenbar der Entwicklung. Der Großgeist steht daher auf dem Standpunkt des fortschreitenden Meliorismus, und er arbeitet selbst mit allen Kräften an dem letzteren[1]. Nach seiner Auffassung nämlich ist die Welt so beschaffen, daß wir in ihr relativ glücklich werden können, wenn wir vernünftig und ernstlich wollen und demgemäß handeln. Wir müssen selbst auch an ihrer steten Verbesserung energisch mitwirken. Damit vermehren wir unser und unsrer Mitmenschen Glück.

Freilich ein absolutes oder vollkommenes Glück ist uns hinieden nicht beschieden, da weder wir selbst noch die Welt und ihre Güter absolut oder vollkommen sind und nie ganz werden können. Wir müssen uns daher mit einem relativen, teilweisen Glück begnügen, wie es unsrer Natur entspricht. Aber wir können und sollen dasselbe mehr und mehr steigern und vervollkommnen. Und

[1] Auf diesem Standpunkt stand z. B. auch Böcklin, wie er von sich selbst bekennt: „Ich bin voll Mut und Vertrauen auf eine bessere Gattung Menschen, weil ich einige wenige habe kennen lernen und nun lustig voraussetze, es gäbe noch mehr solche, man merke es nur nicht, weil das eben die feinen, stillen seien."

wie das möglich ist, das soll uns die Lebensphilosophie lehren[1]. Jeder Großgeist ist darum Lebensphilosoph. Als solcher überwindet er in sich den Pessimismus und die Melancholie und verjüngt und verlängert damit sein Leben.

Ist es doch eine allgemeine Erfahrungstatsache, daß geistig bedeutende Personen meistens ein besonders hohes Alter erreichen. Die Ursache hierfür ist sowohl eine physiologische als moralische. Durch die regelmäßige gehörige Betätigung des Geistes wird nämlich auch dessen Organ, das Gehirn, gestärkt, und da dieses gleichsam die Zentrale des gesamten Nervensystems des Menschen bildet, übt es auch einen stärkenden Einfluß auf dessen ganzen Organismus aus.

Der moralische Grund aber, weshalb geistig hervorragende Menschen sich gewöhnlich einer größeren Lebensdauer erfreuen, ist, weil sie meistens ihr Leben nach vernünftigen Grundsätzen einrichten und die der Gesundheit nachteiligen Leidenschaften mehr beherrschen.

Daß Geistes- und damit Gehirnarbeit ein Mittel zur Lebensverlängerung ist, wird schon durch das alte Sprichwort bezeugt: „Ein Lohn der Philosophie ist langes Leben." Darum sagt der französische Philosoph Maine de Biran: „Die regelmäßige Ausübung unsrer geistigen Fähigkeiten vermindert, indem sie die Lücken unsres Daseins ausfüllt, die Macht des Todes und läßt den Organismus an der ewigen Jugend der Seele teilnehmen." Diese ewige Jugend der Seele wird uns dann zuteil, wenn wir uns intellektuell

[1] Näheres hierüber in meinem letzten Werk: „Überphilosophie. Ein Versuch, die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln." S. 235 ff. Paetel, Berlin 1907.

und moralisch gesund erhalten. Intellektuell gesund aber bleiben wir durch fortgesetztes Studium der Wissenschaften, insbesondere durch die selbständige Erforschung der Wahrheit und die Entdeckung und Produktion immer neuer Gedanken und Tatsachen. Denn dieses gewährt uns das höchste intellektuelle Glück und ist zugleich das beste Mittel, uns auch im Alter jung zu erhalten. Das Neue nämlich, das wir im Geiste finden, regt uns lebhaft an, erfreut uns und macht uns gleichfalls neu. Das Alte aber, das wir immer in uns herumtragen, macht uns schlaff und selber alt. Daher kommt es, daß die großen produktiven Geister meistens ein hohes Alter erreichten, weil sie immer neue Aufschwünge in ihren Gedanken nahmen und dadurch sich stets selbst erneuert und verjüngt haben, während die Kleingeister in ihrer täglichen Tretmühle des Gedankens, in ihrem „ewigen Einerlei" mehr und mehr versumpfen und bald verwelken.

Zahlreich sind die Beispiele hochbetagter berühmt gewordener Gelehrten, Philosophen, Dichter, Schriftsteller und Staatsmänner. Aus dem Altertum erwähne ich: die Philosophen Thales, Pythagoras, Sokrates, Plato, Demokrit, Diogenes, Epicur, Epiktet, der 110 Jahre alt wurde, und Theophrast, der in seinem 99. Jahre noch das Buch „über den Charakter" schrieb; ferner den Nestor der Ärzte Hippokrates, den Dichter Sophokles, der noch in seinem 100. Lebensjahre den „Ödipus" verfaßte, und die Staatsmänner Solon, Cato und Cicero. Aus der späteren Zeit sind zu nennen die Naturforscher Galilei, Newton, Kopernikus, Kepler, Athanasius Kircher und Leibniz, sowie die Künstler Petrarca, Titian, Michelangelo und Lucas Cranach. Aus der Neuzeit die Gelehrten: Franklin, Linné, Réaumur, Gauß, Kant, Hufeland, A. v. Humboldt, Ranke, Pettenkofer; die Dichter:

Voltaire, Gleim, Wieland, Goethe, Viktor Hugo; die Staatsmänner: Talleyrand, Metternich, Thiers, Gortschakoff, Bismarck; die Fürsten: Kaiser Wilhelm I. und Papst Leo XIII.

VI. Erhabene ethische Gesinnung.

Aus dem im Vorhergehenden Gesagten ergibt sich ein hoher moralischer Charakter, der gleichfalls dem Großgeist eignet und demselben wesentlich ist. Ja, auch in ethischer Hinsicht überragt der Großgeist die andern Geister, steht er auf der obersten Stufe, wenigstens der Gesinnung und dem Streben nach.

Wie nämlich alles in der Welt, so hat bekanntlich auch die Moralität bei den Menschen sehr verschiedene Stufen und Arten. Die Stufen lassen sich hauptsächlich nach den Beweggründen bemessen, welche die Menschen zur Ausübung des Guten und zur Meidung des Bösen bestimmen. Der niedrigste Beweggrund ist die Furcht vor der Strafe, sei es der zeitlichen oder der ewigen. Auf diesem Standpunkt stehen meistens die trivialen Menschen. Wenn sie auch gewöhnlich nicht schlecht sind, wenn sie auch keine Verbrechen begehen, so tun sie es nur, weil sie die schlimmen Folgen fürchten, welche für sie daraus entstehen könnten. Wären keine schweren Strafen zu gewärtigen, weder im Diesseits noch im Jenseits, dann würden sie ohne Scheu, ja oft mit Vergnügen gleichfalls schwere Verbrechen begehen. Diese Leute lieben also nicht das Gute und verabscheuen nicht das Böse, sondern sie lieben eigentlich das letztere, tun es nur nicht, bloß aus Furcht vor den unangenehmen Folgen — ähnlich wie auch der Hund sich

von diesem und jenem enthält, weil er die Peitsche seines Herrn fürchtet.

Das ist die niedrigste Stufe der Moralität, der pönalistische Standpunkt.

Etwas höher in der Sittlichkeit stehen jene, die sich dem Guten aus Hoffnung auf Belohnung widmen, mag diese Belohnung eine irdische oder eine jenseitige sein. Das ist der eudämonistische Standpunkt. Man übt die Tugend um seines eigenen Glückes willen. Die erstgenannten wollen sich durch ihr sittliches Verhalten nicht unglücklich, die zweiten wollen sich durch dasselbe glücklich machen.

Auf diesem Standpunkt steht im großen ganzen das mittlere Volk, besonders das religiöse Landvolk. Es hofft auf zeitlichen, noch mehr auf ewigen Lohn. Auch dieser Standpunkt ist nicht rein ethisch; denn auch hier spielt der Egoismus, die Aussicht auf Belohnung, die Hauptrolle. Fiele dieselbe hinweg, dann würde bei ihnen auch das gute Verhalten, das gute Tun hinwegfallen. Die Moralität ist hier immer noch mehr oder minder Geschäftssache, Sache des persönlichen Nutzens, also eigennützig.

Höher dagegen stehen jene, die das Gute um der Pflicht willen tun, weil es für sie ein Gesetz ist. Das ist der loyale Standpunkt. Man tut das Rechte, weil es Schuldigkeit ist, aus Achtung vor dem kategorischen Imperativ. Weil die Pflicht ruft, deshalb folgt man; weil die Pflicht gebietet, deshalb handelt man. Die Pflicht ist also das Heilige, dem man sich unterwirft.

Auch dieser Standpunkt ist nicht der höchste und beste. Denn auch die Pflicht oder der Wille eines andern, dem man sich fügt, ist etwas Äußerliches, nicht in der guten

Handlung selbst Liegendes. Diese Leute tun das Gute, weil es ihnen von irgendeiner autoritativen Seite geboten ist. Wäre es ihnen nicht geboten, dann würden sie es auch nicht tun.

Noch höher als die bloßen Pflichtmenschen stehen auf der ethischen Skala jene, die das Gute um seiner selbst willen vollbringen, weil es eben gut oder innerlich wertvoll und auch in sich schön ist. Das erstere ist der rein ethische, das zweite der ethisch-ästhetische Standpunkt. Beides zusammen bildet die höchste Stufe in der Moralität, da hier die Motive zum guten Handeln in diesem selbst liegen, also innerlich und rein sachlich, und uneigennütziger, edelster Art sind.

Auf diesem höchsten moralischen Standpunkt steht der Großgeist. Er liebt und übt die Tugend wegen ihres inneren Wertes und ihrer geistigen Schönheit, auch wenn er keinen äußeren Lohn dafür bekommt, und, falls er es unterläßt, keine Strafe dafür zu gewärtigen hat, auch wenn sie ihm nicht geboten ist. Und was Tugend und Untugend, was gut und böse ist, das schöpft der Großgeist hauptsächlich auch nicht aus äußeren Quellen, sondern aus seinem Innern. Ja, auch auf dem ethischen Gebiete liegen seine Leitsterne wesentlich in ihm selbst: in seiner theoretischen und praktischen Vernunft, in seinem Wissen und Gewissen. Ebensowenig als er etwas für wahr und schön annimmt, was seiner Vernunft und seinem ästhetischen Gefühle widerspricht; ebensowenig nimmt er etwas für gut oder böse an, was er nicht als solches einsieht, was mit seinem Gewissen unvereinbar ist. Also auch in der Moralität ruht der Schwerpunkt für den Großgeist in ihm selbst, in seinem physio-psychischen Wesen. Er besitzt einen feinen ethischen Sinn, einen Sinn für das Rechte und Gerechte, für das

Passende und Unpassende, einen moralischen Takt, ähnlich wie in der Ästhetik.

Dieser Takt geht den Volksmassen und auch vielen sogenannten Gebildeten, wie die Erfahrung lehrt, vielfach ab. Ich erinnere nur beispielweise an den jüngsten Nasi-Kult in Italien! Also einem gewesenen Minister, der von der eigenen Staatsbehörde beschuldigt wird, viele Tausende unterschlagen und für sich verwendet zu haben und deshalb zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt wurde, erweist das Volk besondere öffentliche Ehren und erhebt ihn auf den Schild wie einen Helden! Welch ein gewaltiges moralisches Defizit bekundet dieses Verhalten! —

Dasselbe ist der Fall mit dem Kult der Exkronprinzessin von Sachsen, der Gräfin Montignoso, der jetzigen Frau Toselli. Als sie nach ihrer Ziviltrauung in London mit dem Klavierlehrer Toselli am 28. September 1907 früh in Florenz ankam, wurden sie auf dem Bahnhof von einer sehr großen Volksmenge lebhaft empfangen und nach den Zeitungsberichten sehr enthusiastisch begrüßt! — So macht es der Pöbel, ohne und mit Glacé-Handschuhen, der Pöbel in der Mütze und im Zylinder! —

Und wie niederträchtig zeigt er sich, laut Zeugnis der Geschichte, bei den Revolutionen! Da ist ihm nichts heilig, nichts ehrwürdig, nichts wichtig; da zertritt und zerstört er alles, was ihm in den Weg kommt, auch wenn es noch so wertvoll, noch so kostbar ist.

Auf solche erbärmlichen Erscheinungen schaut der Großgeist mit tiefster Verachtung und zugleich Mitleid, weil er einer solchen Handlungsweise durchaus unfähig ist; denn er ist der höchste Aristokrat nicht nur der Intelligenz und der Leistung, sondern auch der Gesinnung und des Charakters. Rechts- und Ge-

rechtigkeitssinn gepaart mit Billigkeit und Ehrenhaftigkeit ist sein hervorstechender Charakterzug.

Eine herrliche Illustration bietet uns hierfür aus der Geschichte beispielsweise der Gründer der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Washington. Von ihm berichtet sein Biograph J. Sparks: „Seine Gemütsart hat sich in seinem öffentlichen wie in seinem Privatleben offenbart, und seine Größe zeigte sich sowohl in dem einen als in dem andern. Dieselben Eigenschaften, durch die er über den Willen eines ganzen Volkes erst als oberster Feldherr und dann als erster Beamter herrschte, erwarben ihm auch als Mensch die Liebe und Achtung aller übrigen Menschen. Weisheit, Gerechtigkeit, Vorsicht und Festigkeit waren seine vorherrschenden Eigenschaften. Kein Mensch erkannte die folgenreiche Wichtigkeit der Dinge und Handlungen deutlicher, keiner hat je dem eigenen Nutzen, der Parteilichkeit und dem Vorurteil so gänzlich entsagt, wo es darauf ankam, zwischen Wahr und Falsch, zwischen Recht und Unrecht zu entscheiden, bei allen Fragen, bei allen Verhältnissen, die ihm vorkamen. Er überlegte langsam, seine Entscheidung war aber sicher; und hatte er einmal einen Entschluß gefaßt, so ging er selten wieder davon ab und ermattete nie bei Ausführung eines Dinges, bis es vollendet war. Sowohl physischer als moralischer Mut war ein Teil seines Wesens. Und in der Schlacht wie in dem Sturm bürgerlicher Aufregungen fürchtete er die Gefahr nicht und war gleichgültig über das, was ihn betreffen konnte.

Er war von jenem edlen Ehrgeiz durchdrungen, der danach strebt, in allem, was er unternimmt, das Höchste zu erreichen und sich die Herrschaft über die Gemüter der Menschen dadurch zu erwerben, daß er ihre Glückseligkeit befördert und ihre Liebe

gewinnt. Nicht gleichgültig gegen das Lob und eifrig bemüht, es zu verdienen, wich er doch keinen Fuß breit, um den Beifall der Menschen dadurch zu erringen, daß er ihrer Eitelkeit schmeichelte oder ihrem Eigensinn nachgab. Vorsichtig ohne Mutlosigkeit, kühn ohne Unbesonnenheit, kaltsinnig im Überlegen, überlegt, aber fest im Handeln, klar in der Voraussicht, geduldig in Widerwärtigkeiten, standhaft, ausdauernd und stets die Herrschaft über sich selbst bewahrend, trat er einem jeden Hindernis, das ihn auf dem Wege zu Ehre, Ruhm und Glück aufhalten wollte, unerschrocken entgegen und besiegte es. — Seine moralischen Eigenschaften standen zu den geistigen im vollkommensten Gleichgewicht. Die Pflicht diente allen seinen Handlungen zur Richtschnur, und die ausgezeichneten Eigenschaften seines Geistes benutzte er ebenso oft dazu, die Reinheit seines Gewissens zu bewahren, als um die besten Mittel zur Ausführung seiner Absichten zu ersinnen. Es läßt sich kein Beispiel anführen, daß ihn je ein unreiner Beweggrund geleitet oder er unwürdige Mittel angewandt hätte, um seine Absicht zu erreichen." [1]

Was so sein Biograph von Nordamerikas größtem Manne sagt, das bestätigten alle, die ihn näher kannten, und selbst seine politischen Feinde, die angesehensten Engländer, wie wir schon früher aus einer Rede des Staatsmannes Fox vom 31. Januar 1794 gehört haben; und Lord Erskine schrieb von London aus am 15. März 1795 an Washington: „Ich rühme mich einer ausgebreiteten Bekanntschaft in den ersten, gebildetsten Klassen der Menschen;

---

[1] J. Sparks, Leben und Briefwechsel Georg Washingtons. Nach dem Englischen herausgegeben von Friedrich von Raumer. Bd. I, S. 556. Brockhaus, Leipzig 1839.

aber Sie sind der einzige Sterbliche, für den ich stets die allerhöchste Verehrung empfunden habe.“ [1]

Auch selbst **Jefferson**, der Vizepräsident unter der Regierung Washingtons, obschon aus persönlicher Rivalität dessen Gegner, schrieb in seinen gedruckten Briefen über denselben: „Seine Biederkeit war reiner und seine Gerechtigkeit unbeugsamer, als dies je bei einem Menschen vorgekommen ist: die Beweggründe des Vorteils, der Verwandtschaft, der Freundschaft oder Abneigung hatten nie den geringsten Einfluß auf seine Entscheidung. Er war in der Tat in jedem Sinn ein weiser, ein guter und großer Mann.“ [2]

Ja, in Washington haben wir das leibhaftige Bild des Großgeistes in ethischer Beziehung.

VII. Unerschütterlicher Gleichmut. Größte Treue.

Ruhig und majestätisch wie ein Fels im Meere — so steht der Großgeist mit sicherem Blick, festem Willen, Mut und Tapferkeit in der Welt, ohne sich von deren Unruhen und Brandungen erschüttern zu lassen. Denn seine ständige Weisheit und durchgängige Rechtlichkeit gibt ihm einen tiefen Seelenfrieden und damit einen festen moralischen Halt in allen Vorkommnissen des Lebens. Bescheiden in seinen Ansprüchen an dasselbe, mäßig in seinen Hoffnungen, durch Erfahrungen klug, wird er in seinen Erwartungen selten getäuscht und durch seine Verluste nicht aus der Fassung gebracht. Besitzt er doch ein sehr starkes Selbst- und

[1] Ebend. I, 523.
[2] Ebend. I, 545.

Gottesvertrauen, das ihn auch im großen Unglück nicht verzweifeln läßt, sondern über alle Leiden und Schicksale hinweghebt. Der Großgeist ist ein Stoiker. Er verwirft nicht die sinnlichen Genüsse und die Weltfreuden; denn das wäre einseitig, und auch sie haben, recht betrachtet und vernünftig gekostet, wertvolle Seiten. Aber er läßt sich nicht von ihnen beherrschen, so wenig als er sich von Unglücksschlägen niederbeugen läßt, sondern er bleibt erhaben über ihnen, als ihr Herr und Gebieter und bewahrt damit den inneren Gleichmut. Und kommt derselbe doch manchmal durch starke Versuchungen und heftige Leidenschaften oder durch harte Schicksalsstöße aus seiner Ruhelage, so ist das nur vorübergehend, nicht tiefgreifend; denn alsbald ergreift wieder der souveräne Vernunftwille in ihm fest das Szepter und stellt das innere und äußere Gleichgewicht wieder her.

Von solcher Charakterart waren z. B. im Altertum Sokrates sowie die stoischen Philosophen: Zeno aus Cypern und dessen Schüler Kleanthes und Chrysippus, ferner Diogenes von Seleucia, der den Stoizismus nach Rom brachte, und unter den Römern: Seneca, Musonius Rufus, Epiktet und Kaiser Mark Aurel. In der späteren Zeit zeichnete sich durch großen Gleichmut hauptsächlich der Philosoph Spinoza aus. Dieser hatte wegen seiner Ansichten und Schriften sowohl von seinen ursprünglichen Religionsgenossen, den Juden, als auch von den Christen viele Anfeindungen zu erleiden. Aber er ließ sich durch all das nicht aus der Fassung und philosophischen Ruhe bringen, sondern lebte in stiller Einsamkeit, größter Einfachheit und Mäßigkeit friedlich seinen Studien und wissenschaftlichen Arbeiten.

Am meisten aber wurde sein Gleichmut auf die Probe gestellt, als sein Freund Jan de Witt und dessen Bruder

Cornelius im Haag bei einem politischen Aufstand von dem zur höchsten Raserei getriebenen Pöbel ergriffen und unter grausamer Verstümmelung ermordet wurden. Dieses geschah am 20. August 1672, nahezu vor den Augen Spinozas. Zeitgenossen berichten, daß der Philosoph von diesem so tragischen Ende seiner Freunde wohl tief ergriffen worden und in Tränen ausgebrochen sei, aber sich alsbald wieder derart beruhigt habe, daß seine Bekannten ihn gefragt hätten, wie er denn das Gleichgewicht seines Gemütes so schnell wieder habe gewinnen können. Darauf habe er geantwortet: „Wozu nützte alle Weisheit, wenn wir, gleich dem großen Haufen den Gemütsbewegungen verfallend, nicht die Kraft hätten, uns von selbst wieder zu erheben?“ [1]

Damit hängt eine weitere Charaktereigenschaft des Großgeistes zusammen: seine bewunderungswürdige Treue. Sie ergibt sich aus der Wahrhaftigkeit, deren Tochter sie ist. Daß der Großgeist ein Mann der Wahrheit ist und deshalb die Wahrheit außerordentlich liebt, haben wir bereits gehört. Infolgedessen ist er auch ein Mann der Treue; denn diese ist nichts andres als praktische Wahrhaftigkeit, Wahrhaftigkeit in der Tat, während die Untreue Falschheit ist. Bei all seiner lebhaften geistigen Beweglichkeit und Entwicklung ist er treu seinen als wahr erkannten Prinzipien, treu seinem Wesen, treu seinen Worten, treu seinen Freunden, solange sie sich seiner würdig erweisen. Darum kann man sich auf ihn verlassen; denn er besitzt einen festen Charakter. Er hält sein gegebenes Wort, wenn es ihm äußerst möglich ist, auch selbst dann, wenn es ihm nachträglich sehr unangenehm erscheint, es gegeben

---

[1] Lucas, Biographie Spinozas. W. Bolin, Spinoza. S. 94. Berlin 1894.

zu haben und es ihm schwere Opfer kostet. Insbesondere ist er treu der großen Mission, der hohen Aufgabe, die ihm in der Welt geworden; diese vollständig zu erfüllen, scheut er keine Mühen, keine Anstrengungen, selbst den Tod nicht, wenn er hierzu gefordert wird.

Ein solcher Mann der erhabenen Treue war z. B. Johannes der Täufer sowie derjenige, dessen Wege er bereitete, Christus: beide predigten nicht nur ihre Lehre, sondern lebten sie auch und starben für sie und bewiesen durch ihren freigewählten Tod die Wahrhaftigkeit ihres Wollens.

Desgleichen Sokrates, der lieber den Giftbecher trinken wollte, als seinem Berufe untreu werden. Nicht minder Dante, indem er vorzog, jahrelang das Brot der Verbannung zu essen und ferne von seiner geliebten Vaterstadt zu sterben als seine Grundsätze zu verleugnen.

Auch Washington gehört hierher, von dem es heißt: „Wahrheit, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit waren tief eingewurzelt in seiner Seele, und nichts konnte so leicht seinen Unwillen erregen oder sein Vertrauen so gänzlich zerstören, als wenn er den Mangel dieser Tugenden an denen entdeckte, denen er sein Zutrauen geschenkt hatte. Schwachheiten, Torheiten und Irrtümer konnte er vergeben; aber Hinterlist und Unredlichkeit vergaß er nie und verzieh er nur selten. Er war einfach und offenherzig, wahrhaft gegen seine Freunde und treu gegen alle; nie übte er Verstellung, ließ sich nie zu Kunstgriffen herab und versprach nie etwas, das er nicht glaubte erfüllen zu können.“ [1]

Desgleichen war der Philosoph Kant, wie ein Mann

---

[1] J. Sparks, a. a. O. I, 557.

der größten Wahrhaftigkeit und Geistesschärfe, so ein Mann der pünktlichsten Treue. Bei ihm galt es: ein Wort, ein Mann! Wenn er einmal bedingungslos sein Wort gegeben hatte, so hielt er es sicher, ja er hielt es auch, wenn er jemand auch nur eine Andeutung gemacht hatte.

So hatte z. B. der Sohn seines Freundes Nicolovius den Entschluß gefaßt, Buchhändler zu werden. „Kant billigte den Plan und ließ dabei von fern merken, daß er selbst dem künftigen Geschäft, wenn es zustande komme, sich gern nützlich beweisen wolle. Diese Andeutung bewährte er wie ein festes Versprechen. Er gab Nicolovius seine Schriften gegen ein Geringes in Verlag und lehnte die vorteilhaftesten Anerbietungen andrer Buchhändler ab, aus Teilnahme für den Sohn seines Freundes [1].

Aber er machte auch diese Pünktlichkeit und Treue bei andern zur ersten Bedingung seines Vertrauens. Hier konnte man es leicht mit ihm verderben. Unzuverlässigkeit, namentlich bei jungen Leuten, mochte er am letzten verzeihen. Einem Studenten, der versprochen hatte, zu bestimmter Stunde bei ihm zu erscheinen und nicht erschienen war, machte er die ernstlichsten Vorwürfe und erlaubte ihm nicht, bei einem öffentlichen Disputationsakte, der eben stattfinden sollte, zu opponieren: „Sie möchten doch nicht Wort halten, sich nicht zum Disputationsakt einfinden und dann alles verderben." [2]

[1] K. Fischer, Kants Leben und die Grundlagen seiner Lehre. S. 82. Mannheim 1860.

[2] Borowski, Darstellung des Lebens und Charakters J. Kants 1804. S. 127.

VIII. Höchste Liebe.

Im ersten Teil haben wir gehört, daß dem Großgeist das intensivste Denken zukommt, indem er nicht bei der Oberfläche der Dinge stehen bleibt, sondern in deren Wesen eindringt, um selbst das Grundwesen von allem zu erfassen. Indem er nun erkennt, daß alle Dinge im Grundwesen eins sind — das ist die tiefste Erkenntnis —, so ergibt sich für ihn als notwendige Konsequenz die allgemeine Wesenliebe. Denn die Liebe beruht überhaupt auf der Einheitlichkeit oder Harmonie zweier oder mehrerer Wesen — das ist ihr tiefster Grund —, und sie strebt nach Einheit und Vereinigung; das ist ihr höchstes Ziel. Darum fühlen sich die Liebenden so unglücklich, wenn sie voneinander getrennt sind, dagegen um so glücklicher, je inniger sie vereinigt sind. Das Bewußtsein also von der grundwesentlichen Einheit aller Wesen erzeugt im großen Geiste — und nur ein solcher kann diese Wahrheit mit Ursprünglichkeit, voll und ganz erfassen[1] — eine starke Liebe zu allen Dingen; natürlich mit verschiedenen Graden und in verschiedenen Arten.

Eine solche allgemeine Wesenliebe hatte vor allen, soweit wir geschichtlich wissen, Buddha, der Weise von Indien. Denn er erkannte zuerst klar und tief die grundwesentliche Einheit aller Dinge. Er wußte, daß wir mit

---

[1] Ist es doch ein großer Unterschied, eine Wahrheit durch eigenes Denken zu erkennen oder sie nur von andern zu lernen, wie es weitaus die meisten tun. Das letztere ist nur ein sekundäres und tertiäres Wissen und hat deshalb wenig praktischen Erfolg; das Erstere aber ein primäres Wissen und gewährt daher tiefe persönliche Überzeugung sowie entsprechende lebhafte Gefühle und Willensimpulse.

allen Wesen etwas gemein haben, mit den einen mehr, mit den andern weniger. Und er drückte dies in der Formel aus: »Tat twam asi«, „Du bist ich". Das heißt: das Sein, das in mir ist, ist auch den Grundzügen nach in dir, sowie in allen übrigen Menschen, selbst in allen Tieren und in allen Pflanzen, ja sogar in den Mineralien — alle haben mehr oder minder gemeinsame Eigenschaften mit mir: die Mineralien das reale Sein, die molekulare Systematik und Kräfteenergetik; die Pflanzen außerdem die Organisation und das Leben; die Tiere außerdem die Ortsbewegung und das Sinnen- oder niedere Seelenleben; die Menschen außerdem die Vernunft- und Willenstätigkeit oder das höhere Seelenleben. Auf dieser durchgängigen Einheitlichkeit und Gemeinsamkeit beruht der kausale Zusammenhang oder die Wechselwirkung aller Dinge sowie die allgemeine Wesenliebe in den großen Geistern, welche dies recht erfaßt haben.

Zu denselben gehört auch Schiller, indem er sagt: „Liebe also — das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Widerschein dieser einzigen Urkraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen. Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe ... Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahnten höheren Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unsrer Geliebten ... Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im kleinen und großen der Natur

aufzulesen und zu dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder einzelne die Welt."

Wie also der Großgeist im Denken, nach dem früher Erörterten, universell ist, indem er alle bedeutsamen Wahrheiten zu erfassen sucht, und wie er es nicht minder im Wollen ist, indem er nach möglichst vielen großen Leistungen strebt, so ist er auch universell in der Liebe. Er liebt alles, was seiner Liebe wert erscheint, alles, was mit seinem Wesen harmoniert: alles Wahre, Gute und Schöne. Für all das hegt er Interesse und pflegt es mit Wärme. Denn mit Recht sagt Leonardo da Vinci: „Je größer der Mann, desto tiefer seine Liebe." Und Dante bemerkt: „Liebe und ein edles Wesen ist dasselbe."

Speziell den Menschen gegenüber betätigt der Großgeist seine Liebe nicht nur durch bedeutende Mildtätigkeit und aufrichtige Teilnahme an ihrem Leid, sondern auch durch seine unsterblichen Werke, die er für sie schafft, und durch die er sie fort und fort in der Kultur fördert. Und da seine hervorragenden Geistesprodukte stets in der Welt weiter wirken, so lebt auch sein Segen und seine Liebe in der Menschheit fort bis in die fernsten Zeiten. So beglücken uns heute noch Homer, Sophokles und Euripides, heute noch Plato, Aristoteles und die griechischen Künstler mit ihren unvergänglichen herrlichen Erzeugnissen.

Die Liebe des Großgeistes ist also nicht nur der Ausdehnung, sondern auch der Zeit nach universell, ja in gewissem Sinne ewig.

Was nun insbesondere die Frauenliebe betrifft, so ist auch in dieser Beziehung der Großgeist nicht einseitig;

das würde seinem universalistischen Charakter widersprechen. Er liebt alle guten, edlen und schönen Frauen, soweit er sie im Leben als solche, sei es persönlich, sei es durch ihr Wirken, kennen lernt — freilich nicht in gleichem Grade, sondern je nach ihrem Werte —, und darum kettet er sich nicht leicht an eine einzige. Darum ist er für die Ehe nicht recht geeignet.

Daraus erklärt sich die geschichtliche Tatsache, daß die meisten großen Geister ehelos blieben: wie Buddha, Pythagoras, Platon, Christus, Paulus, Augustinus, Thomas von Aquino, Leonardo da Vinci, Michelangelo, Raffael, Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Beethoven. Auch Shakespeare lebte meist von seiner Frau getrennt, und Goethe wartete lange, bis er in die Ehe trat. Richard Wagner war nicht glücklich in seiner ersten Ehe, weil seine erste Frau, so tüchtig sie im allgemeinen war, seine Genialität nicht zu würdigen verstand.

Überhaupt sind die großen Geister in der Frauenliebe nicht sehr glücklich. Warum? Weil sie sich in ihrer Phantasie ein hohes weibliches Ideal gestalten, das sie dann in der Wirklichkeit nicht finden, oder wenn sie es finden, nicht besitzen können.

Das Letztere war z. B. bei **Dante** der Fall. Da seine reich begabte Natur sehr frühzeitig entwickelt war, hatte er schon als Knabe ein junges Mädchen mit größter Innigkeit geliebt: Beatrice, welcher er im Hause ihres Vaters Folco Portinari in Florenz bei einem Frühlingsfeste zum erstenmal begegnet war, und die auf ihn einen solch tiefen Eindruck machte, daß er ganz für sie eingenommen ward und sie wie ein höheres Wesen betrachtete und verehrte. Hören wir ihn selbst darüber: „Sie erschien gegen Anfang ihres neunten Jahres, und ich sah sie gegen Ende

meines neunten Jahres. Sie erschien mir in herrlicher sittsamer und schlichter blutroter Farbe gekleidet, gegürtet und geschmückt in der Art, wie es ihrem zarten Alter nach ziemte ... Von da an hat die Liebe meine Seele beherrscht, welche ihr alsbald vermählt ward, und die Liebe begann durch die Macht, welche meine Einbildungskraft ihr verlieh, so große Sicherheit und solche Herrschaft über mich zu gewinnen, daß ich völlig alles tun mußte, was sie von mir verlangte. Oftmals verlangte sie von mir, den Anblick dieses blutjungen Engeleins zu suchen, weshalb ich öfters in meinem Knabenalter sie aufzusuchen ausging, und ich sah an ihr ein so edles und liebliches Betragen, daß man fürwahr jenes Wort des Dichters Homer auf sie anwenden konnte: nicht von sterblichen Menschen, von einem Gotte scheint sie geboren." [1]

Beatrice wurde für Dante zum höchsten Ideal, zur Triebfeder für alles Große und Edle; durch sie ward er „erhaben über den gemeinen Haufen" [2] und auf den Weg der Tugend geleitet[3], „aus der Sklaverei herausgeführt zur Freiheit". [4]

Aber besitzen sollte er sie nicht: das war das Tragischste in seiner Liebe; denn neun Jahre, nachdem er sie zum erstenmal geliebt hatte, wurde sie einem reichen Florentiner, Simone de Bardi, in die Ehe gegeben, und sie starb schon im Jahre 1290 in einem Alter von 24 Jahren.

Doch der Dichter gab seine schwärmerische Liebe zu ihr trotz alldem nicht auf, auch dann nicht, als er selbst 1293

---

[1] Dante, Vita nuova. § 3.
[2] Dante, Comedia, Inf. II, 105.
[3] Ebend. Purgat. XXX, 121.
[4] Ebend. Purgat. XXX, 85.

mit Gemma, der Tochter des Manetto aus dem adligen Geschlechte der Donati, sich verehelichte[1]. Beatrice war seine erste, seine höchste und seine letzte Liebe. Nach ihrem Tode wurde sie für ihn noch mehr vergeistigt und verklärt. Sie ward ihm die Personifikation aller Tugenden, die Repräsentantin aller Schönheit, die „Hoffnung der Seligen, die von den Engeln des Paradieses ersehnt wird", das Symbol der himmlischen Weisheit und Liebe und in seinem großen Gedichte „Divina Comedia" die Führerin durch das Paradies, die ihm die Geheimnisse des jenseitigen Lebens deutet.

Auch **Petrarca** war unglücklich in seiner Liebe. Was für Dante die Beatrice, war für ihn die Laura. Auch sie, für die er in Liebe glühte, sollte er nicht besitzen; denn sie wurde am 6. April 1327 die Gemahlin des Hugo de Sade. Aber dennoch fuhr er fort, sie schwärmerisch zu lieben bis zu ihrem Tode, der am 6. April 1348 erfolgte, ja über das Grab hinaus, bis zu seinem letzten Lebenshauche am 18. Juli 1374. Auch spielte sie in seinen Schriften eine ähnliche Rolle wie Beatrice in denen Dantes. Seine Hauptdichtungen führen den Namen „Triumphe". Er kleidete sie in Visionen, in denen ihm bekannte Persönlichkeiten aus alter und neuer Zeit erscheinen, zur Verherrlichung einer Idee in einem festlichen Zug vereinigt. Die Grundidee dieses Werkes ist die Darstellung des Menschenlebens in seinen bedeutendsten Zuständen, die teils aus der sinnlichen Begierde oder der niederen Liebe, teils aus dem vernünftigen Willen oder der höheren Liebe entspringen. Die erstere, die niedere Liebe, repräsentiert durch Amor, feiert den

[1] Hettinger, Göttliche Komödie. 2. A. S. 16. Herder, Freiburg i. Br. 1889.

ersten Triumph, hauptsächlich in der lebenslustigen Jugend. Da führt sie das Szepter. Aber nur allzurasch verfliegt diese Zeit und mit ihr die Glut der sinnlichen Liebe und ihre Triumphe. Mit den reiferen Jahren tritt an ihre Stelle die Vernunft und der von ihr geleitete Wille, repräsentiert durch die geliebte Laura. Diese feiert einen größeren Triumph als Amor.

Doch auf beide folgt der Tod, der Allbezwinger, dem alles auf Erden unterliegt, und der deshalb über alles Irdische triumphiert.

Aber etwas vom Menschen unterliegt ihm nicht: der wahre Ruhm. Dieser überwindet auch selbst den Tod, indem er über das Grab hinausreicht — ein weiterer hoher Triumph.

Doch auch der Ruhm erlischt mit der Länge der Zeit, die Zeit aber währt fort und überdauert selbst den Ruhm und triumphiert so über denselben. So ist auch die Zeit eine Großmacht.

Indes auch sie vergeht und wird überwunden von der Ewigkeit. Diese aber vergeht nie, sondern dauert immer. Und das ewige Sein ist das göttliche Sein, ist Gott. Dieser feiert also den höchsten Triumph, den Triumph über alles, weil er alles überdauert und von nichts übertroffen wird. Laura aber, die Unvergleichliche, die Göttliche, lebt in Gott und nimmt darum teil an dem ewigen Sein und dessen höchsten Triumph. Und durch ihre Vermittlung hofft es auch der Dichter[1].

Ein ähnliches Schicksal wie dem Dante und dem Petrarca in der Liebe war auch dem dritten der größten

[1] Vgl. E. Förster, Raffael. I, 52. Leipzig 1867. — C. L. Fernow, Fr. Petrarca. Leipzig 1818. — A. Mézières, Pétrarque. Paris 1895.

mit G[illegible] Gesc[illegible] seir[illegible] T[illegible] zu' Dichter Italiens, dem Torquato **Tasso**, beschieden. In Sorrent am 17. März 1544 geboren, zeigte er alsbald eine außerordentliche Frühreife. Schon im dritten Lebensjahre wurde er in die Schule geschickt, die er mit großer Lust besuchte. Dabei war sein Benehmen fern von dem heiteren Mutwillen andrer Kinder dieses Alters, von ungewöhnlichem Ernst. Auch in der höheren Schule der Jesuiten in Neapel bekundete er eine solche Lernbegier, daß er oft in der Nacht aufstand, um zu studieren, infolgedessen er glänzende Fortschritte, besonders im Lateinischen und Griechischen machte. Nach dem Willen seines Vaters Bernard, der, obwohl selbst ein nicht unbedeutender Dichter, dennoch auch im praktischen Leben sehr trefflich und im Charakter edel gesinnt war, sollte Torquato die Rechtswissenschaft an der Universität in Padua studieren, die er im Alter von 16½ Jahren bezog. Aber dieses Studium widersprach so sehr seinen Naturanlagen, daß er es bald aufgab, um sich um so begeisterter der Dichtkunst hinzugeben. Seine erste bedeutende poetische Frucht war das Epos Rinaldo, das er im Alter von 18 Jahren schuf, und das bereits seine hohe dichterische Begabung in herrlicher Weise offenbarte. Dabei studierte er eifrig Philosophie und Geschichte und zeichnete sich durch öffentliche Disputationen an der Universität Bologna so aus, daß er die allgemeine Bewunderung erregte und, obwohl erst 19 Jahre alt, in die neu errichtete Akademie daselbst aufgenommen wurde.

Nun begann er bereits sein größtes Dichtungswerk, das die Befreiung Jerusalems von den Ungläubigen zum Gegenstand hat. Um ihm Muße für seine poetischen Arbeiten und eine gesicherte sorgenlose Lebensstellung zu geben, nahm ihn der Kardinal Ludwig von Este und dann dessen Bruder, der Herzog Alfons von Ferrara, im Jahre 1565

als Hofkavalier bei sich auf. Dieser hatte zwei Schwestern, die Prinzessinnen Leonore und Lucrezia, an seinem glänzenden Hofe, die beide schön und geistreich, hochgebildet und voll Begeisterung für die Wissenschaften und die Künste waren und deshalb dem jungen berühmten Dichter Tasso sehr rasch ihre hohe Gunst zuwandten. Er wurde ihr täglicher Begleiter und Gesellschafter, las ihnen seine poetischen Ergüsse und andre Werke vor und machte auf sie schmeichelhafte Sonette.

Anfangs 1570 vermählte sich Lucrezia mit dem Prinzen Franz Maria von Urbino und siedelte dahin über. Nun konzentrierte sich die Zuneigung des Dichters auf Leonore allein: sie wurde seine Laura und seine Beatrice. Immer mächtiger entflammte seine Liebe zu ihr; aber er mußte sie in seinem Herzen verbergen, denn der gesellschaftliche Abstand zwischen ihm und der Prinzessin war zu groß und ihr fürstliches Bewußtsein zu stark, als daß er hoffen konnte, ihr näher zu treten oder sie gar zu erlangen.

Das nagte in seinem Herzen und machte ihn tief unglücklich, zumal da er recht wohl empfand, daß er sie weit mehr liebte als sie ihn. Daraus entstanden ihm, dem Feinfühligen, große Seelenqualen, denen er in folgenden Worten Ausdruck gab:

Ein Höllenschlund voll Angst ist mir das Leben,
und meine Seufzer — Furien sind's voll Wut,
und meine Wünsche — böser Schlangen Brut,
die gegen dieses Herz den Giftzahn heben.

Die Hoffnung sah ich treulos mir entschweben,
wie jenen Armen in der ew'gen Glut;
und meine Tränen brennen, gleich der Flut
des Phlegeton, bei Jammerton und Leben.

Und meine Stimm' ist Cerberus, der bellt;
das Höllental, in das kein Lichtstrahl fällt,

ist meine trübe, nachterfüllte Seele;
nur daß noch Huld das Schicksal mir beweist;
es will, daß jene dort ein Höllengeist,
mich eine Göttin dieser Erde quäle[1].

Diese „Göttin der Erde“, die ihn quälte, war die Prinzessin Leonore, die er hoffnungslos liebte. Sein Gemüt umdüsterte sich mehr und mehr. Überall sah er Feinde gegen sich. Eine große Unruhe bemächtigte sich deshalb seiner. In Ferrara hielt es ihn nicht länger, er ging nach Modena zu seinem Freunde, dem Grafen Ferdinand Tassone, um dort, fern von den gewohnten Umgebungen, seinen Trübsinn zu erheitern. Aber vergebens! Nur noch unglücklicher kehrte er nach Ferrara zurück; denn sein Herz krankte an zerstörtem Liebesglück. Allmählich bemächtigte sich seiner geradezu ein Verfolgungswahn, infolgedessen er nirgends mehr Ruhe fand. Und als der Wahnsinn gefährlich wurde, ward er auf Befehl des Herzogs im St. Anna-Hospital zu Ferrara in Gewahrsam gebracht. Auf dringende Bitten daraus wieder entlassen, irrte der Dichter fried- und freudelos in Italien herum, bis er im Kloster St. Onofrio zu Rom seine letzte Zufluchtstätte fand, wo er am 25. April 1595 mit den Worten starb: „In deine Hände, Herr —“. Nach einem pompösen Trauerzuge wurde er in der Kirche dieses Klosters links am Haupteingange beigesetzt und ihm vom Kardinal Bonifaz Bevilacqua ein Grabdenkmal errichtet. Hier fand endlich der ruhelose Dichter seine Ruhe.

Auch sogar der gewaltige **Michelangelo** hatte ein großes Liebesbedürfnis, obschon man es von ihm, den Papst Julius II. „terrible“ nannte, gewöhnlich am wenigsten erwartet. Gesteht er doch von sich selbst: „Von allen

---

[1] Streckfuß, Torquato Tassos Leben. S. 129. Berlin 1840.

Menschen, die je geboren wurden, ist keiner von der Natur so zur Liebe veranlagt worden wie ich". Ja, der innerste Kern seines Wesens war Liebe. Er fühlte in sich einen mächtigen Drang, sich hinzugeben, ein gewaltiges Sehnen, in dem andern aufzugehen und für andre zu wirken. Daraus floß seine unerschöpfliche Güte, zunächst für die Seinigen. Die Sorge für dieselben begleitete ihn sein ganzes Leben hindurch, sogar inmitten der angestrengtesten Tätigkeit, wie wir aus seinen Briefen ersehen können. Aber eine so große entsprechende Gegenliebe fand er bei ihnen durchaus nicht.

Dasselbe war der Fall rücksichtlich seiner Hausgenossen und Kunstgehilfen, wie uns sein Biograph Vasari mitteilt: „Er hatte Unglück mit denen, die in seinem Hause waren, da er auf Leute traf, die wenig geeignet waren, ihn nachzuahmen; denn Pietro Urbano von Pistoja, sein Geschöpf, war wohl eine Person von Geist, wollte sich aber nicht anstrengen. Antonio Mino hätte wohl gewollt, aber hatte kein fähiges Gehirn, und wenn das Wachs hart ist, kann man es nicht gut bearbeiten. Ascanio della Ripa Transone gab sich zwar Mühe, brachte es aber nie zu etwas Fertigem." Und diese Mangelhaftigkeit und Unfähigkeit bereitete dem großen Geiste Michelangelo vielen Verdruß; denn je vollendeter einer ist, desto schwerer erträgt er die Unvollkommenheiten und Mängel andrer.

Ähnlich verhielt es sich auch mit seiner Dienerschaft. So zugetan er ihr war, so wenig befriedigte sie ihn, ausgenommen nur einen: den Francesco d'Amadore, genannt Urbino, der 26 Jahre lang in seinen Diensten stand, und den er sehr liebte, wie aus seinem Briefe an seinen Neffen Lionardo vom 4. Dezember 1555 hervorgeht: „Ich benachrichtige Dich, daß gestern abend am 3. Dezember um

4 Uhr Francesco, genannt Urbino, aus diesem Leben geschieden ist, zu meiner größten Betrübnis. Und er hat mich in großer Betrübnis und Niedergeschlagenheit zurückgelassen, so daß es mir süßer gewesen wäre, mit ihm zu sterben, der Liebe halber, die ich zu ihm trug. Und er verdiente nicht weniger; denn er hatte aus sich einen wackeren Menschen gemacht, voll Treue und Redlichkeit. Daher ist mir zu Mute, als hätte mich sein Tod des Lebens beraubt; und ich kann keinen Frieden finden."[1]

Welch rührende, außerordentliche Liebe und Anhänglichkeit zeigt hier dieser gewaltige Mann gegenüber seinem verstorbenen Diener! Wie selten findet sich Derartiges bei den Mittel- und Kleingeistern! — Aber dennoch meinen diese oft, daß sie die Großgeister, wenn auch nicht an Intelligenz, so doch durch ihren Charakter und ihr Gemüt, kurz durch ihre Tugenden übertreffen! Das ist ihr Stolz und ihr Trost, der aber sehr häufig auf Unwahrheit und Selbsttäuschung beruht. —

Was nun speziell die Liebe zu den Frauen betrifft, so besaß Michelangelo auch für sie große Empfänglichkeit, wie schon aus seinem leidenschaftlichen Charakter und energischen Schönheitssinn sich von vornherein ahnen läßt. Trefflich bemerkt in dieser Beziehung Thode: „Innere Erlebnisse unvergleichlicher Art mußten einem Manne von dieser Leidenschaft und von dieser Schöpferlust der Einbildungskraft beschieden sein, wenn seinem glühenden Liebesverlangen Erscheinungen begegneten, die durch Schönheit und Geist dem Ideale seiner Vorstellung zu entsprechen schienen. Sie bemächtigten sich seiner Seele mit solcher Gewalt, daß sein Wesen wie in Flammen stand. In den

[1] H. Thode, Michelangelo. Bd. I, S. 74. Berlin 1902.

Gluten — wie oft hat er, nach Worten ringend, es dichterisch auszudrücken versucht! — verzehrte sich alles selbstische Begehren, verflüchtigte sich alles Persönliche des Gegenstandes seiner inbrünstigen Verehrung. Die Schranken des Individuellen durchbrechend, auf den Schwingen der Entzückung über Raum und Zeit hinaus der Schönheit entgegengetragen, fand und erkannte die Liebe sich im Ewigen wieder.

Aber nur aus Schmerzenswehen, nur aus dem bangen Streite zwischen Sinnen und Geist, nur aus den Enttäuschungen, welche die Wirklichkeit dem idealen Drange bereitete, konnte die Freiheit geboren werden: in jeder einzelnen der immer sich erneuernden Erfahrungen, wie in dem ganzen Verlauf dieses erhabenen Seherlebens.

Wohl kärglich ist die Kunde, die uns aus der Jugendzeit des Meisters ward, doch dürfen wir es ahnen, wie Sehnsucht, Beseligung und Entsagung vom ersten Liebeserglühen an seine nie weichenden Begleiter auf der leidensvollen Wanderung durch die Wirren dieser Welt geworden sind. Gehen wir fehl, wenn wir annehmen, daß ihm in der ersten Hälfte seines Lebens die Liebe weckende Schönheit in der Frau, dann, als sein Geist sich mehr und mehr über das Vergängliche zum Ideenbereich erhob, in dem jugendlichen Manne erschien, bis auch das letzte Irdische abfiel und im unendlichen Schauen ewiger Liebe die Welt hinter ihm blieb?"[1] Seine Dichtungen dürften hierüber keinen Zweifel lassen.

Doch so glühend seine Frauenliebe war und so hochberühmt sein Name, fand er trotzdem keine entsprechende würdige Gegenliebe, und so war auch er unglücklich in der

---

[1] H. Thode a. a. O. I, 134.

Liebe. Noch in hohem Alter klagt er darüber in folgendem Sonett:

Schon tausendmal ward ich in vielen Jahren
gelähmt, besiegt, verwundet, ja getötet
von dir, durch eig'ne Schuld! Und wieder glaubt' ich,
trotz weißem Haar, dem törichten Versprechen?

Wie oft hast du die grambeschwerten Glieder
gebunden mir, wie oft gelöst! Die Flanke
gestachelt mit dem Sporn, daß zu mir selbst
ich kaum gelangt', in Tränen ganz gebadet!

Ich klage, Amor, über dich, dich mein' ich,
dein Schmeicheln rührt mich nicht — was nützt es,
mit wildem Bogen in das Nichts zu zielen?[1]

Noch schmerzlicher erklingt sein Liebeslied um das Jahr 1520:

O wie viel wen'ger Schmerz doch, rasch zu sterben,
Als stündlich tausend Tode zu-erfahren,
da sie statt Liebe meinen Tod verlangt.
Ach, unermess'nes Leid,
das tief ich fühle, kehrt mir's in den Sinn,
daß sie, die so ich liebe, mich nicht liebt!
Wie leb ich weiter doch?[2] —

Doch endlich nach jahrelangem Hoffen und Sehnen erblühte ihm noch in den letzten Jahrzehnten seines Lebens eine Liebe — eine hohe, edle, mehr himmlische als irdische Liebe in der großen, berühmten Dichterin Vittoria Colonna!

Diese wurde ihm zur Beatrice, zur Führerin ins Paradies. Im Jahre 1492 als Tochter des Fabrizio

---

[1] C. Quasti, Le Rime di Michelangelo. B. 1863. S. 237. Carl Frey, Die Dichtungen des Michelangelo. 1897, CXI.
[2] Quasti a. a. O. S. 106. Frey XIII.

Colonna geboren und mit herrlichen Geistesanlagen ausgestattet, erhielt sie eine vorzügliche Erziehung, bis sie im Alter von 17 Jahren die Gattin des Marchese von Pescara, Ferrante Francesco d'Avalos wurde. Da aber der Charakter und die geistige Richtung der beiden Gatten zu verschieden war, gestaltete sich ihr eheliches Leben nicht glücklich, zumal da sie von ihrem Gemahl nicht geliebt wurde. Um so mehr widmete sie sich den Wissenschaften und Künsten, so daß sie alsbald die gebildetste und berühmteste Frau ihrer Zeit ward. Insbesondere pflegte sie die Dichtkunst, in der sie Hervorragendes leistete. Daß auch die Wogen der damaligen religiösen Bewegung, der Reformation, stark an ihr Herz schlugen, versteht sich bei ihr, die für alles Große lebhaftes Interesse hegte, von selbst. Aber sie ließ sich durch sie nicht verschlingen, sondern, wenn sie auch die Reformbedürftigkeit der Kirche rückhaltslos anerkannte und von Herzen wünschte, blieb sie — immer bemüht, sich mehr und mehr selbst zu reformieren und das Wesen des Christentums in sich zu verwirklichen — doch ihrer Religion getreu, gestützt durch ihren edlen Freund, den Kardinal Pole, der trotz seiner freien Ansichten durchaus kirchlich gesinnt war, wie er es später als Erzbischof von Canterbury bewies.

Kein Wunder, daß diese großgeistige Frau auch die begeisterte Freundin und Verehrerin des großen Michelangelo wurde. Und dieser, obschon in den Jahren schon vorgeschritten, erwiderte ihre reine Liebe mit seiner ganzen Feuerseele. Hören wir darüber seinen Biographen Condivi:

„Im besonderen liebte er hoch die Marchesa von Pescara, in deren göttlichen Geist er verliebt war, und fand bei ihr herzliche Gegenliebe. Von ihr bewahrt er noch viele Briefe, keuscher und süßester Liebe voll, wie

diese edle Seele sie zu schreiben pflegte, und er selbst hat sehr viele Sonette voll Geist und süßer Sehnsucht geschrieben. Öfters machte sie sich von Viterbo und von andern Orten auf, wohin sie zur Erholung und um den Sommer zu verbringen gegangen war, und kam nach Rom, aus keinem andern Grunde, als um Michelangelo zu sehen; und er trug eine solche Liebe für sie im Herzen, daß ich mich erinnere, von ihm gehört zu haben: über nichts betrübe er sich so sehr als darüber, daß er, nach ihrem Verscheiden hingegangen, sie zu sehen, ihr nicht wie die Hand, so auch die Stirne und das Antlitz geküßt habe. Ihr Tod machte ihn für längere Zeit ganz fassungslos und wie der Sinne beraubt."

Sie starb am 25. Februar 1547, während Michelangelo ihr nachfolgte ins Jenseits am 18. Februar 1564. Mit ihm schied einer der größten Geistesheroen der Menschheit. Auf beide läßt sich Schillers herrliches Wort an Körner mit Recht anwenden: „O wie schön und göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf dem Wege zur Gottheit begegnen!" —

Auch bei dem genialen **Beethoven** war die Liebe ein hervorstechender Charakterzug seines Gemütes. Denn „niemand konnte mehr Güte, mehr Anhänglichkeit an die Menschen haben, niemand schneller verzeihen und vergessen, niemand konnte, wenn er in seiner Reizbarkeit und Weltunkunde gefehlt, bitterer bereuen und flehentlicher aus ganz rückhaltlos geöffnetem Herzen über alles Maß abbitten und Versöhnung suchen als er. ‚In was für einem abscheulichen Bilde', schreibt er bei solchem Anlaß in den neunziger Jahren an Wegeler, ‚hast Du mich mir selbst gezeigt! O, ich erkenne es, ich verdiene Deine Freundschaft nicht! . . . es war jedoch keine absichtliche, ausgedachte Bosheit von

mir, die mich so gegen Dich handeln ließ; es war mein unverzeihlicher Leichtsinn'. So klagt er drei Seiten lang sich an und schließt: ‚Doch nichts mehr! ich selbst komme zu Dir und werfe mich in Deine Arme und bitte um den verlorenen Freund, und Du gibst Dich mir wieder, dem reuevollen, Dich liebenden, Dich nie vergessenden B.' Einen ähnlichen Brief an Eleonore Breuning vom 2. November 1793 hat ihr Gatte Wegeler aufbewahrt. Jener Sinn der Unabhängigkeit reichte bei Beethoven weit über die kleinen persönlichen Verhältnisse hinaus; im untrennbaren Verein mit brüderlicher Liebe für alle Menschen, die in seiner Auffassung alle gleich, alle Brüder waren, sollte sie Grundzug seines Lebens werden und in seinen Schöpfungen bedeutsam mitwirken." [1]

Daß auch er, der große Künstler, einen feinen Sinn für Frauenschönheit und Frauenliebe besaß, versteht sich von selbst. Ja, „noch in späteren Jahren sah er schöne Gesichter gern, blieb auf der Straße stehen und blickte ihnen durch das Augenglas nach, soweit er konnte; wenn das bemerkt wurde, lachte er verlegen, doch nicht mißvergnügt. Seinen kleinen Werther-Roman mit der blonden Jeanette d'Honrath hatte er schon früh in Bonn durchgespielt; auch in Wien soll er mehr als ein Liebesverhältnis angeknüpft und mitunter Eroberungen gemacht haben, die manchem Adonis schwer, wo nicht unmöglich geworden wären." [2] Aber „das alles", fügt sein Biograph bei, „waren nur flüchtige Neigungen. Es ist bemerkenswert, daß Beethoven aus all diesen Verhältnissen rein hervorgegangen und sein Leben durch keusch geblieben ist. Seine Neigungen waren

---

[1] A. B. Marx, L. v. Beethoven. Bd. I, S. 140. Berlin 1859.
[2] Ebend. S. 145.

und blieben geistigen Gehaltes, wenngleich eine von ihnen tiefere Wurzeln schlagen und, wie es scheint, lebenslänglich fortdauern sollte. Diese eine Neigung, die einzige, die man Liebe nennen darf, galt der jungen Gräfin Julia Guicciardi, die er 1799, wenn nicht früher, kennen gelernt. Die erste Andeutung des Verhältnisses vertraut Beethoven einem Brief an seinen Freund Wegeler an. Er schreibt am 16. November 1801: . . . „Diese Veränderung hat ein liebes zauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt, und das ich liebe; es sind seit zwei Jahren wieder einige selige Augenblicke, und es ist das erste Mal, daß ich fühle, daß Heiraten glücklich machen könnte. Leider ist sie nicht von meinem Stande — und jetzt — könnte ich freilich nicht heiraten, ich muß mich nun noch wacker herumtummeln."

Er hoffte also wenigstens für die Zukunft und nährte in sich das sehnsüchtige Verlangen, sie zu besitzen. Denn „nur Liebe — ja nur sie (findet sich anderswo von seiner Hand aufgezeichnet) vermag dir ein glücklicheres Leben zu geben. O Gott — laß mich sie — jene endlich finden, die mich in Tugend bestärkt — die erlaubt mein ist." Es war eins von den unerhörbaren Gebeten, die darum noch nicht leer und unfruchtbar sind. Denn die Liebe lebte fort in seinem treuen Herzen, eine geheime Flamme, in lichtverzehrender dunkler Glut unstillbaren Verlangens ausbrennend. Das bekennt Beethoven urkundlich in seiner Sprache, in der unsterblichen Sonata una quasi fantasia, natürlich der in Cis-Moll, die als Op. 27 Nr. 2 gedruckt und in der Originalausgabe der „Madamigella Giulietta di Quicciardi" gewidmet ist. Denn das Seelenleben des Künstlers soll geistig, nicht leiblich Erfüllung finden. Es ist die Sonate, der die gemütlichen Österreicher,

von der Sage jenes Verhältnisses frühzeitig geleitet, den Namen ‚Mondscheinsonate‘ gegeben haben. Der Komponist hat sie Phantasiesonate genannt.“ Sie ist das Lied der Entsagung. Er konnte sein Ideal nicht erreichen.

Aber trotzdem gab er seine Liebe zu dieser Julie nicht auf. Noch im Jahre 1806, als er sich in den ungarischen Bädern befand, waren seine Gedanken bei ihr. So schrieb er an sie:

Am 6. Juli, morgens.

„Mein Engel, mein Alles, mein Ich! — Nur wenige Worte heute, und zwar mit Bleistift (mit Deinem). Erst bis morgen ist meine Wohnung sicher bestimmt. Welcher nichtswürdige Zeitvertreib und dgl. — Warum dieser tiefe Gram, wo die Notwendigkeit spricht! Kann unsre Liebe anders bestehen als durch Aufopferungen, durch nicht alles verlangen? Kannst Du es ändern, daß Du nicht ganz mein, ich nicht ganz Dein bin? — Ach Gott, blicke in die schöne Natur und beruhige Dein Gemüt über das Müssende. Die Liebe fordert alles und ganz mit Recht, so ist es mir mit Dir, Dir mit mir; — nur vergißt Du so leicht, daß ich für mich und für Dich leben muß. Wären wir ganz vereint, Du würdest dieses Schmerzliche ebenso wenig als ich empfinden. — — Erheitere Dich — bleibe mein treuer, einziger Schatz, mein Alles, wie ich Dir; das Übrige müssen die Götter schicken, was für uns sein muß und sein soll.

Dein treuer
Ludwig.“

So zog sich sein Verhältnis zu der Gräfin Julie jahrelang dahin. Noch im Jahre 1816—17 nach der Cis-Moll-Sonate, in seinem 46. Lebensjahre — schrieb er an seinen

ehemaligen Schüler Ries: „Alles Schöne an Ihre Frau; leider hab ich keine. Ich fand nur eine, die ich wohl nie besitzen werde — bin aber deshalb kein Weiberfeind.“ [1]

Ja, er sollte sie nie besitzen; denn sie wurde von den Ihrigen bewogen, den Grafen Gallenberg zu heiraten. Und damit war Beethovens Traum zu Ende. Von dieser Zeit an liebte er sie nicht mehr. Er war also so unglücklich in der Liebe wie Torquato Tasso und andre große Männer. Die Musik allein war und blieb seine beste und treueste Freundin, wie andern die Philosophie, wieder andern ihre Spezialwissenschaft oder die Poesie.

Das letztere war der Fall bei **Goethe**. Auch er war nicht sehr glücklich in der Liebe. Daher hauptsächlich der Wechsel in seinen Freundinnen. Dieselben entsprachen nicht seinem Frauenideal, das er sich gebildet hatte, und deshalb wandte er sich von einer zur andern, um es zu finden.

Getäuscht hat er sich gleich in der ersten Freundin, der er sein junges unerfahrenes Herz geschenkt hatte: im Frankfurter Gretchen. „Die Gestalt dieses Mädchens,“ schrieb er in seiner Lebensgeschichte, „verfolgte mich von dem Augenblicke an auf allen Wegen und Stegen: es war der erste bleibende Eindruck, den weibliches Wesen auf mich gemacht hatte.“ [2]

Aber dieser günstige Eindruck war von kurzer Dauer. Die Kameraden, mit denen er und das Gretchen zusammenkamen, hatten sich gesetzwidrige Handlungen zuschulden kommen lassen und wurden deshalb in Untersuchung gezogen. Infolgedessen wurden auch Goethe und Gretchen verhört.

---

[1] Marx a. a. O. I, 150.

[2] Goethe, Dichtung und Wahrheit. Werke herausgegeben von Prem. XIV, 129.

Bei dieser Gelegenheit erklärte nun das Mädchen, daß es nicht leugne, Goethe oft und gern gesehen zu haben, aber sie habe ihn immer nur als ein Kind betrachtet, und ihre Neigung zu ihm sei nur eine schwesterliche gewesen. Dadurch fühlte sich der junge Goethe sehr verletzt, und seine erste Liebe war dahin.

Seine nächste Freundin war die Wirtstochter Kätchen Schönkopf, in deren Haus er als Universitätsstudent in Leipzig das Mittags- und Abendessen einnahm. Es war ein nettes, liebes, munteres Ding, das den jungen flotten Musensohn bezauberte. Da es aber als Wirtstochter auch andern Gästen gegenüber sich freundlich zeigte, wurde er sehr eifersüchtig und quälte es mit seinen Vorwürfen. Die Folge davon war, daß die Liebe seiner Freundin in den Tränen ihres Kummers allmählich unterging und sie sich einem andern zuwandte, dem Advokaten Kanne, der ihre Hand erhielt. Dadurch verfiel Goethe in tiefe Schwermut. Als Buße für die Unarten seiner Eifersucht dichtete er das Schäferspiel „Die Launen des Verliebten". Er wurde ernstlich krank, kehrte gebrochen an Herz und Körper nach Frankfurt zurück und ging dann, wieder hergestellt, auf die Universität Straßburg.

Von hier aus machte er gern Ausflüge zu Pferd in die Umgegend, und so kam er auch auf Veranlassung seines Freundes Weyland eines Tages nach Sesenheim, sechs Stunden von Straßburg, wo sie den dortigen evangelischen Pfarrer Brion besuchten. Derselbe hatte einen Sohn und drei Töchter, von denen besonders Friederike die Aufmerksamkeit Goethes auf sich zog. Alsbald entzündete sie sein Herz, und seine Liebe wurde erwidert. Es war für ihn eine herrliche Zeit. Um so trauriger beschlich ihn mitunter der Gedanke an das Ende dieser köstlichen Episode;

denn in leidenschaftslosen Stunden mußte er sich sagen, daß sein Verhältnis zu diesem liebenswürdigen Mädchen doch nicht zu einer dauernden Lebensgemeinschaft führen werde, und zwar aus zwei Gründen: erstens war er, der geistvolle Patriziersohn von Frankfurt, offenbar zu etwas Höherem berufen, während Friederike doch nur eine einfache ländliche Schöne war, ganz ungewöhnt in vornehmer städtischer Gesellschaft zu verkehren, wie sie selbst bei einem Besuche in Straßburg bei Verwandten recht wohl fühlte, und auch Goethe diesen Mangel an ihr zum erstenmal bemerkte. Zweitens empfand Goethe damals überhaupt keine Neigung zum Heiraten in sich; denn ihm, dem geistig und gemütlich so Beweglichen, so Vielseitigen, erschien das dauernde Gebundensein an eine Person als eine unerträgliche Fessel, und er hätte sie und sich gewiß unglücklich gemacht. Darum ist es erklärlich, daß er diesen letzten Schritt jetzt nicht tat.

Freilich fiel ihr das Scheiden von ihm sehr schwer; aber sie erkannte, daß es eine Notwendigkeit sei und ergab sich in ihr tragisches Geschick, ohne ihm Vorwürfe zu machen. Friederike war so seine edelste und zugleich treueste Freundin; denn sie soll mehrere Heiratsanträge mit der Bemerkung abgewiesen haben: „Wer von Goethe geliebt worden ist, kann keinen andern lieben.“ [1] —

Als dann Goethe als Praktikant am Reichskammergericht in Wetzlar sich aufhielt, lernte er ein Mädchen kennen, das durch seine Natürlichkeit und Munterkeit wie durch seinen Liebreiz ihn sofort fesselte. Es hieß Charlotte und war die Tochter des Amtmannes Buff. Sie war damals verlobt mit dem Legationssekretär Kestner, der nichts

---

[1] Düntzer, Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit. 1852. S. 106 f.

dagegen hatte, daß seine Braut freundschaftlich mit Goethe verkehrte, sondern es sogar gern sah. Aber durch den täglichen Umgang mit Lotte ward des Dichters Liebe zu ihr immer mehr entflammt, und da er sie infolge der obwaltenden Verhältnisse doch nicht besitzen konnte, fühlte er sich recht unglücklich im Herzen. Und um seinen Leiden und der Leidenschaft mit Gewalt zu entfliehen, verließ er in aller Stille Wetzlar, ohne von ihr Abschied zu nehmen.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, traf er unter den Freundinnen seiner Schwester ein Mädchen Anna Sibylla Münch, das ihm wohl gefiel, und dem er nun seine Freundschaft schenkte. Auch seine Eltern waren dafür, daß er sie als Frau heimführen solle. Aber einerseits war seine Heiratsscheu noch keineswegs überwunden, und anderseits war seine Liebe zu diesem Mädchen, wie er selbst wohl fühlte, nicht so tief, daß er glauben konnte, mit ihm auf die Dauer glücklich zu werden.

Dasselbe war der Fall mit der herrlichen Bankierstochter Lili Schönemann. So gebildet, so schön, so zaubervoll sie war, so sagte ihm doch sein Verstand, daß sie nicht für ihn geeignet sei. Darum überfiel ihn eine tiefe Melancholie, welcher er in den rührenden Worten Ausdruck gab:

Ihr verblühet, süße Rosen,
meine Liebe trug euch nicht;
blühet, ach, dem Hoffnungslosen,
dem der Gram die Seele bricht.

Aus dieser unseligen Lage suchte er sich nun abermals durch die Flucht zu retten, indem er gern der Einladung des Herzogs von Weimar folgte und in dessen Residenz übersiedelte. Hier interessierte ihn alsbald die 33jährige geistreiche Gemahlin des herzoglichen Oberstallmeisters:

Charlotte von Stein, eine höchst merkwürdige Frau, und es entspann sich zwischen ihnen ein inniges Freundschaftsverhältnis. Sie war ihm die Sonne seines Lebens, die ihn erleuchtete, erwärmte, beseelte, beglückte, befruchtete zu neuen dichterischen Schöpfungen und beschwingte zur freudigen rüstigen Arbeit in seinem staatlichen Berufe. „Deine Liebe ist mir", schrieb er ihr daher, „wie der Morgen- und Abendstern."

Aber sie konnte sich ihm, da sie schon durch die Ehe gebunden war, nicht ganz ergeben — ihre Liebe zu ihm war nur eine ideale. Doch Goethe war nicht nur Idealist, sondern auch Realist, und deshalb konnte ihn dieses Verhältnis nicht für immer befriedigen, weil es nicht seiner Natur entsprach. Darum löste es sich nach seiner italienischen Reise.

In Christiane Vulpius fand er die realistische Ergänzung. Freilich entsprach auch sie nicht seinem Ideal; sie war ihm nur eine praktische, um seine materiellen Interessen besorgte Hausfrau, aber es fehlte ihr die Idealität.

Noch einmal flackerte nach ihrem Tode sein Liebesbedürfnis auf im Jahre 1821, als er in Marienbad die anmutige, geistig sehr geweckte 17jährige Ulrike von Levetzow kennen lernte. Auch sie verehrte und liebte ihn; aber zur Ehe reichte ihre Liebe nicht hin. Mit ihr nahm er in seiner „Marienbader Elegie" Abschied von der irdischen Liebe und wandte sich der himmlischen zu[1]. —

Schiller, unser idealster Dichter, war ursprünglich so liebebedürftig und liebeirrend wie Goethe, wenn man auch sehr häufig das Gegenteil glaubt und behauptet. Und auch

---

[1] Näheres über Goethes Liebe in meinem Buch: „Goethes Lebens- und Charakterbild". S. 61 ff. Leipzig 1905.

er fand nicht gleich sein Ideal, um es zu besitzen; auch er mußte lange suchen. Seine erste Liebe war Charlotte von Wolzogen, die Tochter seiner edlen Wohltäterin Henriette von Wolzogen. Sie war weder geistig noch körperlich hervorragend, aber Schiller liebte sie dennoch in Ermangelung einer vorzüglicheren und dachte sogar bereits, in seiner jugendlichen Unreife, an eine Heirat mit ihr, bis er von seinem Wahne durch die Erkenntnis geheilt wurde, daß sie ihn nicht in gleicher Weise liebe, indem er aus ihrem Tagebuche ersah, daß ihr Herz schon an einen andern vergeben war. Das war die erste tragische Erfahrung seines Liebeslebens.

Bald darauf erhielt er von Dalberg eine Anstellung am Mannheimer Theater mit der Verpflichtung, seinen „Fiesco" für die Bühne zurecht zu machen, „Kabale und Liebe" zu vollenden und den „Don Karlos" zu schreiben. Einer seiner ersten Gänge galt dem Laden des Verlagsbuchhändlers und Hofkammerrats Schwan, der sich um den Übergang der „Räuber" auf die Bühne verdient gemacht hatte, und alsbald war Schiller Hausfreund bei demselben. Dieser hatte eine 18jährige Tochter, Margarethe mit Namen, die intelligent, sehr gebildet und schön war. Sie übte deshalb auf den Dichter einen unwiderstehlichen Zauber aus, und sie erwiderte auch seine Neigungen. Aber je länger er mit ihr verkehrte, desto mehr offenbarten sich ihm ihre Schattenseiten, wie Launenhaftigkeit, Eitelkeit und Selbstsucht, und diese dämpften seine Liebe. Allmählich gelangte er zur Einsicht, daß sie ihrem ganzen Charakter nach nicht zu ihm stimme. Infolgedessen lockerten sich immer mehr die Freundschaftsbande, bis sie vollends zerrissen.

Noch schneller verrauschte die Liebesepisode Schillers rücksichtlich der Schauspielerin Katharina Baumann

in Mannheim, die sich schon in der Darstellung seiner „Räuber" ausgezeichnet hatte und deshalb von ihm einfach Amalia genannt wurde. Er war entzückt von ihrer Darstellungskunst der Frauengestalten seiner Werke und darum von ihr bezaubert. Da sie aber seine Liebe nicht erwiderte, war der Zauber bald dahin. —

Inzwischen war ihm bereits ein neuer Stern aufgegangen: in der jungen Freifrau **Charlotte von Kalb**, die für ihn dasselbe wurde, was für Goethe die Frau von Stein gewesen. Sie war die Gattin ihres Vetters und Schwagers, des Majors von Kalb, der ihr von ihren Verwandten wegen des Erbgutes aufgedrungen worden war, ohne daß sie ihn liebte. Geistig hochgebildet und mit einem sehr feinen Schönheits- und Kunstsinn ausgestattet, wurde ihr von den angesehensten Größen jener Zeit, von Goethe, Herder, W. v. Humboldt, Fichte u. a. gehuldigt. Kein Wunder, daß auch Schiller, als er in ihren Bannkreis kam, mächtig von ihr angezogen ward. Ihr ästhetisches Empfinden war damals, als sie sich in Mannheim kennen lernten, weit entwickelter und geklärter als das seinige, und er unterwarf sich deshalb als gelehriger Schüler ihren künstlerischen Urteilen. Das bestätigte er selbst noch viele Jahre später, als er durch seinen „Wallenstein" zu den Hochgipfeln dichterischen Schaffens aufgestiegen war, indem er ihr, auf eine Beglückwünschung von ihrer Seite, im Hinblick auf jene Zeit des Umganges schrieb: „Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes in Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen wert. Ist es mir jetzt

gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Anteil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wieviel ich davon jenem schönen und reinen Verhältnis schuldig bin." [1]

Ja, so faßte er sein Verhältnis zu ihr; denn Schiller war eine viel zu streng sittliche Natur, als daß er seine Augen versuchlich zu der Gattin eines andern Mannes aufzuschlagen gewagt hätte. Aber wie stand es mit ihr?

Sie, die vornehme, stolze, hoheitsvolle Frau, die äußerlich bisher so kalt erschien, barg in sich eine mächtige Leidenschaft für ihn, die, als er ihr eröffnete, Mannheim zu verlassen, vulkanisch aufloderte, gewaltsam alle Schranken durchbrach und ihre Gluten in heißen Ergüssen ihm offenbarte, um ihn mit ihren zauberhaften Liebesarmen zurückzuhalten und sich zu erobern. Da stand Schiller wie Herkules am Scheideweg: hier Pflicht — hier Lust! — Er kämpfte einen harten Kampf — und entschied sich schließlich für die Pflicht. Er verließ Mannheim und zog nach Dresden, um der Versuchung zu entgehen.

Doch da kreuzte seinen Weg eine andre Circe: Henriette von Arnim, die neunzehnjährige Tochter einer Offizierswitwe. Auf einem Maskenball im Januar 1787 hatte er sie als reizende Zigeunerin kennen gelernt, die ihm schmeichelhafte Prophezeiungen auf seine Dichterzukunft machte. Bald darauf wurde er in ihre Familie eingeführt und von ihrer großen Schönheit und Liebenswürdigkeit gefesselt. — Aber auf beiden Seiten war es keine wahre, tiefe Liebe, die sie seelisch verband, sondern nur Sinnenbegehr, und als der Dichter merkte, daß sie auch andern

[1] J. Burggraf, Schillers Frauengestalten. S. 126. Stuttgart 1900.

ihre Huld zuwandte, wurde er ernüchtert, und sein Liebestraum zerrann abermals. Es war seine letzte unglückliche Liebe. —

Da empfing er von seiner ehemaligen, schon anfangs genannten Wohltäterin Frau von Wolzogen eine herzliche Einladung auf ihr Gut in Bauerbach. Gerne folgte er derselben, verlebte dort einige Tage bei seiner mütterlichen Freundin und nahm dann die Rückreise mit Wilhelm von Wolzogen über Rudolstadt, wo dieser seine Kusinen besuchen wollte. Hier begegnete er zum ersten Mal am 6. Dezember 1787 der Lotte von Lengefeld. Nur einen Tag blieb er dort, aber an diesem Tage wurde der Grundstein für sein künftiges herrliches Familienglück gelegt! Denn hier fand er seine wahre, goldene Liebe, die ihn voll befriedigte, und die seinem hohen, idealen Charakter allein würdig war. Je mehr sie in ihrem Edelsinn einander kennen lernten, desto mehr zogen sie einander an, bis sie in dem kleinen Dorf Wenigenjena, ganz nahe an der Stadt Jena, wo Schiller damals Professor war, ihren Liebesbund am 22. Februar 1790 am Traualtar fürs Leben schlossen[1]. Denn sein hehres Frauenideal fand unser Dichter aufs herrlichste verwirklicht in seiner unsterblichen Lotte.

[1] Ausführliches über Schillers Liebesleben, speziell über seine hochedle Gattin, in dem schönen Buch von Burggraf, Schillers Frauengestalten. 2. Aufl. Stuttgart 1900.



IX. Heroische Sittlichkeit. Hochherzigkeit.

Wenn wir das Fazit aus den bisherigen Erörterungen ziehen, ergibt sich, daß der Großgeist eine schöne Seele, eine „Edelweiß-Seele" besitzt, d. h. eine harmonische Seele, in der alle Kräfte: Intelligenz, Gefühl und Wille, durchgehends so zusammenstimmen, daß sich ein moralisches, pflichtgemäßes, edles Leben und Streben als regelmäßiges Resultat ungezwungen daraus ergibt. Eine schöne Seele ist daher derart beschaffen, daß sie immer nur das Wahre, das Gute, das Schöne liebt und möglichst betätigt, daß sie nicht nur keinem Menschen, sondern überhaupt keinem Wesen mit Wissen und Willen ein Unrecht zufügt, sondern allen wohlwill und nach Kräften wohltut — und das alles mit einer gewissen Leichtigkeit und Natürlichkeit, da bei ihr der moralische Charakter zur zweiten Natur geworden ist. Die erste Natur, die niedere oder die Sinnlichkeit bildet in der schönen Seele nicht mehr das Vorwiegende, das Herrschende, sondern das Dienende, das Sichfügende, das Piedestal, auf dem das herrliche Götterbild oder der vollendete Mensch mit dem dominierenden Vernunftwillen sich erhebt.

Darum sagt Schiller treffend: „In einer schönen Seele ist es, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit besitzen und ihre Form bewahren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüts, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen

der Natur triumphieren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt sein. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmut des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken sein; denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme sein und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen." [1]

Wenn dagegen die sinnliche Natur oder die niederen Triebe im Menschen sehr stark sind und den sittlichen Forderungen der Vernunft entschieden widerstreiten, der höhere Wille aber dennoch sich derart geltend macht, daß er in diesem moralischen Kampf die Oberhand behält oder gewinnt und den Sieg davonträgt, dann wird aus der schönen Seele die heroische oder erhabene. Und das ist in der Regel der Fall bei den hervorragenden Geistern. Denn wie die Geschichte lehrt, besitzen die bedeutenden Geister meistens von Natur auch eine starke Sinnlichkeit, da sie gewöhnlich einen sehr gesunden, kraftvollen Körper und darum auch starke körperliche Triebe haben. Infolgedessen bleiben bei ihnen heftige moralische Konflikte zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Trieb und Gesetz nicht aus (Paulus, Augustinus) — gar wenn bei ihnen der Schönheitssinn bedeutend entwickelt ist, wie insbesondere bei den großen Künstlern und Dichtern. So z. B. bei Michelangelo, Raffael, Goethe und Schiller. Einen solchen gewaltigen Kampf hatte der letztere speziell damals durchzumachen, als die Frau von Kalb ihm in stürmischer Weise

---

[1] Schiller, Kleine Schriften; über die Anmut.

ihre leidenschaftliche Liebe zu ihm bekundete. Aber es siegte in ihm das Pflichtgefühl, der Geistesmensch über den Sinnenmenschen. Die göttliche Wahrheit hatte zu ihm gesprochen: „Gib deine Laura mir" — und er brachte das schwere Opfer: „Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen und weinte laut und gab sie ihr!" Da zeigte er eine sittlich erhabene Seele. —

Eine solche Seele ist aber nicht nur groß im Kampf zwischen Pflicht und Neigung, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, sondern auch in der Caritas, in der praktischen Liebe, und dann heißt sie Hochherzigkeit. Diese zeigt sich in zwei Formen: negativ und positiv. Negativ: der Großgeist kennt keine Rache. Dieselbe überläßt er den gewöhnlichen und gemeinen Seelen, bei denen sie etwas sehr Alltägliches ist, dagegen bei den hervorragenden Geistern selten. Sogar von Napoleon I., den man doch meistens als brutalen Tyrannen betrachtet, wird berichtet: „Aus seiner ganzen Laufbahn, die uns doch gegenwärtig beinahe von frühester Jugend auf bis in die genauesten Details bekannt ist, können wir kein einziges Beispiel anführen, daß er je eine persönliche Beleidigung gerächt hätte. Nur den Verrat strafte er unerbittlich. Gegen Schwächen, die vielleicht lästig, aber verzeihlich waren, zeigte er als Kaiser eine Nachsicht, wie man sie selten bei Privatpersonen findet."[1] Und General Foy bemerkte: „Er konnte selbst seine Feinde nicht lange und nicht kräftig hassen."[2]

Positiv zeigt sich die Hochherzigkeit durch bereitwillige Versöhnlichkeit. Eine solche bekundete in hohem Grade bekanntlich Christus am Kreuze; desgleichen Sokrates gegen-

---

[1] Channing, Napoleon, sein Charakter und seine Zeit. S. 97.
[2] Foy, Histoire de la guerre de la péninsule.

über seinen Feinden. Und selbst von Napoleon heißt es: „Er war leicht versöhnlich und verzieh gern erlittenes Unrecht.“ [1]

Ferner offenbart sich die Hochherzigkeit durch großen Edelsinn. So wird von dem österreichischen Feldmarschall Grafen Radetzky berichtet, er habe seinen Gegner, den König Karl Albert von Sardinien, zweimal: einmal nach der Schlacht bei Mailand und das andre Mal nach der Schlacht von Novara (1849) gefangen nehmen können, habe es aber aus Edelsinn nicht getan. Das war unstreitig wahrhaft hochherzig gehandelt.

Auch die österreichische Regierung bekundete bei dieser Gelegenheit eine seltene Großmut; denn sie konnte den Frieden in Turin diktieren und Piemont als erobertes Land behandeln, aber sie tat es nicht, sondern reichte die Hand zum Frieden.

Großmütig erwies sich auch Napoleon. Der Kaiser hatte, nachdem er in Berlin als Sieger eingezogen war, dem Fürsten von Hatzfeld das Zivilkommando der Hauptstadt anvertraut. Dieser aber mißbrauchte das Vertrauen, indem er noch immer mit Napoleons Gegner, dem König von Preußen, in Verbindung blieb und demselben durch Briefe Mitteilungen über die Bewegungen der französischen Armee machte. Das erfuhr der Kaiser durch einen aufgefangenen Brief. Da das Verbrechen außer Zweifel und die Verräterei erwiesen war, wurde der Schuldige durch eine Militärkommission zum Tode verurteilt. Seine Gemahlin, die Fürstin Hatzfeld, infolgedessen außer sich vor Schmerz, eilte zu Napoleon, fiel ihm zu Füßen und beteuerte, daß ihr Gemahl einer solchen Treulosigkeit gar nicht fähig

[1] Masson, Napoleon I. zu Hause. S. 131.

sei. Der Kaiser erwiderte: „Sie kennen gewiß seine Handschrift", wobei er ihr den Brief des Fürsten überreichte. „Sprechen Sie selber sein Urteil!" — Die Fürstin las und stieß schluchzend die Worte aus: „Ja, das ist in der Tat seine Handschrift!" Sie war wie niedergeschmettert. Da wurde Napoleon gerührt und sprach zu ihr: „Madame, ich fühle mich nicht mehr stark genug, Ihren Mann zu verurteilen. Wohlan, werfen Sie den Brief ins Feuer!" Sie tat es, und damit war Fürst Hatzfeld gerettet. Napoleon hatte ihm hochherzig verziehen.

Sehr edel zeigte er sich auch gegen Fräulein Lauterie de Saint-Germain. Diese hatte er in seinen jüngeren Jahren geliebt und wünschte sie zu heiraten. Aber sie zog ihren Vetter Bachasson de Montalivet vor und reichte ihm die Hand zum Lebensbunde. Napoleon jedoch trug ihr dies nicht nach, sondern im Gegenteil, als er Kaiser geworden war, erwies er ihr und ihrem Gatten große Gunstbezeugungen. Er machte ihn zunächst zum Präfekten des Manche-Departements und dann zu dem der Seine-et-Oise, hierauf zum Generaldirektor der Chausseen und Brücken, zum Minister des Innern und zum Reichsgrafen mit einer Dotation von 80000 Franks. Die Dame selbst, von der er sagte, er habe „ihre Tugenden geliebt und ihre Schönheit bewundert", ernannte er im Jahre 1806 zur Palastdame der Kaiserin[1].

Ähnlich edel benahm er sich gegen Fräulein Karoline de Colombier[2] und die Baronesse Cécile de Courtot[3].

Ganz besonders hochherzig aber war Napoleons Ver-

[1] A. Dumas, Napoleon. S. 16. Berlin 1841.

[2] Masson, Napoleon I. und die Frauen. 2. Aufl. S. 5. Leipzig.

[3] Memoiren der Baronesse C. de Courtot; deutsch von M. v. Kaisenberg. 1899. S. 299f.

halten gegenüber seiner zweiten Gemahlin Marie Luise. Wieso? Nach seinem ersten Sturze hatte er nichts sehnlicher gewünscht, als daß Marie Luise und sein Sohn mit ihm auf der Insel Elba leben möchten, um ihm Trost in seinem Unglück zu gewähren. Er tat deshalb alles, um dieses Ziel zu erreichen — aber vergebens. Denn Marie Luise war nicht mehr Herrin ihrer selbst, sondern eine Sklavin der hohen Politik der europäischen Großmächte geworden. Zu diesem Zwecke suchte man ihr vor allem die Liebe zu ihrem Gatten mit List zu rauben. Dieses Geschäft besorgte Talleyrand, der ewige Ränkeschmied. Aus der nächsten Umgebung der Kaiserin gewann er eine Dame, Madame de Brignole, welche in politischen Machenschaften sehr gewandt war und ähnlich wie ihr Auftraggeber sehr intrigant. Diese suchte der Kaiserin beizubringen, daß Napoleon sie nie geliebt, sondern fortwährend aufs schnödeste hintergangen habe. Und als Marie Luise das nicht glauben wollte, rief sie sogar zwei bestochene Lakeien als Zeugen herbei, die aussagen mußten, was sie ihnen zuvor im Auftrage Talleyrands beigebracht hatte. Infolgedessen ließ sich Marie Luise allmählich davon überzeugen und wandte ihr Herz von ihrem Gemahl ab. Doch — um die schändliche Intrige bis zu Ende zu spielen und die Kaiserin vollständig von ihrem Gatten loszureißen — sorgte man auch für einen — Ersatz in der Person des Grafen Neipperg. Dieser brachte sie zum Falle. — —

Napoleon aber wußte auf der Insel Elba von alldem nichts. Er schrieb Briefe auf Briefe, um „seine gute Luise" wieder zu erhalten, aber er bekam keine Antwort. Endlich wurde er durch seinen früheren Kabinettssekretär Meneval, der seit 1813 Sekretär der Kaiserin gewesen und nun im März 1815 nach seiner Verabschiedung von Wien nach

Paris zurückkehrte, über den wahren Sachverhalt aufgeklärt. Was Napoleon dabei empfand, läßt sich nur dunkel ahnen. —

Aber merkwürdig! Trotz alldem bewahrte er ihr seine Liebe und hüllte seinerseits die ganze Sache in tiefes Schweigen. Nicht ein einziges Mal hat er sich zu einem bitteren Wort, zum leisesten Tadel über Marie Luise hinreißen lassen. Noch in seinem Testament vom 15. April 1821 schrieb er: „Ich habe stets Veranlassung gehabt, mich meiner teuren Gemahlin Marie Luise rühmen zu können. Ich bewahre ihr bis zu meinem letzten Augenblick die zärtlichsten Empfindungen.“ [1] Wahrlich, hier zeigte Napoleon eine geradezu heroische sittliche Liebe, einen Edelsinn, wie man ihn sonst nur äußerst, äußerst selten findet. —

Am meisten aber offenbarte sich die Hochherzigkeit im Wirken der großen Heiligen, die freiwillig ihr Leben lang zum Wohle der Menschheit die schwersten Opfer brachten und vielfach im Martyrium endeten, wie z. B. einst die Apostel, später der heilige Bonifatius, der heilige Kilian usw. Und welch bedeutende Werke auf dem Gebiete der religiös-sittlichen und der sozialen Kultur haben ferner der heilige Franz von Assisi, der heilige Vinzenz von Paul, der heilige Franz von Sales und in der neueren Zeit besonders Don Bosco durch ihre Persönlichkeit und ihre Institutionen vollbracht! Waren diese Männer auch keine großen Geister, d. h. haben sie auch nichts Eminentes in der Sphäre der Wissenschaften, der Künste, der Technik, der Industrie, der Politik hervorgebracht, so waren sie doch

---

[1] Masson, Napoleon I. und die Frauen. 2. Aufl. S. 253 ff. Weiteres in meinem Buch: Napoleon I. Lebens- und Charakterbild. Leipzig 1904.

große, erhabene Seelen, die durch ihre Gesinnung und ihre Schöpfungen immer noch segensreich fortwirken. Auch ihre Leistungen sind unsterblich, sie reichen in die Ewigkeit.

X. Tiefste Religiosität.

Des Großgeistes tiefste Wurzel reicht hinab bis in den Untergrund der Welt, in das absolute Sein, in Gott, dessen vorzüglichste Produktion in der Welt er ist. Darum kommt ihm erstens die tiefste Religiosität zu; denn sie gründet bei ihm auf dem innigsten Zusammenhang mit dem Geiste Gottes und beruht auf innerster Überzeugung und persönlichem Erlebnis[1]. So war es bei Christus, der mit Gott in der vollkommensten Verbindung stand, so daß er sagen konnte: „Ich und der Vater sind eins." Auch Sokrates fühlte das Göttliche lebhaft in sich, weshalb er

---

[1] Die religiösen Grundwahrheiten, die zugleich die metaphysischen Grundwahrheiten ausmachen, wie: daß ein absolutes Sein, das ist Gott, existiert, daß dasselbe ewig, unabhängig, unendlich, einzig ist, daß es das höchste, das vollkommenste Sein bildet und darum geistiger Art sein muß, daß durch es das relative, zeitliche Sein prinzipiell bedingt ist — diese religiösen Grundwahrheiten sind für den Großgeist, weil logisch-notwendige Folgerungen auf Grund des Erfahrungsmäßigen, so sicher wie die mathematischen Grundwahrheiten: Sie sind für ihn keine bloßen, von außen empfangenen, angelernten Glaubenswahrheiten, wie durchgängig bei den Mittel- und Kleingeistern und darum der Gefahr, durch andre Ansichten leicht erschüttert zu werden, ausgesetzt, sondern sie sind auf eigenem vernünftigen Denken beruhende Wissenswahrheiten und deshalb feste, innere Überzeugungen. Vgl. mein letztes Buch „Überphilosophie; ein Versuch, die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln". Paetel, Berlin 1907.

von seinem Daimonion sprach. Alle großen Propheten, Dichter und Künstler empfanden eine Art göttlicher Inspiration und schöpften daraus ihre Begeisterung. So sagte einst Beethoven zur Bettina von Arnim: „Noch keinen Freund hab ich, ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist wie den andern in meiner Kunst; ich gehe ohne Furcht mit ihm um, ich habe ihn jedesmal erkannt und verstanden; mir ist auch gar nicht bange um meine Musik, die kann kein böses Schicksal haben. Wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die andern schleppen.“ [1]

Tief durchdrungen von der Religion und der Leitung Gottes war auch der glorreiche Kaiser Wilhelm I. sowie sein gegenwärtig regierender Enkel, Kaiser Wilhelm II. der Friedfertige, wie aus ihren zahlreichen öffentlichen Äußerungen und ihrem privaten Verhalten hervorgeht.

Nicht minder war dies bei Bismarck der Fall, der seine Loyalität gegen König und Vaterland, seine Pflichttreue und Ausdauer im Amte prinzipiell von seiner Religiosität ableitete. So sprach er z. B. in einer Tischrede, die er am 28. September 1870 in Rothschilds Schloß zu Ferrières hielt: „Wenn ich nicht mehr Christ wäre, diente ich dem Könige keine Stunde mehr. Wenn ich nicht meinem Gotte gehorchte und auf ihn rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug . . . Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen und übler Behandlung, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine

[1] Marx, a. a. O. II, 123.

Schuldigkeit tun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich an den Nagel hängen oder das Geschäft gar nicht übernommen haben. Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll, wenn nicht aus Gott." [1]

Auch der hervorragende neuzeitliche Philosoph Eduard von Hartmann, der am 5. Juni 1906 starb, bekannte von sich: „Meine Stellung zur Religion ist dadurch gekennzeichnet, daß ich dieselbe für den höchsten Kulturfaktor der Menschheit, für den Mittelpunkt im Geistesleben des einzelnen und für den unentbehrlichen Grund der sittlichen Gesinnung halte." [2]

Der Großgeist besitzt zweitens die reinste Religiosität. Denn sie ist bei ihm geläutert von den sonst üblichen Schlacken des Anthropomorphismus, des Paganismus und des Pharisäismus, wie sie die mindern Geister sehr häufig aufweisen. Die letztern fassen Gott und das Göttliche meistens menschlich, das Übernatürliche natürlich, das Geistige körperlich und das Symbolische sachlich; der Großgeist dagegen verehrt Gott „im Geiste und in der Wahrheit", wie es auch Christus getan und gelehrt hat. Aber trotz dieser entschiedenen Lehre Christi, wieviel Heidnisches findet sich noch heute in der christlichen Welt! — Auch das Pharisäertum, das in der Religion das Nichtige für wichtig und das Wichtige für nichtig hält und den Hauptaccent auf das Kleine und Kleinliche legt, ist keineswegs ausgestorben, sondern wuchert noch immer üppig fort. Der Großgeist dagegen hält sich von diesen Auswüchsen und

---

[1] Graf Bismarck und seine Leute. Bd. I, S. 208.

[2] Ed. v. Hartmann in „Deutschland", Monatsschrift f. d. gesamte Kultur. 1902/03. S. 74.

Verunreinigungen der Religion fern; denn wie überall, so unterscheidet er auch in religiöser Beziehung zwischen dem Wesentlichen und dem Nichtwesentlichen, zwischen dem Haupt- und Nebensächlichen, zwischen dem Notwendigen und Accidentellen, zwischen dem Gewissen und dem Sagenhaften, zwischen dem Bedeutsamen und dem Unbedeutenden und pflegt das erstere, während er es den Kleingeistern überläßt, sich ihrer Natur entsprechend mehr auf das zweite zu verlegen. Der Großgeist sucht vor allem „das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit", d. h. das Reich der Wahrheit, nach der er wie der Hirsch nach den Wasserbächen dürstet, das Reich der Tugendhaftigkeit, welche er als einen eminent kostbaren Schatz betrachtet, und das Reich der Schönheit, für die er einen so ausgeprägten Sinn hat. —

Der Großgeist besitzt drittens die vernünftigste Religiosität; denn sie ist frei von Widersprüchen gegen das logische Denken und steht im Einklang mit den sicheren Ergebnissen der Wissenschaft. Wie die ganze körperlich-geistige Verfassung des Großgeistes eine durchgängige Harmonie aufweist, so zeigt sich dieselbe auch in seinen religiösen Anschauungen. Er nimmt auch in dieser Beziehung nichts blindgläubig wie die große Masse der Menschen hin, einerlei ob es sich logisch und tatsächlich rechtfertigen läßt oder nicht, sondern er „prüft alles und behält das Gute", das Begründete. Er versteht, Religion und Wissenschaft in sich zu vereinbaren.

Dem Großgeist eignet viertens die vollkommenste Religiosität, indem sie sich über die einseitigen Religionen erhebt und deren Wahrheitsmomente in sich schließt. Er sagt nicht, daß alle Religionen wahr seien. Denn das ist unmöglich, weil sie sich vielfach widersprechen; aber alle

Religionen enthalten Wahrheitselemente, mehr oder minder Wahres. Und dieses erkennt er bei ihnen an, und darum ist er tolerant und versöhnlich.

Das haben bisher die hervorragendsten Geister durch die Tat gezeigt. Ich erinnere nur an Spinoza und Locke, Leibniz und Bossuet, welch beide letzteren sich eifrig bemühten, eine Wiedervereinigung der durch die religiöse Bewegung im 16. Jahrhundert entstandenen christlichen Konfessionen herbeizuführen. Auch die späteren bedeutenden Theologen Möhler und Döllinger waren sehr für diese Versöhnung eingenommen.

Desgleichen Goethe, der wie sonst, so auch in der Religion nicht einseitig, sondern vielseitig, allseitig war und eine interessante Entwicklung durchmachte, die ich in meinem Buche über ihn des Näheren dargelegt habe[1]. Er war zwar von Geburt und Erziehung Protestant und ist es auch später geblieben, aber der protestantische Standpunkt befriedigte ihn nicht ganz, weder in der Lehre noch im Kultus, wie er selbst wiederholt offen bekannte[2]. Er suchte deshalb beide Konfessionen, den Protestantismus und den Katholizismus, zu einer höheren Einheit in sich zu vereinigen und hoffte, daß mit der Zeit eine derartige Vereinigung auch in der Menschheit eintrete. In dieser Beziehung bemerkte er: „Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter

---

[1] E. L. Fischer, Goethes Lebens- und Charakterbild. S. 81 ff. Leipzig 1905.

[2] Siehe Biedermann, Goethes Gespräche. 1889. Bd. III, S. 282. — Ferner Goethe, Aus meinem Leben. Werke XV, 58 f. — Gruner, Briefwechsel und mündlicher Verkehr mit Goethe. S. 98. Leipzig 1853. — Archiv für Literaturgeschichte; Bd. XI, S. 118.

um sich greifenden Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen, wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist.

„Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören, und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bißchen so oder so im äußern Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen. Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und des Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen."[1]

Auch Bismarck war in der Religion nicht einseitig und intolerant. Im Winter von 1878 auf 1879 sagte er zu M. Busch: „Christentum, nicht Konfession wie die Hofprediger!"[2] Und bei einem Tischgespräch am 12. August 1870 zu St. Avold bemerkte er: „Jeder muß nach seiner Fasson selig werden können. — Den Katholiken nimmt man es wenig übel, wenn sie orthodox sind, den Juden gar nicht, den Lutheranern aber sehr, und die Kirche wird fortwährend als verfolgungssüchtig verschrien, wenn sie die Nichtorthodoxen abweist; davon aber, daß die Orthodoxen von der Presse und im Leben verfolgt werden und verspottet — das finden die Leute ganz in der Ordnung." Und ein andres Mal sagte er: „Ich will nicht, daß man die Leute in der Religion zwingt. Jeder muß wissen, wie er sich am besten auf das künftige Leben vorbereitet."[3]

---

[1] Eckermann, Gespräche mit Goethe. Bd. III, S. 264 f. Reclam Leipzig.

[2] M. Busch, Unser Reichskanzler. Bd. I, S. 132. Leipzig 1884.

[3] M. Busch a. a. O. I, 132, 134.

Insbesondere war Moltke sehr tolerant und wünschte lebhaft die Wiedervereinigung der Konfessionen. Hierüber bemerkt sein Biograph, der Oberstleutnant M. Jähns: „Eine so feinsinnige, geschichtlich und ästhetisch angelegte Natur wie Moltke empfand die große Kirchentrennung begreiflicherweise als ein schweres und eigentlich unnützes Unglück, zumal für unser deutsches Volk. Er meinte, Luther sei viel zu weit gegangen; er habe das Kind mit dem Bade ausgeschüttet." Es ist das dieselbe Anschauung, welche Goethe hegte, wenn er zur Zeit der französischen Staatsumwälzung äußerte:

> Franztum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
> Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück.

Bernhardi widersprach lebhaft und sagte: wenn Christus abermals zur Erde käme, so würden die katholischen Geistlichen ihn von neuem als Ketzer und Gottesleugner kreuzigen. „Die lutherischen etwa nicht?" fiel Moltke ein — „die erst recht, wenn er ihnen von guten Werken spräche!" Er hoffte auf eine dereinstige Wiedervereinigung der Bekenntnisse im Schoße der gereinigten katholischen Kirche, deren Vorzüge er in der unanfechtbaren Autorität und in ihrer größeren Einwirkung auf Phantasie und Gemüt erblickte." [1]

Sehr interessant ist — ich möchte sagen — sein geistliches Testament, das Moltke unter dem Titel „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben" im Oktober 1890, also einige Monate vor seinem am 24. April 1891 erfolgten Tode auf seinem Landgut Creisau eigenhändig niederschrieb, und in dem es heißt: „Das Christen-

---

[1] Jähns, Feldmarschall Moltke. Bd. I, S. 226. Berlin 1894.

tum hat die Welt aus der Barbarei zur Gesittung emporgehoben. Es hat in hundertjährigem Wirken die Sklaverei beseitigt, die Arbeit geadelt, die Frau emanzipiert und den Blick in die Ewigkeit geöffnet. Aber war es die Glaubenslehre, das Dogma, welches diesen Segen schuf? Man kann sich über alles verständigen, nur nicht über Dinge, an welche das menschliche Begriffsvermögen nicht heranreicht, und gerade über solche Begriffe hat man achtzehn Jahrhunderte hindurch gestritten, hat die Welt verheert, von der Vertilgung der Arianer an durch dreißigjährige Kriege, bis zu den Scheiterhaufen der Inquisition, und was ist das Ende aller dieser Kämpfe? — Derselbe Zwiespalt der Meinungen wie zuvor. Wir können die Glaubenssätze hinnehmen, wie man die Versicherung eines treuen Freundes hinnimmt, ohne sie zu prüfen; aber der Kern aller Religionen ist die Moral, welche sie lehren, am reinsten und erschöpfendsten die christliche . . . Die Vernunft steht nirgends im Widerspruch mit der Moral, das Gute ist schließlich auch das Vernünftige, aber danach zu handeln, hängt nicht von ihr ab. Hier entscheidet die herrschende Seele, die Seele des Empfindens, das Wollen und Handeln. Ihr allein, nicht den beiden Vasallen, hat Gott das zweischneidige Schwert des freien Willens geschenkt, diese Gabe, welche nach der Schrift zur Seligkeit oder zur Verdammnis führt.

Aber auch ein sicherer Ratgeber ist uns beigeordnet. Von uns selbst abhängig hat er seine Vollmacht von Gott selbst. Das Gewissen ist der unbestechliche und unanfechtbare Richter, welcher sein Urteil in jedem Augenblick spricht, wo wir ihn hören wollen, und dessen Stimme endlich auch den erreicht, der sich ihr verschließt, wie sehr er sich dagegen sträubt . . . Er sagt uns, daß jeder Tag

dem Herrn geweiht sein sollte, daß selbst der erlaubte Zins, von Bedrängten erhoben, unrecht sei, mit einem Wort, es predigt die Moral in der Brust von Christen und Juden, von Heiden und Wilden. Denn selbst bei den ungebildetsten Völkern, denen das Christentum nicht leuchtet, stimmen die Grundbegriffe über Gutes und Böses überein. Auch sie erkennen Treubruch und Lüge, Verrat und Undank für schlecht, auch ihnen ist das Band zwischen Eltern, Kindern und Verwandten heilig. Es ist schwer, an die allgemeine Verderbtheit der Menschheit zu glauben, denn wie sehr auch von Roheit und Wahnvorstellungen verdunkelt, liegt doch in jeder Menschenbrust der Keim zum Guten, der Sinn für Edles und Schönes, wohnt in ihr das Gewissen, welches den rechten Weg zeigt. — Gibt es einen überzeugenderen Beweis für das Dasein Gottes, als dies allen gemeinsame Gefühl für Recht und Unrecht, als die Übereinstimmung eines Gesetzes, wie in der physischen, so in der moralischen Welt; nur daß die Natur diesem Gesetze unbedingt folgt, dem Menschen aber, weil frei, die Möglichkeit gegeben ist, es zu verletzen ... Es ist schwerer, das Nichts als das Etwas zu denken, zumal dies Etwas doch einmal da ist, schwerer das Aufhören als die Fortdauer. Unmöglich kann dies Erdenleben ein letzter Zweck sein. Wir haben ja nicht um dasselbe gebeten; es ward uns gegeben, auferlegt. Eine höhere Bestimmung müssen wir haben, als etwa den Kreislauf dieses traurigen Daseins immer wieder zu erneuern. Sollen die uns rings umgebenden Rätsel sich niemals klären, an deren Lösung die Besten der Menschheit ihr Leben hindurch geforscht? Wozu die tausend Fäden von Liebe und Freundschaft, die uns mit Gegenwart und Vergangenheit verbinden, wenn es keine Zukunft gibt, wenn alles mit dem Tode aus

ist ... Wenn, wie der Apostel Paulus schreibt, einst der Glaube in die Erkenntnis, die Hoffnung in die Erfüllung aufgeht, und nur die Liebe besteht, so dürfen wir hoffen, auch der Liebe eines milden Richters zu begegnen." [1] Das ist die religionsphilosophische Auffassung Moltkes gegen das Ende seines Lebens. —

Der Großgeist wird mit dem Alter immer religiöser, d. h. er befaßt sich in seinem Denken und Gemüte immer eingehender mit dem Göttlichen und dem Ewigen und geht dem Tode mit Ruhe und Fassung entgegen.

So wird z. B. von dem herrlichen Lorenzo de' Medici, dem größten Gönner der Wissenschaften und Künste in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, berichtet, daß er in der letzten Zeit seines Lebens, besonders durch die gewaltigen Predigten Savonarolas, von seinem ausgeprägten Weltsinn ernstlich in sich gegangen sei und dem Himmlischen sich zugewandt habe. Über seine letzten Stunden erzählt sein Freund A. Poliziano: „Nachdem der vom Fieber Ergriffene die Beichte abgelegt, wurde ihm um Mitternacht gemeldet, der Priester mit dem Sakramente sei da. ‚Fern sei es von mir', rief er, ‚daß ich es zulasse, mein Jesus, der mich geschaffen und der mich erlöst, solle bis in dieses Schlafgemach zu mir kommen; tragt mich von hier, ich beschwöre euch, tragt mich sogleich, daß ich dem Herrn entgegeneile.' Von den Freunden gestützt, durch seines Geistes Anstrengung die körperliche Schwäche überwindend, schleppte er sich hin zu dem Vorhof, wo der Priester wartete, fiel auf die Knie und sprach flehentlich und unter Tränen: ‚So würdigst du, sanftmütigster Jesus, deinen verworfensten

---

[1] Jähns a. a. O. II, 657 ff.

Knecht deines Besuches? Was sagte ich — Knecht? Vielmehr deinen Feind, und zwar den undankbarsten, der, mit so vielen Wohltaten von dir überhäuft, niemals auf deine Worte hörte und so oft deine Majestät beleidigte. Bei jener deiner Liebe, mit der du das ganze menschliche Geschlecht umfängst, die dich vom Himmel zu uns auf die Erde führte und mit menschlicher Hülle bekleidete — — — bei dieser Liebe, heilbringender Jesus, bitte und beschwöre ich dich, wende dein Antlitz ab von meinen Sünden, auf daß, vor dein Gericht gestellt, zu dem ich mich schon deutlich berufen fühle, nicht meine Missetat, nicht meine Schuld mir angerechnet seien, sondern mir durch die Verdienste deines Kreuzes verziehen werde. Es entscheide, es entscheide in meiner Sache dein Blut, das du, treuwertester Jesus, den Menschen die Freiheit zu schenken, auf jenem erhabenen Altar unsrer Erlösung vergossen hast.' Nachdem er das heilige Abendmahl empfangen, tröstete und ermahnte er seinen Sohn Pietro, bezeugte Angelo seine Liebe und ließ nach Pico della Mirandola schicken, mit dem er sich traulich unterhielt und dem er scherzend sagte: ‚Ich wollte, der Tod verzögerte sein Kommen bis zu dem Tage, da ich eure Bibliothek ganz vollendet.'

Kaum war Pico fortgegangen, als der Ferrarese Hieronymus (Savonarola), ein Mann, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und Heiligkeit und ein vorzüglicher Prediger der Himmelsweisheit, in das Schlafgemach eintrat. Dieser ermahnte ihn, am Glauben festzuhalten, den unerschüttert zu bewahren jener versicherte, sein Leben fortan von Grund aus zu bessern, worauf die Antwort kam: er werde es mit allen Kräften tun, um endlich den Tod, wenn es nötig sei, mit Gleichmut zu ertragen ... Endlich in den Anblick eines Kruzifixes sich verlierend und es wiederholt küssend,

hauchte er seine Seele aus."[1] (Sonntag, am 8. April 1492.)

So starb der große Renaissancemensch Lorenzo de' Medici.

Auch der noch größere, hochgeniale Leonardo da Vinci schied in religiös-christlicher Gesinnung aus dem Leben. Denn von ihm heißt es: „Im Frühling des Jahres 1519 machten sich die Vorboten des Todes geltend, und am 23. April ließ er sein Testament aufsetzen, worin er nicht nur die genauesten Bestimmungen über die Verteilung seines Nachlasses, sondern auch über die Art seiner Beisetzung angab. Er bestellte sich ein Leichenbegängnis, das ganz der Prachtliebe entsprach, die den Lebenden beherrscht hatte. Nachdem er zuvor seine Seele Gott, der Jungfrau Maria, dem heiligen Michael und allen Engeln und Heiligen des Paradieses empfohlen, ordnet er an, daß er in der Kirche des heiligen Florentinus in Amboise begraben sein will. Von den Kaplänen dieser Kirche soll sein Körper von Cloux dorthin getragen werden, unter dem Geleit der übrigen Geistlichkeit dieser Kirche, der Kapläne der Kirche des heiligen Dionysius und der Minoritenmönche von St. Amboise. Vor der Überführung des Leichnams sollen drei große Messen in allen drei Kirchen zelebriert werden. 60 Arme sollen gegen Entgelt 60 Fackeln tragen, und außerdem soll eine bestimmte Summe an Arme zweier Hospitäler verteilt werden. Auch die Kirchen werden reichlich mit Spenden von Wachskerzen bedacht . . . Wenige Tage nach Abfassung des Testaments, am 2. Mai 1519, starb Leonardo, nicht, wie Vasari erzählt, in den Armen des damaligen Königs von Frankreich, Franz, dessen Gast er war — denn dieser weilte

[1] H. Thode, Michelangelo. II, 277 f.

an jenem Tage in Saint-Germain en Laye —, sondern im Beisein seines treuen Melzi. Dieser meldete auch den Tod seines väterlichen Freundes dem König und den Brüdern Leonardos in Florenz. „Es ist mir unmöglich", schrieb er den letzteren, „den Schmerz auszudrücken, den mir dieser Tod zugefügt hat, und solange meine Glieder zusammenhalten, werde ich eine nie endende Trostlosigkeit behalten, und zwar mit vollem Recht, weil er mir täglich eine so herzliche und glühende Liebe bezeigte. Jedermann empfindet mit Schmerz den Tod eines solchen Mannes, den zu schaffen nicht mehr in der Macht der Natur liegt. Nun möge ihm der allmächtige Gott die ewige Ruhe schenken. Er schied aus diesem Leben am 2. Mai mit allen Verordnungen der heiligen Mutter Kirche und wohlvorbereitet."[1] —

Über das Lebensende des gleichfalls großgeistigen Michelangelo sagt sein vortrefflicher Charakterdarsteller H. Thode: „Die Geschichte der noch übrigen 30 Jahre, der dritten Epoche im Leben Michelangelos, ist, was die äußeren Schicksale und seine Tätigkeit anbetrifft, mit wenigen Worten zu geben. Ein innerlich Verwandelter erscheint er uns, den Blicken gleichsam in weitere geheimnisvollere Ferne entrückt, der Öffentlichkeit entfremdet! Ein Schaffender ist er bis zum letzten Atemzug geblieben. Aber diese nach außen gerichtete Tätigkeit macht nicht mehr den Eindruck eines das ganze Sein erfüllenden Inhaltes, sondern ist nur noch die Begleiterscheinung eines innern, auf andre Ziele gerichteten geistigen Wirkens. Mehr und mehr verliert die Kunst für diese dem Trug der Sinne abgewendete Seele ihre absolute Bedeutung, in immer größeren Tiefen unausdrückbaren

[1] A. Rosenberg, Leonardo da Vinci. 1898. S. 131 f.

Gefühles sucht der Geist die Erlösung in der Erkenntnis des Weltengeheimnisses, und an Stelle des Schauens von Gestalten tritt in der von Sehnsucht beschwingten Phantasie das Ahnen beseligender Glaubensvisionen. Religiöse Versenkung und philosophische Betrachtung werden Kern und Ziel des Lebens, und in der Dichtkunst finden sie das Mittel ihres freieren Ausdruckes." [1]

Über die letzten Tage Michelangelos berichtet Daniele da Volterra: „Ich verließ ihn eben jetzt etwas nach 8 Uhr im vollen Besitz seiner Fähigkeiten und geistig ruhig, nur von dauernder Schläfrigkeit überkommen. Dies belästigte ihn so sehr, daß er zwischen 3 und 4 Uhr diesen Nachmittag auszureiten versuchte, wie er es bei gutem Wetter jeden Abend gewöhnt ist. Das kalte Wetter und die Schwäche seines Kopfes und seiner Beine hinderte ihn daran; so kehrte er zum Kamin zurück und ließ sich in einem Lehnstuhl nieder, den er dem Bette durchaus vorzieht." Als das Übel in den nächsten Tagen zunahm, machte er in Gegenwart seiner Ärzte sowie der Freunde und Hausgenossen sein Testament mit vollstem Bewußtsein in den Worten: daß er seine Seele den Händen Gottes, seinen Körper der Erde und seine Habe seinen nächsten Verwandten überlasse. Dann befahl er den Seinen, ihn beim Hinscheiden aus diesem Leben an das Leiden Jesu Christi zu erinnern. Und so, am 18. Februar 1564, in der 23. Stunde (um 4¾ Uhr nachmittags) hauchte er (im Alter von 89 Jahren) seine Seele aus, um in ein besseres Leben einzugehen." [2]

---

[1] H. Thode, Michelangelo. Bd. I, S. 317. Berlin 1902.

[2] So berichtet Daniele da Volterra, der dem großen Michelangelo in den letzten Tagen seines Lebens beistand. Thode a. a. O. I, 335 f.

Auch **Napoleon** I. bereitete sich auf sein Lebensende sehr wohl vor. Schon drei Jahre vor seinem Tode wünschte er aus eigenem Antriebe einen katholischen Geistlichen in seiner Umgebung. Auf Anordnung seines Onkels, des Kardinals Fesch in Rom und mit Genehmigung des Papstes Pius VII. erhielt der Kaiser den Abbé Buonavita sowie den Abbé Vignali als Hausgeistliche. Dem ersteren trug er auf, jeden Sonn- und Feiertag die heilige Messe vormittags 9 Uhr in seiner (Napoleons) Wohnung zu feiern, an welcher Feier er regelmäßig teilnahm; Vignali dagegen sollte das heilige Opfer in der Wohnung der erkrankten Gräfin Bertrand darbringen [1].

Als Napoleon sein Ende herannahen fühlte, verfaßte er am 15. April 1821 eigenhändig sein Testament, in dem er niemand, der ihm im Leben nahegestanden oder einen besondern Dienst erwiesen hatte, vergaß, und das mit den Worten beginnt: „Ich sterbe in der apostolisch-römischen Religion, in deren Schoß ich vor mehr als 50 Jahren geboren wurde." [2]

„In der Nacht vom 20. April gegen 1 Uhr äußerte der Kaiser den Wunsch, mit dem Abbé Vignali zu sprechen; er befahl mir," berichtet der General Montholon weiter, „ihn rufen zu lassen und setzte hinzu: Sie werden uns allein lassen, aber zurückkommen, sobald er mein Zimmer verlassen hat. Richten Sie es so ein, daß man nicht erfahre, daß ich ihn die Nacht gesehen." Ich gehorchte. Der Abbé

---

[1] Beides berichtet Napoleons Leibarzt Dr. Antomarchi in seinem Tagebuch von St. Helena, neu herausgegeben von O. Marschall v. Bieberstein in seinem Buch: Napoleon I. kurz vor seinem Tode". 1903. I, S. 75, 105.

[2] **Elsner**, Umfassende Geschichte des Kaisers Napoleon. 1837. Bd. X, S. 505.

Vignali blieb eine Stunde beim Kaiser. Als ich zurückkam, war der Kaiser sehr ruhig; seine Stimme verriet keine Aufregung, er hat einige Augenblicke von Religion gesprochen, verlangte von mir einen Trank und schlief ein." [1]

Am nächsten Tag, den 21. April, nachmittags 1/22 Uhr, ließ Napoleon abermals den Abbé Vignali kommen und fragte ihn: „Wissen Sie, Abbé, was eine beleuchtete Sterbekapelle (chambre ardente) ist? — Als dies der Geistliche bejahte, fuhr der Kaiser fort: „Haben Sie schon eine solche hergerichtet?" — „Keine", antwortete Vignali. „Nun, Sie können die meinige herrichten," bemerkte Napoleon und gab ihm darüber genaue Verhaltungsbefehle. Sein Gesicht war belebt, konvulsivisch. Sein Arzt, Dr. Antomarchi, der zugegen war, betrachtete ihn mit Unruhe, und als der Kaiser in dessen Gesicht eine eigentümliche Bewegung bemerkt zu haben glaubte, sagte er zu ihm: „Sie sind über diese Schwachheit hinaus; aber was wollen Sie? Ich bin weder Philosoph noch Arzt. Ich glaube an Gott, und ich bin von der Religion meines Vaters; es ist nicht ein jeder Atheist."

Darauf wandte er sich wieder zu dem Priester mit den Worten: „Ich bin in der katholischen Religion geboren, will die Pflichten erfüllen, die sie mir auferlegt und den Beistand derselben annehmen. Sie werden täglich die Messe in der benachbarten Kapelle lesen und das Allerheiligste 40 Stunden lang aussetzen. Nach meinem Tode werden Sie Ihren Altar an meinen Kopf in der Sterbekapelle aufstellen; Sie werden mit der Messe fortfahren, alle Zere-

---

[1] Montholon, Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena. Deutsch von Dietzmann, 1846. Bd. II, S. 533 f.

monien verrichten und nicht eher aufhören, als bis ich unter der Erde bin." [1]

Nach diesen Anordnungen entfernte sich der Geistliche, und der Arzt blieb allein bei dem Kaiser, der ihn nun abermals wegen seines vermuteten Unglaubens hernahm, indem er zu ihm sprach: „Wie, können Sie Ihren Unglauben soweit treiben? Können Sie nicht an Gott glauben? Alles ruft doch laut sein Dasein aus; auch haben die größten Geister an Gott geglaubt."

Darauf erwiderte der Doktor: „Aber, Sire, ich habe noch niemals sein Dasein in Zweifel gezogen. Ich beobachtete den Puls bei Ihrem Fieber, und Eure Majestät haben in meinen Zügen den Ausdruck zu finden geglaubt, den sie nicht hatten." [2]

Am 3. Mai nachmittags 2 Uhr entließ Napoleon auf einige Zeit seinen Arzt und die übrigen Anwesenden aus dem Zimmer, während er den Geistlichen allein bei sich zurückbehielt. — Als dieser nach einer Weile herauskam, sagte er, daß er dem Kaiser das Viatikum oder die letzte Wegzehrung gereicht habe. [3]

Am nächsten Tag, den 4. Mai, war „das Wetter furchtbar, der Regen strömte ununterbrochen, und der Sturm drohte alles zu zerstören. Die Weide, unter der Napoleon gewöhnlich Erfrischung suchte, wurde umgerissen; unsre Pflanzungen wurden entwurzelt und zerstört; ein einziger Gummibaum widerstand noch, als auch ihn ein

---

[1] Bericht des Leibarztes Napoleons, des Dr. Antomarchi, in seinem Tagebuche, deutsch herausgegeben von O. v. Bieberstein, Bd. II, S. 131. — Vgl. Las Cases, Denkwürdigkeiten von St. Helena. 1826. Bd. IX, S. 103 ff.

[2] Las Cases a. a. O.

[3] Antomarchi a. a. O. II, 145. Vgl. Elsner a. a. O. X, 529.

Wirbelwind erfaßt, ausreißt und in den Kot schleudert. Nichts von dem, was der Kaiser liebte, sollte ihn überleben."[1]

Am folgenden Tag, den 5. Mai 1821, überkam Napoleon eine große Schwäche, so daß er nur noch sehr wenig sprechen konnte. Seine letzten Worte, die man in den Fieberphantasien aus seinem Munde vernahm, waren: Frankreich — Spitze der Armee — Josephine[2]. — Napoleon starb gefaßt und ruhig, abends 5 Uhr 55 Minuten, als die Sonne unterging. Schon tags zuvor hatte er nach Empfang der Sakramente das schöne Wort gesprochen: „Ich bin im Frieden mit dem ganzen Menschengeschlecht." Der Ausdruck seines Gesichts war im Tode sanft, sein Mund erschien lächelnd[3]. Und herrlich wie sein Tod ist herrlich und großartig seine letzte Begräbnisstätte im Invalidendome zu Paris. —

Sehr friedlich starb auch Moltke. Am 24. April 1891 war er um 1/28 Uhr aufgestanden, etwas früher als sonst, um sich von einer nach Kopenhagen abreisenden Verwandten zu verabschieden. Um 9 Uhr hatte er den Vortrag des Adjutanten entgegengenommen, war dann um 12 Uhr ins Herrenhaus gefahren, um an der Abstimmung über die Gewerbeordnung teilzunehmen und gegen 3 Uhr zu Fuß heimgekehrt. Bei Tische, zwei Stunden später, speiste Moltke mit guter Eßlust und scherzte fröhlich mit den Kindern. Nachdem der Kaffee eingenommen, zog er sich wie gewöhnlich in sein Zimmer zu den Zeitungen zurück und erschien um 8 Uhr frisch und heiter zum Tee. Nach demselben

---

1 Elsner a. a. O. X, 531.

2 Montholon a. a. O. Bd. II, S. 542.

3 Näheres über Napoleons Lebensende und seine Religiosität in meinem Buche „Napoleons I. Lebens- und Charakterbild. Mit 64 Illustrationen. Leipzig 1904.

setzte man sich an den Whisttisch. Der Feldmarschall spielte mit. Beim letzten Robber hielt er, der eben begonnen hatte, Karten zu geben, plötzlich inne; er schien an Atemnot zu leiden, bestätigte auch auf Fragen, daß er „ein bißchen Asthma" habe, spielte aber weiter und gewann den letzten Robber seines Lebens glänzend.

Nun sollte musiziert werden. Frau von Moltke, die den Onkel recht matt aussehend fand, fühlte ihm den Puls, der schwach aber regelmäßig ging, und forderte ihn auf, ruhig sitzen zu bleiben, da man ja bei offen stehender Tür die Musik auch am Spieltisch sehr gut hören könne. In seiner großen Zartheit entgegnete er aber: „Nein, das geht nicht; wenn er für mich spielen will, muß ich auch hineingehen". Er betrat den Musiksaal, nahm auf einem Stuhle dicht an der Tür Platz und faltete die Hände, zwischen denen er ein rotseidenes Taschentuch hielt, im Schoße. Nun begann der Künstler Dreßler eine eigene Komposition zu spielen. Da erhob sich plötzlich der Feldmarschall und ging mit leisen Schritten ins dunkle Nebenzimmer. Sehr bald folgte ihm sein Neffe und dessen Gattin. Beide blieben zunächst an der Tür stehen, weil sie wußten, daß der Oheim es gar nicht liebte, wenn man ihn mit übereifriger Sorgfalt belästigte. Da aber hörten sie einen tiefen Seufzer; der Major trat nun rasch ein und konnte in der undeutlichen Beleuchtung nur erkennen, daß der Graf auf einem Stuhle saß, die Ellenbogen auf die Knie gelegt und den Oberkörper tief vornüber gebeugt. Der Neffe befühlte die Stirne des Erkrankten; sie war eiskalt und sank ihm schwer in die Hand. Moltke wurde in sein Bett getragen. Ab und zu hoben noch, immer seltener werdend, tiefe Atemzüge seine Brust; der Körper streckte sich in natürlicher Haltung, die Hände waren leicht übereinander gelegt; kein Zug ver-

änderte sich in dem feinen, wie aus Marmor gemeißelten Antlitz; kein Todesseufzer entfloh den ruhig geschlossenen Lippen. Nach wenigen Minuten hörte das Herz zu schlagen auf. Die Züge verklärte tiefer Friede und der Abglanz eines inneren, fast heiteren Glückes[1].

Auch Goethe schied ruhig und friedlich. Seine letzte bedeutende Arbeit war die Vollendung seines Haupt- und Lebenswerkes, des „Faust". Das Finale desselben klingt durch und durch religiös. In ihm kommt Goethes zuversichtliche Hoffnung zum Ausdruck, daß er schließlich zum ewigen Leben in Gott gelangen werde; denn da er im zeitlichen Leben stets mit Eifer nach dem Hohen und Höchsten gestrebt, werde er dasselbe am Ende auch erreichen. Darum bemerkte er in dieser Dichtung, daß nach seinem leiblichen Tode Engel sein „Unsterbliches", seine Seele, zu den himmlischen Höhen tragen, indem sie singen:

Gerettet ist das edle Glied
der Geisterwelt vom Bösen:
wer immer strebend sich bemüht,
den können wir erlösen;
und hat an ihm die Liebe gar
von oben teilgenommen,
begegnet ihm die selige Schar
mit herzlichem Willkommen.

Goethe war im Grunde ein beständiger Gottsucher, wenn er auch Gott nur wenig in den Mund genommen hat. Und weil er ihn ernstlich gesucht, hat er ihn auch schließlich gefunden. Ja, die ewige Liebe Gottes — das ist in Wahrheit das „Ewig-Weibliche", mit dem sein erhabenes Lebenswerk endigt — hat ihn angezogen und mit sich vereinigt:

Das Ewig-Weibliche
zieht uns hinan[2].

---

[1] Jähns a. a. O. II, 666 f.

[2] Goethe nennt deshalb die ewige Liebe Gottes das „Ewig-Weibliche", weil dieselbe in der echten, edlen Liebe des Weibes ihre

In dieser Beziehung bemerkt Kuno Fischer treffend: „In unsrer Fausttragödie waltet ein Mysterium . . . Es handelt sich nicht um die vielen und bunten Begebenheiten, welche im Verlauf dieser zweiteiligen Tragödie an uns vorübergegangen sind, sondern um den Sinn und die Bedeutung aller insgesamt. Was der Held unsrer Tragödie seine bessere Seele genannt hat, die Sehnsucht nach Gott, den Urdrang zur Vereinigung mit ihm, das ist auch der Sinn und Endzweck der ganzen Fausttragödie. Gerade wegen dieser Grundidee und dieses Endzieles ist diese Tragödie einzig und unvergleichlich in der Weltliteratur." [1]

Nachdem Goethe dieses letzte und bedeutendste Werk glücklich vollendet, war er hochbefriedigt. Seine Stimmung war im Grundton religiös. Wenige Tage noch vor seinem Tode sprach er deshalb gern und viel von der Religion und gab seinem Glaubensbekenntnis noch einmal offen Ausdruck. So sagte er unter anderm am 11. März 1832: „Ich halte die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit . . . Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist

---

vorzüglichste Vertretung auf Erden findet, ähnlich wie die Allmacht Gottes in der starken Energie des Mannes.

[1] K. Fischer, Goethes Faust. Bd. I, S. 1042 f. Heidelberg 1904.

sich erweitern wie er will, über die Hoheit und die sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen. — Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringern heranzuziehen." [1]

Unter diesen „höheren Naturen" verstand Goethe die großen Menschen; sie bildeten den letzten Gegenstand seiner wissenschaftlichen Unterhaltung, und zu ihnen gehörte auch er. Und wie seine letzte wissenschaftliche Unterredung bedeutungsvoll war, so war auch seine letzte Handlung eine edle, indem er eine Anweisung zur Unterstützung einer talentvollen Künstlerin mit zitternder Hand unterschrieb.

Am Morgen des 22. März 1832 mußte seine Schwiegertochter Ottilie neben ihm sitzen. Dabei hielt er ihre Hand lange in der seinigen und führte mit ihr ein heiteres Gespräch. Aber bald wurde die Sprache immer undeutlicher, bis sie zuletzt versagte. Da suchte er noch durch Zeichen, die er in die Luft, schließlich auf dem Schoße schrieb, sich verständlich zu machen. Gegen 1/212 Uhr mittags drückte er sich in die linke Ecke des Lehnstuhls und verschied sanft und unmerklich [2].

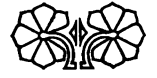
---

[1] Eckermann, Gespräche mit Goethe. Bd. III, S. 263 ff. Reclam, Leipzig.

[2] Düntzer, Goethes Leben. S. 655. Leipzig 1880.

Eine Geistersonne war untergegangen, aber damit nicht erloschen. Ging sie auch am zeitlichen Horizont nieder, so ist sie am ewigen aufgestiegen. Denn nichts Substantielles, sei es materiell oder geistig, vergeht in nichts, so wenig als es aus nichts entsteht, sondern es währt in Ewigkeit.

Ganz besonders ist das beim Großgeist der Fall: der im Leben stets nach dem Höchsten, dem Göttlichen, dem Ewigen getrachtet — er wird es auch erreichen; denn wenn nicht einmal das Niedrigste in der Welt, das Atom, ganz untergeht, dann um so weniger das Höchste darin — der göttliche Mensch, der Großgeist!



Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg.



Altenburg.
Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co.

Altenburg.
Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co.

.ic DEPA

